

Zeit- und Zukunftskonzepte
in Konrads von Würzburg
Trojanerkrieg

Inauguraldissertation
zur Erlangung des Akademischen Grades
eines Dr. phil.,

vorgelegt dem Fachbereich 05 – Philosophie und Philologie der Johannes
Gutenberg-Universität
Mainz

von
Charlotte Krämer
aus Darmstadt

Mainz
2019

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Vorüberlegungen.....	1
1.2	Zielsetzung, Methodenüberblick und Aufbau der Arbeit.....	2
2	Die Jugendgeschichten des Pârîs und des Achill	11
2.1	Pârîs' Jugend oder: Maßnahmen gegen den prophezeiten Untergang.....	12
2.1.1	Ecubâs Unheilstraum.....	12
Exkurs: Antike und mittelalterliche Traumtheorie.....		12
2.1.2	Das mehrfach motivierte Scheitern von Prîamus' Zukunftsplänen.....	17
2.1.3	Prîamus' Entscheidung für ein offenes Zukunftskonzept.....	24
2.2	Achills Jugend oder: Maßnahmen gegen den prophezeiten Tod.....	29
2.2.1	Die (Unheils-)Prophezeiung des Prôtheus.....	29
2.2.2	Achills Ausbildung zum Krieger: Ein Zusammenspiel von <i>art</i> und Erziehung.....	31
2.2.3	Thêtis' Suche nach einer besseren Zukunft für Achill.....	35
Exkurs: Zu den Spielarten und Funktionen „abgewiesener Alternativen“.....		41
2.2.4	Achills alternativer Lebensentwurf als Jocundille.....	44
Exkurs: Das Konzept des künstlerischen Raumes nach Juri Lotman.....		50
2.2.5	Achills Rückführung in die Gemeinschaft der griechischen Krieger.....	53
2.2.6	Zur Semantik des Lebensalters.....	56
2.3	Ergebnisse.....	61
3	Minne und Zukunftswissen	64
3.1	Der Streit der Göttinnen.....	65
Exkurs: Liebe oder Vernunft bei Thomas von Aquin und Johannes Duns Scotus.....		74
3.2	Jâson und Mèdêâ.....	82
3.2.1	Mèdêâs Zukunftspläne für Jâson oder: Der Kampf um das Goldene Vlies.....	82
3.2.2	Mèdêâs Scheitern an den Gesetzen der <i>minne</i>	90
3.2.3	Motivvariation: der Tod des Hercules.....	96
3.3	Achill und Dêîdamîe.....	99
3.3.1	Achills Verwandlung in Jocundille.....	100
3.3.2	Die Macht der <i>minne</i> über Achill und Dêîdamîe.....	104
3.3.3	Die Trennung von Achill und Dêîdamîe.....	108
3.4	Pârîs und Helenâ.....	112
3.4.1	Vorspann: Pârîs' Beziehung zu Egenoê.....	112
3.4.2	Pârîs' Aufenthalt auf Citarêâ.....	114
3.4.3	Die einvernehmliche Entführung.....	117
3.5	Ergebnisse.....	124
4	Zorn und Zukunftswissen	131

4.1	Das Handlungsschema der <i>râche</i>	131
4.1.1	Das Missverständnis zwischen Jâson und Lâmedon.....	133
4.1.2	Das Zusammenspiel von <i>minne</i> und <i>zorn</i> bei der Entführung Helenâs	141
4.1.3	Das Gegenbeispiel: <i>râche</i> und Determination bei den Griechen.....	149
4.1.4	Zwischenfazit zum <i>râche</i> -Streben der Figuren.....	154
4.2	Alternative Zukunftskonzepte	156
4.2.1	Argumente wider das heroische Rachestreben	156
4.2.2	Licomedes: Ein Herrscher ohne Gewalt.....	159
4.2.3	Diplomatie	160
4.2.4	Ritterliche Vorbildlichkeit	164
4.2.5	Zwischenfazit zu den alternativen Zukunftskonzepten	173
4.3	Ergebnisse	176
5	Zusammenfassung und ideengeschichtlicher Ausblick	179
6	Literaturverzeichnis	189
6.1	Primärliteratur	189
6.2	Wörterbücher, Lexika, Nachschlagewerke.....	190
6.3	Sekundärliteratur.....	192

1 Einleitung

1.1 Vorüberlegungen

*O schau her auf die arme Erde,
Der du knüpfst der Schöpfung Gesetze,
Wir, nicht schlechtesten Teil deines Werkes,
Treiben um auf dem Meer des Geschickes.¹*

Boethius' Klage im ersten Buch seines *Trost der Philosophie* (*Consolatio philosophiae*) gilt der (scheinbaren) Verlorenheit des Menschen in der Welt: Während Gott sich der übrigen Schöpfung lenkend und ordnend zuwendet, sieht er sich der Willkür Fortunae ausgeliefert und damit in einem Abhängigkeitsverhältnis zu einer ihm übergeordneten, unkontrollierbaren Macht. Doch welcher Stellenwert kommt dann seinem eigenen Handeln zu?²

Das damit aufgeworfene Problem der Willensfreiheit zählt wohl zu den existenziellen Grundfragen des Menschen und es mündet nicht selten in lebenspraktischen Überlegungen dazu, wie ein Einfluss auf das, was noch nicht ist oder war, zu gewinnen sein könnte. In diesem Zusammenhang rückt noch eine zweite Problemstellung in den Vordergrund,

1 „O iam miseris respice terras,/ Quisquis rerum foedera nectis./ Operis tanti pars non vilis/ Homines quatinus fortunae salo.“ (Anicius Manlius Severinus Boethius: *Consolatio philosophiae*/Trost der Philosophie. Lateinisch/Deutsch. Hrsg. u. übers. v. Ernst Gegenschatz u. Olof Gigon. München 1990 (Sammlung Tusculum). Liber Primus/Erstes Buch, 5. c., 42-25, S. 28-29)

2 Vgl. die Ausführungen Söders zum Lösungsansatz, den Boethius (gest. 524 n. Chr.) für das Problem der Vereinbarkeit von menschlicher Willensfreiheit und göttlicher *providentia* bereithält (Joachim Roland Söder: Kontingenz und Wissen. Die Lehre von den *futura contingentia* bei Johannes Duns Scotus. Münster 1999 (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters; 49). S. 19-23). Gut nachvollziehen lässt sich das christliche Spektrum an Überlegungen zu diesem Problem auch an den Schriften Augustins (gest. 430 n. Chr.), der im Laufe seines Lebens geradezu gegensätzliche Positionen („die Möglichkeit freier Willensentscheidung“ für „ein Leben im Kontakt mit der unwandelbaren Wahrheit, folglich als ein Leben mit Gott“ versus „Gnade“ als unvorgreiflicher Akt des souveränen Gottes, der zum Heil und zum Unheil auswählt, wen er will, ohne auf die sittliche Willensqualität des zu Begnadenden zu achten“) dazu vertreten hat. (Kurt Flasch: Das philosophische Denken im Mittelalter. Von Augustin zu Machiavelli. 2., revid. u. erw. Aufl. Stuttgart 2011 (RUB; 18103). S. 37-51, hier: 43 u. 37) Augustins und Boethius' Schriften sind für das mittelalterliche Nachdenken über die Stellung des Menschen in der Welt und sein Verhältnis zu seinem allwissenden und allmächtigen Schöpfer unerlässlich.

die die Unvorhersehbarkeit der Zukunft bzw. die damit verbundene Kontingenzproblematik³ betrifft und mit der die Wissensgrundlage, die dem Menschen beim Versuch der Einflussnahme zur Verfügung steht, in den Fokus des Interesses rückt.

1.2 Zielsetzung, Methodenüberblick und Aufbau der Arbeit

Ausgehend von diesen Vorüberlegungen bilden die innerweltlichen Handlungsmotive in Konrads von Würzburg⁴ *Trojanerkrieg*⁵ – einem durch den Tod des Autors 1287 unvollendet gebliebenen Roman von mehr als 40.000 Versen,⁶ der gemeinhin als dessen spätes Meisterwerk⁷ angesehen wird und als der am weitesten verbreitete, deutschsprachige Antikenroman des Mittelalters gilt –⁸ die Ausgangsbasis für die literaturwissenschaftliche

3 Als kontingent wird gemeinhin bezeichnet, was *sein kann, aber nicht sein muss*: „Dies ist die Modalität, die sowohl das Unmögliche wie das Notwendige ausschließt, da das Unmögliche nicht sein kann, das Notwendige nicht nicht-sein kann. [...] [A]uch wenn das K[ontingente] tatsächlich existiert, ist es darum nicht einfach notwendig, sondern es bleibt k[ontingent], d. h. es bleibt ihm die Möglichkeit, nicht zwar gleichzeitig, wohl aber aus seinem Wesen heraus, nicht zu sein.“ (Josef de Vries: Grundbegriffe der Scholastik. 2. durchges. Aufl. Darmstadt 1983, S. 60) Vgl. zur ideengeschichtlichen Verortung und Begriffsgeschichte des „Zufalls“ Uta Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman. Berlin/New York 2007, S. 149-157 sowie grundlegend die Beiträge in: Cornelia Herberichs/Susanne Reichlin (Hrsg.): Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur. Göttingen 2010 (Historische Semantik; 13).

4 Konrad von Würzburg gilt heute nicht nur als „herausragender Romanautor der zweiten Hälfte des 13. Jhs.“, sondern auch als „der vielseitigste Autor der deutschen Literaturgeschichte des Mittelalters“. (Horst Brunner: Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Erw. u. bibliograph. erg. Ausg. Stuttgart 2010 (RUB; 17680), S. 258) Für weitere Informationen zu Konrads Biographie und seinem umfangreichen Oeuvre vgl. VerflEx Bd. 5: Konrad von Würzburg (Horst Brunner), Sp. 272-304; Hartmut Kokott: Konrad von Würzburg. Ein Autor zwischen Auftrag und Autonomie. Stuttgart 1989; Rüdiger Brandt: Konrad von Würzburg: Kleinere epische Werke. 2., neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin 2009 (Klassiker-Lektüren; 2), S. 15-44.

5 Konrad von Würzburg: Trojanerkrieg und die anonym überlieferte Fortsetzung. Kritische Ausgabe von Heinz Thoelen und Bianca Häberlein. Wiesbaden 2015 (Wissensliteratur im Mittelalter; 51). Im Folgenden zitiert mit dem Kürzel „TK“.

Konrads Hauptquelle bildet der afrz. *Roman de Troie* (um 1170) Benoîts de Sainte-Maure, daneben greift er auf verschiedene lat. Quellen, darunter Ovids *Heroiden*, *Amores*, *Metamorphosen*; Statius' *Achilleis*; das anonym überlieferte *Exidium Troiae*; die *Ilias* des Simon Aurea Capra; Vergils *Aeneis* sowie die *Ilias latina* zurück. Die Mehrzahl seiner Quellen gehörte also zum gut zugänglichen Schulkanon. Homers *Ilias* und *Odyssee* kannte Konrad hingegen nicht. Vgl. zur Quellenverarbeitung detailliert Elisabeth Lienert: Geschichte und Erzählen. Studien zu Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg“. Wiesbaden 1996 (Wissensliteratur im Mittelalter; 22), S. 30-222.

6 Der unvollendete Roman wird allerdings in allen Vollhandschriften durch die anonyme *Trojanerkrieg*-Fortsetzung „komplettiert“, die in der vorliegenden Studie allerdings keine Berücksichtigung findet. Zur inhaltlichen Ausgestaltung der Fortsetzung und ihrem Verhältnis zu Konrads *Trojanerkrieg* vgl. Elisabeth Lienert: Deutsche Antikenromane des Mittelalters. Berlin 2001 (Grundlagen der Germanistik; 39), S. 136-140.

7 Von der Forschung positiv hervorgehoben werden insbes. Konrads versierter Umgang mit seinen Quellen, aus denen er ein einziges Werk „komponiert“ (Kokott: Konrad von Würzburg, S. 261, vgl. zudem S. 272-280) sowie die sprachliche Ausgestaltung des Werks: „Konrad [verwandelt] die höfische Ritterwelt in ein kunstvolles Gemälde aus Farben und eine Sinfonie von Klängen[.]“ (Müller, Jan-Dirk: *schîn* und Verwandtes. Zum Problem der „Ästhetisierung“ in Konrads von Würzburg Trojanerkrieg. In: Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter. Hrsg. v. Gerd Dicke, Manfred Eikelmann u. Burkhard Hasebrink. Berlin/New York 2006, S. 287-308, hier: S. 293) Vgl. zu Konrads Erzählstil auch DLLMA: Konrad von Würzburg (Volker Zapf), Sp. 593.

8 Vgl. Elisabeth Lienert: Die Überlieferung von Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg“. In: Die deutsche Trojanliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Materialien und Untersuchungen. Hrsg. v. Horst Brunner.

Auseinandersetzung mit den Zeit- und Zukunftskonzepten des Romans.⁹ Hierbei beschränkt sich die vorliegende Studie in erster Linie auf den Wahrnehmungshorizont der in der erzählten Welt physisch präsenten menschlichen Akteure:¹⁰ Was wissen sie über ihre Zukunft? Wie weit reicht die Zeitspanne, die sie aus ihrem jeweiligen „Jetztzeitpunkt“ antizipieren, in die Zukunft voraus, und welche Entwürfe eigenen Handelns schmieden sie? Wie gehen sie mit konkurrierenden Zukunftsentwürfen um, insbesondere mit solchen, die die Möglichkeit eines alternativen Geschehensverlaufs eröffnen? Kurz: Wie stellt Konrad im *Trojanerkrieg* das Verhältnis des handelnden Menschen zur eigenen Zukunft dar?¹¹

Denn wie viele Autoren des 13. Jhs. versucht Konrad, das Thema des geschichtlichen Handelns neu auszuloten: Anders etwa als den Protagonisten der volkssprachlichen Heldenepik gelingt es seinen Figuren nicht mehr, Konflikte durch die Anwendung von Gewalt beizulegen – vielmehr entstehen dadurch neue Probleme. Als Alternative zur gewaltsamen Reaktion werden im *Trojanerkrieg* daher zukunftsorientiertere Handlungsstrategien diskutiert, wobei Konrad sich besonders für den Umschlagpunkt interessiert, an dem aus subjektiven Handlungsplänen eine Geschichte scheiternder Personenverbände entsteht, weil die Zukunftskonzepte der Figuren überwiegend über keine oder nur eine minimale soziale Ausdehnung verfügen.

Zu berücksichtigen ist hierbei allerdings, dass Konrads Figuren immer wieder mit Informationen über die Zukunft konfrontiert werden, die eigentlich außerhalb ihres „natürlichen“ Wissenshorizonts liegen. Denn grundsätzlich ist die Zukunft auch für sie „von jener echten Ungewißheit, die der Realität des *Lebens* entspricht.“¹² Im *Trojanerkrieg* werden jedoch verschiedene Wege aufgezeigt, über die sie (zumindest punktuell) zu einem

Wiesbaden 1990 (Wissensliteratur im Mittelalter; 3). S. 325-406.

9 Von besonderer Bedeutung für die Entstehung dieser Arbeit waren einerseits die grundlegenden Überlegungen Bachtins zu den „Formen der Zeit im Roman“ (Michail Michailowitsch Bachtin: *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. Hrsg. v. Edward Kowalski u. Michael Wegner, übers. v. Michael Dewey. Frankfurt a. M. 1989 (Fischer-Taschenbücher; 7418/Fischer-Wissenschaft)) als auch die Weiterführung dieser Überlegungen in Störmer-Caysa: *Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen*.

10 Der Terminologie Gérard Genettes folgend stehen in dieser Analyse also solche Erkenntnisse im Vordergrund, die sich aus einer „internen Fokalisierung“ ergeben, vgl. Matías Martínez u. Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*. 7. Aufl. München 2007, S. 63-64. Da primär nach den Gestaltungsspielräumen der Figuren in einer sich über die Zeit hinweg entwickelnden, kausal-logisch strukturierten Handlungsführung gefragt wird, stehen bei der Analyse zudem lineare bzw. progressive Zeitaspekte im Vordergrund. Aus der Perspektive des Erzählers und der Rezipienten, d. h. mit Abstand betrachtet – können die sich schematisch wiederholenden *minne-* und *râche-*Handlungen jedoch auch mythisch, d. h. überzeitlich, interpretiert werden.

11 Solch ein figurenzentrierter Ansatz spiegelt im Übrigen die Subjektzentrierung der mal. Ethik bis zum Ende des 13. Jahrhunderts wieder, vgl. Uta Störmer-Caysa: *Gewissen und Buch. Über den Weg eines Begriffes in die deutsche Literatur des Mittelalters*. Berlin/New York 1998 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 14), S. 28-40.

12 Eberhard Lämmert: *Bauformen des Erzählens*. 8. Aufl. Stuttgart 1993 (Metzler-Studienausgabe), S. 176.

zukunftsbezogenen „Mehr“ an Wissen gelangen können: Dieses kann sie sowohl völlig unerwartet, z. B. im Traum, überkommen als auch das Ergebnis eigener Bestrebungen sein, etwa wenn sie sich selbst durch Götterbeschwörungen, den Blick in die Sterne oder die Deutung von Naturzeichen über die Grenzen ihres Wissenshorizonts hinwegsetzen. Zudem lassen sich diese „Ausblicke“ in die Zukunft dahingehend unterscheiden, als ihre spätere Erfüllung entweder an eine Bedingung geknüpft – d. h. „bedingt“ – sein kann oder als gänzlich unausweichlich – d. h. „apodiktisch“ – dargestellt wird.¹³ Es wird daher zu prüfen sein, ob und wenn ja wie sich dieses „Zusatzwissen“ auf den Handlungsspielraum der Figuren auswirkt.

Auf der anderen Seite sind die Figuren jedoch auch von verschiedenen, metaphysischen Mächten umgeben, die unabhängig von ihrem Wissen und ihren Intentionen Einfluss auf den Verlauf des Romans nehmen. Innerhalb der erzählten Welt muss daher grundsätzlich zwischen zwei Handlungsebenen unterschieden werden: Zwischen der „unteren“ Ebene der menschlichen Akteure, auf der diese eigene Handlungsziele – wie die Befriedigung ihres sexuellen Begehrens oder ihrer Rachewünsche – verfolgen und der „oberen“ Ebene, auf der ihnen übergeordnete „Notwendigkeiten“ agieren.¹⁴ Letztere werden von den Figuren zumeist als *gelücke* oder *saelde*, seltener als *fortüne* umschrieben.¹⁵ Auch der Erzähler bedient sich dieser Termini und verwendet darüber hinaus Umschreibungen, die das Geschehen durch das Wirken des Zufalls (*von geschicht, von âventiure*)¹⁶ oder den Willen Gottes erklären sollen. Um eine religiöse (d. h. für Konrad als Christen heilsgeschichtliche) Auslegung des Geschehens und/oder die klare Differenzierung zwischen diesen metaphysischen Mächten scheint es hier allerdings nicht zu gehen:¹⁷ Lediglich in zwei

13 Vgl. Martin Pfennig: *erniuwen* – Zur Erzähltechnik im Trojaroman Konrads von Würzburg. Frankfurt a. M. (u. a.) 1995 (Europäische Hochschulschriften, Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur; 1537), S. 91-100. Pfennigs Terminologie baut auf den Vorarbeiten Eberhard Lämmerts auf, der bereits zwischen „zukunftsweisen“ Erzähler-Vorausdeutungen und „zukunftsungewissen“ Figuren-Vorausdeutungen unterschieden hatte, vgl. Lämmert: Bauformen des Erzählens, S. 139-194.

14 Zudem sind auf einer innerweltlichen Zwischenebene weitere Einflussfaktoren auf das Geschehen anzusetzen: Hier agieren zum einen die antiken Götter, die entweder allegorisch oder euhemeristisch umgedeutet und so in das christliche Weltbild des Erzählers und der mal. Rezipienten integriert werden, vgl. hierzu Kap. 3.1. Zum anderen nehmen *natüre* bzw. *art* als angeborene Eigenschaften der Figuren (wie Pâris' Schönheit und Gerechtigkeitssinn oder Achills Tapferkeit) auf das Geschehen Einfluss, indem sie als persönliche „Ausgangsbedingungen“ der Figuren für eine bestimmte Ausrichtung ihres Handelns sorgen, vgl. hierzu Kap. 2 sowie Grubmüller, Klaus: *Natüre ist der ander got*. Zur Bedeutung von *natüre* im Mittelalter. In: Natur und Kultur in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Andreas Robertshaw u. Gerhard Wolf. Tübingen 1999. S. 3-17.

15 Vgl. zu den verschiedenen mhd. Glücksbegriffen Willy Sanders: Glück. Zur Herkunft und Bedeutungsentwicklung eines mittelalterlichen Schicksalsbegriffs. Köln 1965 (Niederdeutsche Studien; 13), S. 12-74, insbes. S. 12-29, sowie für einen ideengeschichtlichen Überblick den einführenden Artikel von Joerg O. Fichte: Providentia – Fatum – Fortuna. In: Das Mittelalter 1.1 (1996). S. 5-20.

16 Vgl. z. B. TK, V. 7324, 22384, 34311, 37123, 39288.

17 Ich stütze mich bei dieser Einschätzung erneut auf die Vorarbeiten von Pfennig: *erniuwen*, S. 154-209. Allerdings stimme ich nicht mit seiner Annahme überein, „die Erwähnungen des Zufalls [stünden] [...] dem

(wenn auch für den Untergang der Trojaner äußerst bedeutsamen) Situationen greift Gott in die Romanhandlung ein,¹⁸ sodass im Großen und Ganzen auch sein Verhältnis zu den weitaus öfter genannten, doch schwerlich voneinander abzugrenzenden Mächten *gelücke*, *saelde*, *fortûne* und Zufall unklar bleibt.¹⁹

Ihr wesentliches Merkmal scheint vielmehr zu sein, dass sie den Wissenshorizont und den Handlungsspielraum der menschlichen Figuren einschränken, was wiederum Auswirkungen auf deren Zeitwahrnehmung hat: Ihr eigenes Handeln stellt sich für sie normalerweise als eine kausal-logisch verknüpfte Ereigniskette dar, die, indem sie auf einen bestimmten Zielpunkt ausgerichtet ist, Gegenwart und Zukunft miteinander verbindet. Unter Umständen begreifen sie aber auch den Einfluss der ihnen übergeordneten Mächte in diesem Sinne, z. B. wenn Pârîs vor den Trojanern für die Entführung Helenas mit Vênus' göttlicher Unterstützung wirbt. Die Auswirkungen dieser Mächte auf den Handlungsverlauf können sich für die menschlichen Figuren aber auch als ein gänzlich unvermitteltes „Hereinbrechen“ in ihre Welt darstellen – etwa wenn Prîamus *plötzlich* begreifen muss, dass sich hinter Pârîs sein totgeglaubter Sohn verbirgt – sodass zwischen dem Jetztpunkt in der Gegenwart und einem Ereignis in der Zukunft kein Zusammenhang zu bestehen scheint,²⁰ oder sie interpretieren es – wie ihre Siegeschancen im Krieg – im Sinne der im Mittelalter äußerst populären Glücksradvorstellung²¹ als Teil eines zyklischen Ablaufschemas, das der Zukunft im „zuverlässigen“ Wechsel von Auf- und Abstieg eine Vorhersehbarkeit in ihrer Unvorhersehbarkeit verleiht. Es ergeben sich aus der Sicht der Figuren

Eindruck der Vorausbestimmtheit eher entgegen[.]“ (Pfennig: *erniuwen*, S. 140 u. 185) Vielmehr wird sich an mehreren Stellen des Romans zeigen lassen, dass auch das scheinbar kontingente im Zusammenspiel mit anderen, das „Schicksal“ der Figuren mitbestimmenden Mächten auf den Untergang der Trojaner als Zielpunkt der Handlung ausgerichtet ist. Vgl. zu den unterschiedlichen Funktionszusammenhängen des Zufalls Martínez/Scheffel: Einführung in die Erzähltheorie, S. 111-113.

18 Es handelt sich hierbei um die Rettung des jungen Pârîs am Anfang sowie das Zusammentreffen von Hector und Ajax am Ende des Romanfragments, vgl. Kap. 2.1.1 u. 4.2.4.

19 Vênus etwa verwendet die Termini synonym, als sie sich im Streit zwischen ihr, Pallas Athene und Jûnô verteidigt: „ez ist iu beiden wol bekannt,/ frô PALLAS und frô JÛNE,/ daz allenthalp FORTÛNE/ vor ungelücke schirmet niht./ [...] der saelden anegege belîbet niht an einer stat./ jô walzet ir GELÛCKES rat/ vil staeteclîche ûf unde nider,/ her unde hin, dan unde wider[.]“ (TK, V. 2342-2352). Ebenso verfährt der Erzähler, nachdem Prîamus seinen (vormals totgeglaubten) Sohn Pârîs in die trojanische Königsfamilie reintegriert hat: „dô kêrte von in unde flôch/ *gelücke*, daz in wonte bî./ si wurden manger *saelden* frî,/ der an in was ein wunder ê:/ FORTÛNE wolte in dô niht mê/ genaedeclîchen lachen,/ wan si mit allen sachen/ wart in beiden [Lâmedon und Prîamus] vil gehaz.“ (TK, V. 5754-5761) (alle Hervorhebungen C. K.)

20 Dabei ist es für den Handlungsspielraum der Figuren letztlich unerheblich, ob auf der den Menschen übergeordneten Ebene ein Gott wirkt, der bei aller vermeintlichen Willkür einem ihnen unbekanntem Heilsplan folgt oder ob sich dahinter eine unbegreifliche oder gar amoralisch und akausal agierende „Schicksalsmacht“ verbirgt, die unabhängig von den Zielsetzungen der Figuren Einfluss auf das Geschehen nimmt. Vgl. zur Nähe zwischen „Zufall“, „Schicksal“ (*fatum*), „Vorsehung“ (*providentia*) und „Glück“ auch Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 154-157.

21 Vgl. zur Glücksradvorstellung Sanders: Glück, S. 22-29. Sanders stellt die häufige Nennung von „Glück und Glücksrad“ bei Konrad von Würzburg im Vergleich zu anderen mal. Autoren, insbes. denen der höfischen Klassik, heraus.

also insgesamt drei Möglichkeiten, das Verhältnis zwischen zwei Zeitpunkten (A und B) zu bestimmen: Die (vorausschauend kausal oder rückblickend teleologisch interpretierte) Progression von A nach B,²² die Unverbundenheit bzw. Nicht-Nachvollziehbarkeit der Verbindung von A und B sowie die zyklische Wiederholung von Erfahrungsmomenten: Auf A folgt A' bzw. auf B folgt B'. Entsprechend sind die Zeitabläufe im *Trojanerkrieg* nicht immer linear, sondern auch kreis- bzw. spiralförmig zu denken.

Aufs engste verknüpft mit diesen Überlegungen zur Zeitwahrnehmung der Figuren und zur Zeitgestaltung sind die Möglichkeiten der innerweltlichen Handlungsmotivierung, die im Folgenden mit den von Matías Martínez ausgearbeiteten Begriffen der kausalen und finalen Motivation beschrieben werden. Martínez baut auf die zuerst von Clemens Lugowski vorgenommene Unterscheidung zwischen einer „vorbereitenden“, sich sukzessive aufbauenden Motivationsform, die die einzelnen Handlungsschritte kausal-logisch miteinander verbindet (der sog. „Motivation von vorne“) und einer für vormodernes Erzählen typischen Motivationsform, die vom Ergebnis bzw. Ende des Geschehens her gedacht wird (der sog. „Motivation von hinten“) auf.²³ Letztere unterteilt er jedoch weiter in eine durch innerweltliche, überpersönliche Instanzen hervorgerufene „finale Motivation“ und eine „kompositorische bzw. ästhetische Motivation“ des Geschehens, die von den Stoffvorlagen und dem Gestaltungswillen des Autors abhängt.²⁴ Die von Martínez vorgenommene Differenzierung zielt letztlich also – wie auch die vorliegende Untersuchung – auf die Trennung des Wissens- und Erfahrungshorizonts der Figuren von dem des Autors und der Rezipienten ab:²⁵ „Die finale Motivation [...] [hat m]it der kausalen Motivation [...] gemeinsam, daß sie ontologische Aussagen macht über Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge der erzählten Welt.“²⁶

22 Vgl. zu den Denkmustern der Kausalität und der Teleologie Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 96-100.

23 Clemens Lugowski: Die Form der Individualität im Roman. Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung. Hildesheim/ New York 1970[=1932] (Neue Forschung; 14), S. 73-89.

24 Vgl. zu den inzwischen zum literaturwissenschaftlichen Grundvokabular zählenden Termini der kausalen, finalen und kompositorischen Motivation die Studie von Matías Martínez: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens. Göttingen 1996 (Palaestra; 298), S. 27-30 sowie Martínez/Scheffel: Erzähltheorie, S. 111-119. Zur Kritik an der Unterscheidung von kompositorischer und finaler Motivation: Anne Sophie Meincke: Finalität und Erzählstruktur. Gefährdet Didos Liebe zu Eneas die narrative Kohärenz der Eneide Heinrichs von Veldeke? Stuttgart 2007, S. 116-138.

25 Nichtsdestotrotz sei hier darauf hingewiesen, dass bei einem so populären Erzählstoff, wie Konrad ihn im *Trojanerkrieg* verarbeitet, der bekannte Ausgang der Handlung als „kompositorische Notwendigkeit“ von den Rezipienten sicher immer mitgedacht wird und würde. Zudem bleibt letztlich offen, wie das Auftreten von Instanzen wie *saelde*, *gelücke*, *fortune* oder auch *natüre* zu deuten ist: Sind sie als unpersönliche Akteure Teil der erzählten Welt und zeugen insofern von „finaler“ Motivation oder kaschieren sie lediglich kausale „Leerstellen“ der „kompositorischen“ Motivation?

26 Martínez: Doppelte Welten, S. 28.

In Bezug auf die kausale und finale Geschehensmotivierung ist Martínez nun zwar dahingehend zuzustimmen, dass es *kein gleichzeitiges und gleichwertiges* Zusammenspiel beider Motivationsformen geben kann: „Der Handlungshorizont kann nicht zugleich offen und geschlossen, die kausale Beeinflußbarkeit der Zukunft nicht zugleich möglich und unmöglich sein.“²⁷ Durchaus denkbar erscheint es jedoch, dass die Figuren innerhalb eines (von wem auch immer) prädestinierten Rahmens über einen eigenen Handlungsspielraum verfügen²⁸ und/oder in einer erzählten Welt leben, in der sowohl ihr Handlungsspielraum als auch ihr Wissenshorizont je nach Situation variieren. Diese Arbeit konzentriert sich also auf die Frage, welchen Gestaltungsspielraum die Figuren mit ihrem jeweiligen Wissen über die Zukunft in unterschiedlichen Handlungskontexten besitzen.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die bisherige Forschung zum *Trojanerkrieg* dahingehend gruppieren, welcher Stellenwert dem Wollen der menschlichen Figuren für den Handlungsverlauf des Romans zugesprochen wird.²⁹ Für den Großteil der älteren und jüngeren Arbeiten steht die Subordinierung des Figurenwillens unter die innerweltlichen „Notwendigkeiten“ des Romans im Vordergrund. Uneinigkeit herrscht allerdings darüber, wie dieses Determinationsverhältnis am besten zu beschreiben sei: Als Abhängigkeit von

27 Martínez: *Doppelte Welten*, S. 28.

28 Auf diese Möglichkeit verweist Martínez an anderer Stelle selbst, vgl. Martínez: *Doppelte Welten*, S. 16-17.

29 Vgl. auch Toepfers Forschungsüberblick zum Spannungsfeld von „Fatalität und Fehlverhalten“ (Regina Toepfer: *Höfische Tragik. Motivierungsformen des Unglücks in mittelalterlichen Erzählungen*. Berlin [u.a.] 2013 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte; 144). Friedrich stellt in diesem Zusammenhang ebenfalls fest, dass „[ü]ber die Gesamtkonzeption des Textes [...] Uneinigkeit“ herrsche. (Udo Friedrich: *Diskurs und Narration. Zur Kontextualisierung des Erzählens in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘*. In: *Text und Kontext*. Hrsg. v. Jan-Dirk Müller. München (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien; 64) 2007. S. 99-120, hier: S. 104 (Anm. 24))

einem blinden Fatum³⁰ oder einem göttlichen Heilsplan,³¹ als Fatalität aller Abläufe³² oder als Ergebnis einer tragischen Handlungsführung³³?

Daneben existieren einige Analysen, die eher das narrative Zusammenspiel von verschiedenen kausalen und finalen Motivationsangeboten beleuchten. Am umfangreichsten wurde dies von Pfennig vorgenommen, der die „handlungsbestimmenden Kräfte“ innerhalb des *Trojanerkriegs* jedoch vornehmlich in Hinblick auf Konrads Erzähltechnik (d. h. in erster Linie mit einem Interesse an der „kompositorischen Motivierung“ des Geschehens) auswertet.³⁴ Die vorliegende Analyse stützt sich auf diese Erkenntnisse und denkt sie hinsichtlich des den Figuren zur Verfügung stehenden Zukunftswissens und ihres persönlichen Handlungsspielraumes weiter. Insbesondere das *râche*- und *minne*-Streben der

-
- 30 Cormeau geht der Frage nach, ob Konrad die Synthese seiner zahlreichen Quellen zu einem einzigen Werk gelungen sei. Er bejaht diese Frage und führt hierfür u. a. die „tragische Unausweichlichkeit, ein [...] historische[s] Fatum, das die vielen einzelnen Figuren herausfordert und über sie hinweggeht“ ins Feld. Nicht die Einzelschicksale der Figuren, sondern dieses Fatum gebe dem Roman eine übergreifende „Sinnerspektive“. (Christoph Cormeau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept? Eine Skizze zu Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘. In: *Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. Festschrift für Hans Fromm*. Hrsg. v. Klaus Grubmüller [u.a.]. Tübingen 1979. S. 303-319, hier: S. 309-310) Das entspricht in etwa auch der Sichtweise Kokotts, der das Geschehen als „unaufhaltsames Verhängnis“ interpretiert (Kokott: *Konrad von Würzburg*, S. 274-276 u. 281) und Gernentz', der die Figuren als „Marionette[n] eines allmächtigen Schicksals“ begreift (Hans Joachim Gernentz: *Konrad von Würzburg. Charakter und Bedeutung seiner Dichtung*. In: *Weimarer Beiträge* 7.1 (1961). S. 27-45, hier: S. 36).
- 31 Seus untersucht die christlichen Bezüge im *Trojanerkrieg* und fragt „nach der Heilsfähigkeit einer Welt ante gratiam“. Sie kommt zu dem Schluss, dass die unheilvolle und zugleich untrennbare Verknüpfung von höfischer Minne und höfischem Agon die Figuren unweigerlich in den Untergang führe, weil ihnen eine heilsgeschichtliche Perspektive fehle, vgl. Olga Seus: *Heilsgeschichten vor dem Heil? Studien zu mittelhochdeutschen Trojaverserzählungen*. Stuttgart 2011, S. 9-14 u. 118-180. In ähnlicher Weise versteht Kellner Konrads Troja als „Sinnbild der *superbia*“, als „Paradies auf Erden“, das dem Untergang geweiht sei (Beate Kellner: *Konrads von Würzburg Trojanerkrieg. Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen Antike und Mittelalter*. In: *Poetica* 42.1 (2010). S. 86-116, hier: S. 92).
- 32 Lienert vertritt in ihren grundlegenden – insbes. auf die Quellenadaption bzw. -verarbeitung abzielenden – Arbeiten zum *Trojanerkrieg* die Sichtweise, dass es hier gänzlich unerheblich sei „was Menschen tun und lassen, ob sie blindlings in ihr Unheil rennen oder vorgewarnt das Verhängnis aufhalten wollen: alles läuft auf die Katastrophe hinaus.“ (Lienert: *Antikenromane*, S. 135) Vgl. zudem bereits Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 76, 270 u. 313 sowie Lienert, Elisabeth: *Helena – thematisches Zentrum von Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘*. In: *Jahrbuch der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft* 5 (1988). S. 409-420, hier: S. 418.
- 33 Toepfer entwickelt, u. a. anhand von Konrads Version der Liebesgeschichte von Pâris und Helenâ, ihr Konzept der „höfischen Tragik“, in dem die „Dimension menschlicher Verantwortlichkeit“ fehle (Regina Toepfer: *Von der Kunst des Liebens zum Affekt des Tragischen. Die Beziehung von Paris und Helena in Ovids *Heroides* und Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg**. In: *Tragik und Minne*. Hrsg. v. Regina Toepfer. Heidelberg 2017 (Studien zu Literatur und Erkenntnis; 12). S. 177-206, hier: S. 203); vgl. auch Toepfer: *Höfische Tragik*.
- 34 „Die verwirrende Fülle von Hinweisen auf verschiedene Faktoren, die den Gang der Handlung [...] beeinflussen, kann als typisch für den gesamten Trojaroman gelten.“ (Pfennig: *erniuwen*, S. 203) Erwähnt seien zudem die Arbeiten von Friedrich, die sich jedoch vornehmlich auf die Jugendgeschichten von Pâris und Achill beschränken – für die Jugend des Pâris etwa kommt er zu dem Ergebnis, dass der „Verlauf des Schicksals [...] einem ganzen Bündel an Faktoren“ unterliege (Friedrich: *Diskurs und Narration*. S. 99-120, hier: insbes. S. 110-120) – oder aber bei der Auseinandersetzung mit der „Kausalitäts- und Finalitätsproblematik“ auf eine strukturalistische Analyse von Konrads Erzählweise abzielen, vgl. Udo Friedrich: *Wilde Aventure. Beobachtungen zur Organisation und Desorganisation des Erzählens in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘*. In: *wildeckeit. Spielräume literarischer obscuritas im Mittelalter*. Hrsg. v. Susanne Köbele u. Julia Frick. Berlin 2018 (Wolfram-Studien; XXV). S. 281-295, hier insbes. S. 283.

menschlichen Akteure soll hier einer genaueren Analyse unterzogen werden als sie Pfennig in seinem Kapitel zu „Vorausbestimmtheit, Zufall oder freie[m] Wille[n]“ vornimmt.³⁵

Darüber hinaus gibt es einige Analysen, die den menschlichen Akteuren im Roman durchaus einen eigenen Gestaltungsspielraum zusprechen. Worstbrocks Studien zum Tod des Hercules und den Jugendgeschichten von Pârîs und Achill zielen auf das moralische Fehlverhalten der Figuren ab: Seiner Lesart entsprechend tragen sie selbst die Schuld an ihrem Untergang.³⁶ Keine dieser Arbeiten nimmt jedoch systematisch den Einfluss, den das Zukunftswissen der Figuren auf ihren Handlungsspielraum nimmt, in den Blick.

Mit diesem Anliegen wendet sich nun die vorliegende Analyse den drei großen Themenblöcken des Romans zu, um an ihnen drei Konstellationen von durchkreuzter, außer Kraft gesetzter oder mißlingender Handlungsplanung zu beleuchten: den Jugendgeschichten von Pârîs und Achill, den Minnehandlungen und dem (unabgeschlossenen) Kriegsgeschehen. Die Untersuchung der Jugendgeschichten in Kap. 2 konzentriert sich in erster Linie auf die Bemühungen der Eltern, die ihren Söhnen prophezeite Zukunft zu verhindern, d. h. auf den „Wettstreit“ zwischen ihren eigenen (kausal-logischen) Handlungsplänen und den davon unabhängigen (final motivierten) Schicksalen ihrer Kinder. Darüber hinaus werden die Figuren Pârîs und Achill mit den ihnen zugeschriebenen Eigenschaften (Schönheit, Gerechtigkeitssinn, Tapferkeit) dahingehend beleuchtet, als sie das spätere Kriegsgeschehen kausal motivieren.

Die Kap. 3 und 4 widmen sich den *minne-* und *râche-*Bestrebungen der Figuren, da diese die wichtigsten kausal-logischen Beweggründe ihres Handelns darstellen.³⁷ Dieses Handeln folgt allerdings immer einem zyklischen bzw. spiralförmigen (*minne-* oder *râche-*) Schema, in dem die einzelnen Akteure zu überzeitlichen Exempeln für das fehlgeleitete

35 Pfennig: *erniuwen*, S. 135-209.

36 Vgl. Franz Josef Worstbrock: Der Tod des Hercules. Eine Problemskizze zur Poetik des Zerfalls in Konrads von Würzburg Trojanerkrieg. In: Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Harald Haferland u. Michael Mecklenburg. München 1996 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur; 19). S. 273-284, sowie: Franz Josef Worstbrock: Die Erfindung der wahren Geschichte. Über Ziel und Regie der Wiedererzählung im Trojanerkrieg Konrads von Würzburg. In: Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters: Jan-Dirk Müller zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Ursula Peters u. Rainer Warning. Paderborn 2009. S. 155-173.

Ähnlich kommt Müller zu dem Ergebnis, dass Konrad den „Egoismus der höfischen Gesellschaft“, „die häßliche Seite des höfischen Glanzes“ exponiere; auch er sieht die Verantwortung für die Katastrophe also eher bei den diese Gesellschaftsform erst konstituierenden Figuren. (Jan-Dirk Müller: Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur höfischen Epik. Tübingen 2007, S. 452-460)

Sieber interessiert sich insbes. für Médêâ als planvoll handelndes Subjekt; insgesamt ist ihre psychologisierende Lesart allerdings eher im Feld der historischen Emotionsforschung zu verorten; vgl. Andrea Sieber: Medeas Rache. Liebesverrat und Geschlechterkonflikte in Romanen des Mittelalters. Köln/Weimar/Wien 2008 (Literatur – Kultur – Geschlecht; 46).

37 Vgl. Lienert: Helena, S. 416. Ähnlich äußert sich auch Friedrich: Diskurs und Narration, S. 103-104.

Streben des Menschen werden. Wobei es in den Liebesgeschichten im Kern um die Verbindung zwischen einem Ich und einem Du geht, die für die Figuren jeweils Vorrang vor allem anderen besitzt: Selbst in den Fällen, in denen sie die Indifferenz der *minne* gegenüber ethischen Normen sowie ihre damit verbundene Unberechenbarkeit und Endlichkeit reflektieren, entscheiden sie letztlich immer zu ihren Gunsten. Das von den Liebenden gezeichnete Bild schwankt daher unentwegt zwischen dem eigenverantwortlicher Subjekte, die wissentlich einen Fehler begehen und dem fremdbestimmter Objekte, die notwendigerweise den ihnen von der *minne* aufgezwungen Handlungsimpulsen folgen.

Die Analyse der Kriegshandlung zielt wiederum auf die gesamtgesellschaftlichen Folgen menschlichen Handelns ab, wobei hier weniger die Kämpfe an sich als die Entscheidungen der Figuren, die zu ihnen führen, im Fokus des Interesses stehen (das Kriegsgeschehen als solches wird daher weitestgehend unbeachtet bleiben).³⁸ Doch während das Rache- und Ruhmesstreben der Figuren auf beiden Seiten als Auslöser für die gewaltsame Konfrontation zwischen Griechen und Trojanern anzusehen ist, unterscheiden sie sich im Umgang mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Zukunftswissen: Allein die Griechen vertrauen auf dieses Wissen und werden u. a. deshalb als Sieger aus dem Konflikt hervorgehen. Die Trojaner hingegen scheitern letztlich an der Ignoranz, die sie den Warnungen ihrer Seher entgegenbringen und die sich auch nicht durch die durch sie verkörperten höfischen Werte ausgleichen lässt. Insofern unterliegen die Kampfhandlungen des *Trojanerkriegs* weitestgehend der Verantwortung der Figuren, auch wenn ihr (nicht mehr auserzählter) Ausgang vorherbestimmt scheint.

38 Die Erkenntnisse Geberts zu Konrads Erzählverfahren im *Trojanerkrieg* stützen diese Entscheidung indirekt: Ihm zufolge entfaltet der Autor im Vorfeld des Krieges „eine Vielzahl an narrativen Sinnmodellen [...], um den Doppelkrieg vor Troja zu motivieren“. Bei der Gestaltung des eigentlichen Kriegsgeschehens gehe es ihm dagegen vornehmlich um dessen Darstellung, um „Akte des Erscheinenlassens und Vorzeigens“. (Bent Gebert: Narration und Ostension im *Trojanerkrieg* Konrads von Würzburg. In: Antikes erzählen. Narrative Transformationen von Antike in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Anna Heinze, Albert Schirrmeyer u. Julia Weitbrecht. Berlin/Boston 2013 (Transformationen der Antike; 27). S. 27-48, hier: S. 29)

2 Die Jugendgeschichten des Pârîs und des Achill

Sowohl der Geburt des trojanischen Königssohnes Pârîs als auch der des griechischen Helden Achill gehen Prophezeiungen über ihr späteres Leben voraus, die auf ihre schicksalsentscheidende Rolle im späteren Krieg zwischen Griechen und Trojanern vorausweisen: Pârîs wird die Zerstörung Trojas herbeiführen, Achill den Sieg der Griechen über die Trojaner erringen und dabei sterben. Diese Prophezeiungen bilden den Ausgangspunkt für die Bemühungen ihrer Eltern, die ihren Söhnen vorherbestimmte Zukunft zu verhindern, sodass Prîamus und Thêtis in den Erzählungen zu Pârîs' und Achills Jugend als die eigentlichen Drahtzieher des Geschehens in Erscheinung treten. Als (direkte oder indirekte) Konsequenz dieser auf die kausal-logischen Zusammenhänge des Geschehens abzielenden Interventionsversuche³⁹ wachsen die Jungen jeweils isoliert von ihrem ursprünglichen Sozialverband und unter unhöfischen Verhältnissen auf, doch bereits hier zeigen sich ihre für ihre spätere gesellschaftliche Funktion bestimmenden Fähigkeiten. Abgeschlossen werden die Jugendgeschichten beider Figuren durch ihre Reintegration in das ihnen von Geburt an vorbestimmte soziale Umfeld, die zugleich das endgültige Scheitern von Prîamus' und Thêtis' Handlungsplänen markiert.⁴⁰

39 Vgl. zum „Gedanken der möglichen Unterbrechung des [Kausal-]Zusammenhangs“ auch Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 96.

40 Die Erzählfäden der Jugendgeschichten werden nicht nacheinander erzählt, sondern sind miteinander „verwoben“: Nachdem Achills Eltern die baldige Geburt eines Sohnes vorausgesagt wurde, wendet sich die Erzählung beispielsweise zunächst der Anagnorisis zwischen Pârîs und seinem Vater Prîamus zu, erst in deren Anschluss bringt Thêtis ihren neugeborenen Sohn zu Schîron. Achills Tarnung als Jocundille wird wiederum erst bekannt, nachdem Pârîs Helenâ entführt und der zweite trojanische Krieg bereits begonnen hat. Vgl. zu den Parallelen zwischen Pârîs und Achill sowie ihrer jeweiligen Bedeutung für den Handlungsverlauf auch Worstbrock: Erfindung der wahren Geschichte, S. 164-172.

2.1 Pârîs' Jugend oder: Maßnahmen gegen den prophezeiten Untergang

2.1.1 Ecubâs Unheilstraum

Die Handlung von Konrads *Trojanerkrieg* setzt mit einem Alptraum der schwangeren Königin Ecubâ ein,⁴¹ in dem aus ihrem Bauch eine brennende Fackel erwächst, die Troja in Schutt und Asche legt.⁴² Erzähltechnisch erfüllt dieser Unheilstraum eine doppelte Funktion: Einerseits führt er dazu, dass Prîamus sich um die Abwendung der zukünftigen Katastrophe bemüht, er motiviert das Geschehen also von vorne bzw. kausal; andererseits ist er als Indiz dafür zu werten, dass dieses Geschehen nicht von den Figuren selbst, sondern von ihnen übergeordneten Instanzen bestimmt wird, die es geradewegs auf den Zielpunkt der Handlung, die im Traumbild vorweggenommene Zerstörung Trojas, zusteuern bzw. von diesem Zielpunkt aus von hinten motivieren. Doch bevor die sich an diesem prophetischen Traum entspinnde Ereigniskette einer detaillierten Analyse unterzogen wird, seien einige grundlegende Informationen zur antiken und mittelalterlichen Traumtheorie vorangestellt.

Exkurs: Antike und mittelalterliche Traumtheorie

Ganz allgemein lässt sich ein Traum im Mittelalter wie heute als ein Erlebnis, das einem Menschen im Schlafzustand widerfährt, definieren.⁴³ Anders jedoch als das moderne – auf die Vergangenheit des träumenden Subjekts sowie seine Erfahrungen und Wünsche

41 Prophetische Träume sind in der mhd. Literatur keine Seltenheit: In Wolframs *Parzival* etwa träumt die schwangere Herzloyde von ihrem ungeborenen Sohn Parzival, vgl. Wolfram v. Eschenbach: *Parzival*. Mhd. Text nach d. Ausgabe v. Karl Lachmann. Übers. u. Nachwort v. Wolfgang Spiewok. Stuttgart 1981 (RUB; 3681), 103, 25-104, 30. Wie Ecubâs Nachtgesicht weist auch dieser Traum bildhaft auf die erst noch zu erzählende Handlung und auf das Leid, dass die ungeborenen Kinder über ihre Eltern bringen werden, voraus. Auf zukünftiges Unglück verweist darüber hinaus auch Kriemhilds Unheilstraum im *Nibelungenlied*, allerdings bezieht sich dessen Inhalt auf den frühen Tod ihres späteren Mannes Siegfried. (Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Nach d. Text v. Karl Bartsch u. Helmut de Boor ins Nhd. übers. u. komm. v. Siegfried Grosse. Stuttgart 2007 (RUB; 644), 1, 13-14)

42 „daz schoene wîp von hôher kûr/ bescheidenliche dûhte,/ daz von ir herzen lûhte/ ein fackel, des geloubent mir,/ diu gewahsen waere ûz ir/ und alsô faste waere enzunt,/ daz si TROIE unz an den grunt/ mit ir fiure brande/ noch in des rîches lande/ liez eine stütze niht bestân.“ (TK, V. 354-363) Eine detailliertere Variante dieses Unheilstraumes liefern an späterer Stelle Ecubâs Sohn Helenus und Pantus, der Sohn des Wahrsagers Eufebius: Beide prophezeien den Untergang Trojas, falls Pârîs Helenâ zur Frau nehmen sollte, vgl. TK, V. 19002-19011 sowie 19260-19279.

43 „Die Frage, wie Träume zu umschreiben sind, ist gar nicht so leicht zu beantworten, wenn man länger über sie nachdenkt. Träume sind zwar ein Alltagsphänomen und jedermann hat eine Vorstellung davon, was ein Traum ist, aber im Grunde ist eine Definition des Traums nur einfach und eindeutig, wenn wir uns mit der Feststellung begnügen, dass es sich um das Erleben während des Schlafs handelt. Diese weite und allgemeine Umschreibung geht von dem Bewusstseinszustand aus, in dem wir träumen, sie macht aber noch keine Aussagen über die Art und das Wesen der Träume.“ (Inge Strauch u. Barbara Meier: Den Träumen auf der Spur. Zugang zur modernen Traumforschung. 2. vollst. überarb. u. erg. Aufl. Bern [u.a.] 2004, S. 17) Diese Definition verwendet etwa auch Walde (Christine Walde: Traum und Traumdeutung in der griechisch-römischen Antike oder vom Zwang, Träume zu deuten. In: Traum und Vision in der Vormoderne. Traditionen, Diskussionen, Perspektiven. Hrsg. v. Annette Gerok-Reiter u. Christine Walde. Berlin 2012. S. 21-44, hier: S. 22).

fokussierte – Traumkonzept,⁴⁴ wird das Geträumte im Mittelalter primär an seinem Wahrheitsgehalt gemessen, der sich wiederum aus der Relevanz des Traumes für die Zukunft des Träumenden und/oder anderer Personen ableitet.⁴⁵ Allerdings ist hierbei zu beachten, dass die vielfach postulierte Kompatibilität von Traum und Realität in der Vormoderne lediglich für den Bereich der prophetischen Träume gilt und es auch damals schon skeptische Gegenstimmen gab, die die zukunftsweisende Funktion der Traumgesichte generell in Frage stellten: Aristoteles etwa führt Träume auf verschiedene natürliche Ursachen zurück und spricht ihnen im engeren Sinne keine zukunftsweisende Funktion zu.⁴⁶

Die Einschätzung ihrer Relevanz wird zudem durch ein methodisches Dilemma erschwert: Der auf eine Bewegungsrichtung hin festgelegte Ablauf der Zeit ermöglicht die endgültige Verifizierung des zukunftsweisenden Trauminhalts erst aus der Retrospektive. Jede „vorausschauende“ Interpretation eines Traumbildes bleibt daher grundsätzlich durch andere Inhaltsdeutungen angreifbar (unabhängig davon, ob dem Traumgeschehen nun Relevanz für die Zukunft zugesprochen wird oder nicht), bis sie sich erfüllt hat.

Auch der neuplatonische Philosoph Macrobius Ambrosius Theodosius (etwa 385/390-430 n. Chr.) trennt Anfang des 5. Jahrhunderts in seinem Kommentar zu Ciceros *Somnium Scipionis* grundlegend zwischen „wahren“, d. h. zukunftsweisenden, und „falschen“, nichtsagenden Träumen.⁴⁷ Er fächert jedoch beide Kategorien weiter auf, sodass seine für das Mittelalter wegweisende Traumtheorie⁴⁸ insgesamt fünf Typen von Nachtgesichten kennt:

44 Für einen Überblick über die Bedeutung des Traumes in der Psychoanalyse vgl. HWbPh Bd. 10: Traum (Peter Probst u. Franz Josef Wetz), Sp. 1465-1468.

45 Vgl. Kurt Flasch: *Das philosophische Denken*, S. 417.

46 Aristoteles: *On Sleep and Dreams*. Hrsg., übers., eingel., komm. u. m. Glossar v. David Gallop. Peterborough 1990, S. 102-113 (462b12-464b18).

Achills Verunsicherung nach der Entführung durch seine Mutter Thêtis demonstriert zudem textimmanent, dass Träume auch für eine „andere Realität“ stehen können, die sich von der des Wachzustandes durch ihren unglaublichen Charakter unterscheidet: „erschrocken unde fröudelôs/ begunde er umbe sich dô sehen,/ er dâhte: ‘waz ist mir geschehen?/ weder slâfe ich oder wache?/ [...] mich dunket, daz mir troume/ daz fremde unbilde, daz ich spür.“ (TK, V. 14068-14075) Vgl. ferner zum Fiktionalitätsaspekt in mal. Traumvorstellungen Rolf Bräuer: *Poesie als Traum. Stufen der Fiktionalität in mittelalterlichen Texten*. In: *Ist mir getroumet mîn leben? Vom Träumen und vom Anderssein*. Festschrift für Karl-Ernst Geith zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. André Schneider [u.a.]. Göttingen 1998. S. 21-30.

Einen umfangreichen Überblick über das Verständnis des Traumes in Antike, Mittelalter und Neuzeit bietet Niessen (Stefan Niessen: *Traum und Realität. Ihre neuzeitliche Trennung*. Würzburg 1993). Für ihn stellen die philosophischen Überlegungen René Descartes die ausschlaggebende Zäsur dar, die die moderne Sichtweise auf den Traum begründen.

47 Diese grundlegende Unterscheidung ist jedoch deutlich älter und findet sich so z. B. schon bei Homer, vgl. Homer: *Odyssee*. Übers., Nachwort u. Register von Roland Hampe. Stuttgart 2010 (RUB; 280), XIX. Gesang, V. 559-568.

48 „La parte dedicata ai sogni é una delle parti più significative del commentario di Macrobio. Da essa il Medioevo (Giovanni di Salisbury, Alberto Magno) attinse la tipologia antica del sogno e i suoi moduli interpretativi, tramandandoli nelle epoche successive fino a Freud.“ (Macrobius, Ambrosius Theodosius: *Comento al sogno di Scipione*. Testo latino a fronte. Übers. u. hrsg. v. Moreno Neri. Mailand 2007) („Der Teil, der sich mit den Träumen beschäftigt, gehört zu den bedeutendsten Abschnitten von Macrobius’ Kommentar. Ihm entnahm das

Macrobius unterscheidet drei Arten von mantischen Träumen – *somnium*, *visio* und *oraculum* – sowie zwei Arten von Träumen ohne zukunftsweisende Bedeutung: *insomnium* und *visum*.⁴⁹ *Oraculum* und *visio* gestalten sich in ihrer Auslegung unproblematisch, da sie ihre Botschaften an den Träumenden klar und deutlich übermitteln;⁵⁰ das *somnium* hingegen bedarf einer Interpretation, damit sein rätselhafter Inhalt erschlossen werden kann. Diese Interpretation kann wiederum auf fünf verschiedenen Ebenen erfolgen, die ein sich schrittweise ausweitendes Relevanzkontinuum abstecken: Macrobius nennt zunächst die Ebene der persönlichen Relevanz (*somnium proprium*), dann jene der Relevanz für eine andere Person als den Träumenden selbst (*somnium alienum*), gefolgt von einer gemeinschaftlichen Perspektive, in der der Träumende mit anderen zusammen vom Trauminhalt betroffen ist (*somnium commune*), einen öffentlichen Bedeutungskontext, der sich auf Städte und öffentliche Einrichtungen bezieht (*somnium publicum*) – diese Träume können allerdings nur von Personen mit politischer Relevanz geträumt werden – sowie schließlich eine im wahrsten Sinne „All“-umfassende Ebene, die die Erde und die anderen Himmelskörper betrifft (*somnium generale*). Macrobius zufolge ist es zudem möglich, dass ein einzelner Traum stellenweise zu verschiedenen Arten von prophetischen Träumen gezählt oder ein *somnium*-Traum auf mehreren Ebenen ausgelegt wird.⁵¹

Etwa zeitgleich zu Macrobius beschäftigt sich auch Augustinus von Hippo (354-430 n. Chr.) im 12. Buch seines Genesis-Kommentars *De Genesi ad Litteram* mit Visionen und Träumen, zwischen denen es für ihn keinen wesentlichen Unterschied gibt. Vergleichbar mit *visio*, *oraculum* und *somnium* kennt auch er sowohl eindeutige als auch interpretationsbedürftige prophetische Träume – deren Ursprung er allerdings anders als Macrobius

Mittelalter (Johannes von Salisbury, Albertus Magnus) die antike Traumtypologie und die zugehörigen Interpretationsschlüssel, wodurch diese in der Folgezeit bis hin zu Freud überliefert wurden.“ (Übersetzung C. K.)

49 Die lateinische Terminologie der Träume und der Kategorien zur Auslegung der *somnia* folgt Macrobius: *Comento al sogno di Scipione* Buch I, 3.2 und 3.10, S. 246-247 und 250-251, darin enthalten auch eine aktuelle Übersetzung ins Italienische; eine ältere Übersetzung ins Englische findet sich (allerdings ohne lat. Original) in: Ambrosius Theodosius Macrobius: *Commentary on the Dream of Scipio*. Hrsg. v. William Harris Stahl. New York 1952 (Records of civilization; 48).

50 *Oraculi* sind Träume, in denen dem Träumenden durch Botschafter (z. B. verstorbene Angehörige) oder durch Gott selbst ein klarer Blick in die Zukunft gewährt wird oder eindeutige Handlungsanweisungen an ihn gerichtet werden; der *Visio*-Traum zeichnet sich hingegen dadurch aus, dass das zuvor geträumte Ereignis bald danach Wirklichkeit wird, vgl. Macrobius: *Comento al sogno di Scipione*, Buch I, 3-8-9, S. 250-251.

51 Macrobius: *Comento al sogno di Scipione*, Buch I, 3.12-14, S. 250-253.

Ähnlich ist auch die Einteilung der Träume im *Oneirokritikon* des Artemidor von Dalis (2. Jh. n. Chr.), Macrobius' Systematik geht also entweder direkt oder indirekt auf Artemidor zurück oder beide Autoren beziehen sich auf dieselbe(n) Quelle(n), vgl. dazu Macrobius: *Comento al sogno di Scipione*, S. 582-584 (Anmerkungen 30, 31, 33, 37-41 u. 45). Macrobius Einfluss war im Mittelalter jedoch wesentlich größer als der Artemidors, da dieser erst ab dem 16. Jahrhundert wieder vermehrt rezipiert wurde, vgl. Klaus Speckenbach: Kontexte mittelalterlicher Träume. Traumtheorie – fiktionale Träume – Traumbücher. In: *Lingua Germanica. Studien zur deutschen Philologie*. Jochen Splett zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Eva Schmitsdorf, Nina Hartl u. Barbara Meurer. Münster [u.a.] 1998. S. 298-316, hier: S. 300.

eindeutig auf Gott zurückführt.⁵² Augustinus betont jedoch besonders die generelle Schwierigkeit, Träume richtig einzuschätzen (und damit auch ihren Ursprung zu ergründen)⁵³ und warnt dementsprechend davor, sich von „falschen“ Träumen verführen zu lassen, denn diese können auch das Werkzeug des Bösen sein:

Freilich ist die Unterscheidung sehr schwierig, falls ein böser Geist sich wie ein friedlicher benimmt und, ohne den Leib des Besessenen in Mitleidenschaft zu ziehen, nur dessen Geist in Anspruch nimmt um auszusprechen, was er kann. Wenn er dann auch noch wahre Dinge sagt [...] bezweckt [er] damit, daß ihm das offenbar Gute geglaubt wird, während er zum Bösen verführt.⁵⁴

Die antike, macrobinische Zweiteilung der Träume in solche mit zukunftsweisender Bedeutung und solche, die für den Träumenden irrelevant sind, wird folglich noch im spätantiken Christentum um eine neue Kategorie erweitert, sodass das Mittelalter später insgesamt drei Quellen kennt, aus denen sich die Träume der Menschen speisen: Träume können göttlichen Ursprungs sein und prophetisches Wissen vermitteln; sie können dies nur vorgeben, um den Menschen zu täuschen und zum Bösen zu verführen oder sie stellen als Reste von „Taggedanken“ den Normalfall dar und sind deshalb schlichtweg irrelevant.⁵⁵ Diese Dreiteilung findet sich nicht nur in den gelehrten Traktaten Geistlicher, sondern sie ist auch Teil der mittelalterlichen Allgemeinbildung, wie die Passage zum „Traum“ im mhd. *Lucidarius* belegt:

Der iunger ſprach: Wo uon coment die trome?! Do ſprach der meiſter: Etwenne coment ſi uon gote durch etliche cunftige dinc [...]. Etwenne coment ſi von dem tiuel, ſo er die lûte ſchenden wil oder iht gûteſwenden wil [...]. Etwenne coment ſi uon den menſchen, ſo ſi etwaz geſehent oder gehorent oder gedenkint, dez ſelbin dunket ſi in dem ſlafe, vnde ſo ſie trurich ſint wachinde, ſo truget ſie der tröm in dem ſlafe mit frôden.⁵⁶

52 Das neuplatonische Gedankengut des macrobinischen Kommentars weist hingegen keine Bezüge zum Christentum auf, schließt aber die Zugehörigkeit des Autors zu dieser Religion nicht grundsätzlich aus, vgl. die einleitende Diskussion in Macrobius: *Commento al sogno di Scipione*, S. 8-9.

53 „Wenn es jemand gäbe, der die Ursachen und Abwandlungen solcher Visionen und Weissagungen erforschen und mit einiger Sicherheit begreifen könnte, wäre es mir lieber, wenn ich ihm zuhören dürfte, als daß man von mir Auskunft verlangt.“ (Aurelius Augustinus: *De Genesi ad Litteram*/Über den Wortlaut der Genesis. *Libri Duodecim*/Der große Genesiskommentar in zwölf Büchern. Hrsg. v. Carl Johann Perl. Bd. 2: Buch VII bis XII. Paderborn 1964, 12. Buch, 18. Kap. („Ursachen der Visionen“), S. 263.) („Istarum visionum et divinationum causas et modos vestigare si quis potest, certoque comprehendere, eum magis audire vellem, quam de me exspectari ut ipse dissererem.“ (Aurelius Augustinus: *De Genesi ad Litteram. Libri Duodecim*. In: Sant’Agostino. Vita, Scritti, Pensiero, Santità, Attualità. Hrsg. v. Città Nuova Editrice. Aktualisiert am 31.01.2010, 12. Buch, 18. Kap.)

54 Augustinus: Über den Wortlaut der Genesis, 12. Buch, 13. Kap. („Ob in der Seele eine Kraft der Vorherschau existiert.“), S. 254. („Discretio sane difficillima est, cum spiritus malignus quasi tranquillius agit, ac sine aliqua vexatione corporis assumpto humano spiritu dicit quod potest; quando etiam vera dicit, [et utilia praedicat, transfigurans se, sicut scriptum est, velut angelum lucis,] ad hoc ut cum illi in manifestis bonis creditum fuerit, seducat ad sua.“) (Augustinus: *De Genesi ad Litteram*, 12. Buch, 13. Kap.)

55 Niessen: Traum und Realität, S. 41.

56 Der deutsche ‚Lucidarius‘. Bd. 1. Kritischer Text nach den Handschriften. Hrsg. v. Dagmar Gottschall u. Georg Steer. Tübingen 1994, S. 29.

Die Quelle von Ecubâs prophetischem Traumbild bleibt in Konrads *Trojanerkrieg* allerdings ungenannt. Zwar fällt die Ankündigung vom Untergang des trojanischen Königreiches mit der bevorstehenden Geburt des dafür hauptsächlich verantwortlichen Protagonisten zusammen: „und dô si swanger worden was,/ dô fiel ûf si der sorgen soum“⁵⁷, doch aus dieser *zeitlichen* Verbindung lässt sich der Ursprung des Traumes nicht herleiten.

Unklar bleiben zunächst auch die (kausalen wie finalen) Beweggründe, die zur vorausgesagten Zerstörung Trojas führen werden. Ecubâs Traum voraus geht – neben den beiden Prologteilen⁵⁸ – lediglich eine kurze Beschreibung des Königspaares, in der auf dessen Vorbildlichkeit hingewiesen wird.⁵⁹ Explizit schreibt Konrad Prîamus und Ecubâ also nicht die Verantwortung für den späteren Untergang des Trojanerreiches zu. Betont wird im Gegenteil, dass das Glück dem König bislang immer beigestanden und zu seinem hohen Ansehen beigetragen habe.⁶⁰ Allerdings kann man diesen „Glücksfaktor“ auch als Gefahr für das Wohlergehen der Trojaner verstehen, denn sie entscheiden offenkundig nicht allein über ihre Zukunft: Ein plötzlicher – gleichsam schicksalhafter – Sturz ins Unglück wäre jederzeit möglich, ohne dass sie diesen vorhersehen könnten, worauf Prîamus an späterer Stelle selbst hinweist:

gelücke ist gar ein wildez lôz,/ daz dicke walzet an und abe,/ sô maniger waenet, daz sich habe/
heil und saelde z'im geleit,/ sô nâhet im unsaelikeit/ und ein verlüstericher schade./ swer hiute
sitzet ûf dem rade,/ der sîget morne drunder[.]⁶¹

Aufhorchen lässt zudem, dass sich bei der Vorstellung des trojanischen Königs keine Bezüge zu den für das Mittelalter zentralen Kardinaltugenden Besonnenheit (*mâze*), Klugheit (*prudencia*) und Gerechtigkeit (*iustitia*) herstellen lassen.⁶² Genannt werden

57 TK, V. 350-351.

58 Der Prolog des *Trojanerkriegs* lässt sich unterteilen in einen *Prologus praeter rem*, TK, V. 1-215, der Konrads berühmtes „Lob der Dichtkunst“ enthält und einen *prologus ante rem*, TK, V. 216-324, der die ehrgeizige und mühselige Arbeit des Autors mit dem antiken Trojastoff thematisiert und damit in den Kontext der Romanhandlung einführt. Eine eingehende Betrachtung erfährt der Prolog z. B. bei Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 17-29.

59 Prîamus strebe danach, seine *êre* im heroischen Kampf unter Beweis zu stellen, vgl. TK, V. 326-329, Ecubâ sei darauf bedacht, ihre *tugent* und *êre* zu bewahren, vgl. TK, V. 338-345. *tugent* und *êre* zählen zu den wichtigsten und facettenreichsten Schlagworten der mittelalterlich-höfischen Ethik, vgl. Beat Wolf: *Vademecum medievale*. Glossar zur höfischen Literatur des deutschsprachigen Mittelalters. Bern 2002, S. 23 sowie S. 108-123.

60 „GELÜCKE het ûf in gewant/ vil hôher wirdekeit“ (TK, V. 334-335)

61 TK, V. 18400-18407. Diese Erklärung ist Teil einer Rede des Königs Prîamus, die er nach dem ersten Trojanischen Krieg vor seinen Beratern hält, um sie von einem Rachefeldzug an den Griechen zu überzeugen.

62 „Zu diesen Tugenden (*ἀρετή*, *virtus*) zählen seit Plato die Selbstbeherrschung, Besonnenheit oder Mäßigkeit (*σωφροσύνη*, *temperantia*, *mâze*), welche die sinnlichen Lüste und Begierden reguliert, die Tapferkeit oder Mannhaftigkeit (*ἀνδρεία*, *fortitudo*, *sterke*), welche das Begehren und die Affekte ordnet, die Einsicht und Klugheit (*φρόνησις*, *prudencia*), welche gemeinsam mit der Vernunft alle Tugenden dominiert, sowie die Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit (*δικαιοσύνη*, *Iustitia* [sic!]), welche dem blinden Vermögen des freien Willens Ziele und Tätigkeitsprinzipien setzt. Hinzu tritt, je nach Autor näher oder ferner mit den Kardinaltugenden verbunden, bisweilen die Klugheit sogar ersetzend, die ergänzende Qualität der Weisheit (*σοφία*, *sapientia*). (Wolf: *Vademecum medievale*, S. 110)

stattdessen Prîamus' Machtfülle und Tapferkeit, sein Reichtum und seine Freigebigkeit und ganz allgemein, seine vorbildliche Lebensführung: „er was rîche und wolgesite,/ gewaltic, milte und ellenthaft“⁶³. Während der König also über die wichtigsten Attribute verfügt, um sich und sein Gefolge in eine kriegerische Auseinandersetzung zu führen,⁶⁴ bleiben diejenigen Tugenden, die eher auf die friedenssichernde Funktion des Herrschers abzielen, unerwähnt. Ein indirekter Hinweis auf die im Handlungsverlauf immer ersichtlicher werdenden Defizite des trojanischen Königs mag von Konrad daher bereits an dieser Stelle in den Text eingebaut worden sein.

2.1.2 Das mehrfach motivierte Scheitern von Prîamus' Zukunftsplänen

Zunächst deutet Prîamus die zerstörerische Fackel allerdings richtig, als ein Symbol für seinen ungeborenen Sohn Pârîs⁶⁵ und befiehlt darum gleich nach dessen Geburt die Tötung des Säuglings. Er versteht das Nachtgesicht seiner Frau also als *somnium publicum*, als einen zukunftsweisenden Traum von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung, und entscheidet daraufhin, dass sein eigenes Wohl und das der Allgemeinheit höher als das eines Einzelnen einzuschätzen seien, auch wenn es sich dabei um seinen Sohn handelt:

und dô der künic alsô klâr/ daz selbe knebelîn ersach,/ dô wart er leidic unde sprach:/ ‘Diz ist ein schedelichiu frucht./ mîn lant möht allez mit genuht/ von im zerstoeret werden./ ob dirre knabe ûf erden/ gewüehse z’ einem manne,/ sô würde TROIE danne/ von sîner schulde wüeste./ [...] des wil ich muoten unde gern,/ daz mîn geburt verderbe,/ ê daz ich selbe ersterbe/ und al mîn rîche werde swach./ [...] ez ist vil bezzer, wizze KRIST,/ daz ez gelige aleine tôt,/ dan daz ich von im kume in nôt/ und allez mîn geslehte./ wâ nû zwêne knehte,/ die mir zehant verderben ez?’⁶⁶

Gleichwohl zeugt der von ihm veranlasste Mord am eigenen Kind von bemerkenswerter Hartherzigkeit und Brutalität⁶⁷ und damit bereits hier von der absoluten Indifferenz der Hauptakteure gegenüber sittlichen Tabubrûchen. Darüber hinaus weist die Radikalität, mit der der König an dieser Stelle sich und seinen Herrschaftsbereich zu schützen sucht, auch auf die ebenso radikale Abwehrreaktion seines Vaters Lâmedon nach der Landung der Argonauten vor Troja voraus. Anders als sein Vater, dem es in seinem kurzsichtigen *zorn* lediglich um die unmittelbare Vertreibung der vermeintlichen Feinde geht, hat Prîamus bei seiner Entscheidung, Pârîs töten zu lassen, jedoch durchaus die weiter

63 TK, V. 330-331.

64 Auf die herausragende Bedeutung, die die *milte* in Kriegszeiten besitzt, verweist Prîamus an späterer Stelle selbst: „swer milte ist und gerne gît,/ der wil die fiende swachen./ waz kan die ritter machen/ sô frech als edeliu miltekeit?“ (TK, V. 18536-18539)

65 „Vgl. TK, V. 372-377. Die metaphorische Gleichsetzung des Pârîs mit einer zerstörerischen Fackel stellt nur die erste von vielen Feuermetaphern dar, die den Roman leitmotivisch strukturieren; vgl. hierzu Lienert: Antikenromane, S. 127-128 sowie Lienert: Geschichte und Erzählen, S. 249.

66 TK, V. 388-431.

67 Um sich zu schützen, wäre Prîamus sogar dazu bereit, den neugeborenen Sohn eigenhändig zu töten, vgl. TK, V. 398-401. Hervorgehoben wird Prîamus' Hartherzigkeit zudem durch den *jâmer* der Königin und der übrigen Trojaner über den königlichen Mordbefehl, vgl. TK, V. 454-461.

entfernte Zukunft im Blick. Mit dem hartherzigen Mordbefehl kann Prîamus den ihm und seiner Frau vorausgesagten Gang der Handlung allerdings genauso wenig aufhalten, wie Lâmedon mit seiner unbedachten „Kurzschlussreaktion“ – sowohl die nahe als auch die ferne Zukunft unterliegen nicht dem Willen der Figuren, sondern ihnen übergeordneten Mächten, die als „Agenten“ der finalen Motivation auf den Untergang Trojas zusteuern.

Pârîs' angeborene Schönheit⁶⁸ zählt wiederum zu den Strategien, derer sich Konrad bedient, um den den Figuren prophezeiten Ausgang der Handlung auch kausal zu motivieren: Die Knechte des Königs etwa bringen es nicht über sich, den liebevoll lächelnden Säugling⁶⁹ zu ermordern. Für sie stellt der Mord an einem so schönen und wehrlosen Kind ein ethisches Tabu dar, das sie auch unter Androhung der Todesstrafe⁷⁰ nicht zu überschreiten wagen: „‘uns solte niht diu erde tragen,/ ob ein sô klârez kint erslagen/ würde von uns beiden,/ wir sulen von im scheiden/ und ez genesen lâzen.’“⁷¹

Zusätzlich werden ihre moralischen Skrupel jedoch auch als Akt göttlicher Gnade,⁷² und damit final, motiviert: „[einer der Knechte] hete im ouch den tût getân,/ waer ez von got erwendet niht.“⁷³ Und mit dem Willen Gottes wird gleich im Anschluss auch das „Wunder“ erklärt, dass das im *wüesten walde* zurückgelassene Neugeborene von einer Hindin gesäugt wird, bis ein Hirte es findet und *durch sîn vil klârez bilde* in seine Familie aufnimmt, woraufhin die Frau des Hirten ihr eigenes Baby in Pflege gibt, um sich ausschließlich um das Findelkind kümmern zu können. Diese doch recht befremdlich anmutende Bevorzugung wird von Konrad ebenfalls mehrfach motiviert – einerseits mit der Tugendhaftigkeit der Ziehmutter (*durch ir zuht*), andererseits, und das ist an dieser Stelle wohl das zentrale Argument, wieder mit Pârîs' *klâre[m] schîn*.⁷⁴ Keine der Figuren kann sich dauerhaft seiner Schönheit und ihrer ihr Denken und Fühlen zu seinen Gunsten manipulierenden Wirkung entziehen: „[er] hete an im die tugent/ und was vor wandel sô getwagen,/ swem er

68 „daz [knebelîn] schein sô rehte minnefar/ und alsô liechter wunne rîch,/ daz niender lepte sîn gelîch/ noch niemer lîhte wirt geborn./ liutsaelic gar und ûzern/ was sîn lîp und sîn gebâr.“ (TK, V. 382-387) Ganz ähnlich fällt auch die Beschreibung der körperlichen Vollkommenheit des neugeborenen Achill aus, auch ihm steht die adelige Abstammung förmlich ins Gesicht geschrieben: „dô schein sîn lîp sô minnefar,/ daz man nie knebelîn gebar,/ daz alsô wunnebaere/ und sô durchliuhtic waere/ sô diu vil künicliche fruht./ gelücke und êre mit genuht/ wart ûf sînen lîp geleit./ er hete die liutsaelikeit,/ swer ez mit ougen ane sach,/ daz der in sînem herzen jach,/ im gebreste weder dis, noch des.“ (TK, V. 5785-5795) Schon im Säuglingsalter stechen die beiden aus der Masse der Figuren heraus und spiegeln sich dabei gegenseitig.

69 Genau genommen lacht Pârîs zunächst nicht seine Henker, sondern *sich selbst* an, als er auf die Reflexion seines Spiegelbildes reagiert, die er im Schwert, das schon zu seiner Ermordung gezogen wurde, erkennt. Auch er selbst reagiert also positiv auf sein unwahrscheinlich schönes Erscheinungsbild, vgl. TK, V. 474-481.

70 Vgl. TK, V. 446-451.

71 TK, V. 491-495.

72 Vgl. Seus: Heilsgeschichten, S. 140-143.

73 TK, V. 472-473.

74 Vgl. TK, V. 526-579.

den vater haete erslagen,/ er müeste im guotes hân verjehen,/ het er in z'einer stunt gesehen/ mit volleclichen ougen an⁷⁵. Vielmehr erweist sie sich als unausweichlich, sodass Pârîs' Schönheit nicht allein zur kausal-logischen Motivation seiner Rettung beiträgt, sondern als Vehikel der finalen Handlungsmotivierung geradewegs darauf abzielt. Das Überleben des Säuglings ist letztlich also einem komplexen Zusammenspiel aus kausalen und finalen Motiven – seiner angeborenen Schönheit, der Vorbildlichkeit seiner Helfer und Gottes Fürsorge – geschuldet.

Prîamus entgeht indes nicht, dass sein Sohn in besonderer Weise begnadet ist, doch zieht er aus dieser Beobachtung (vorerst) keine Konsequenzen, denn sonst müsste ihm klar sein, dass sein Plan, ein von einer (wie auch immer gearteten) übernatürlichen Macht (*got/saelde*) geschütztes Kind ermorden zu lassen, zwangsläufig zum Scheitern verurteilt ist: „swie got ein volleclichez mez/ von saelden habe ûf ez [das Kind Pârîs] gewant,/ ez muoz geligen tôt zehant“⁷⁶ Er begreift sich jedoch *nicht als Objekt, sondern als Subjekt der Handlung*, das die Zukunft durch *vorausschauendes Handeln* (mit-)gestalten kann und Ecubâs Traum dementsprechend nicht als apodiktische, sondern als bedingte Vorausdeutung bzw. indirekte Handlungsaufforderung.

der wîse man sol sînen schaden/ vor betrahten und besehen,/ verlüste möhte vil geschehen,/ der si niht wolte wenden,/ man sol die sorge swenden,/ die wîle si gefüege sî,/ durch daz man grôzer swaere frî/ belîbe und man ir werde erlöst.⁷⁷

Für die Rezipienten erweist sich sein auf Eigenverantwortung abzielendes „Selbstverständnis“ allerdings als illusorisch. An keiner Stelle wird ein echter, ethisch weniger problematischer Ausweg aus der Katastrophe aufgezeigt. Vielmehr ist es so, dass die Figuren, selbst wenn sie wie die Knechte und der Hirte unter moralischen Gesichtspunkten alles richtig machen, auf die den Trojanern prophezeite Katastrophe hinarbeiten.⁷⁸

Und doch ist Prîamus' Selbsteinschätzung, insbesondere im Zusammenhang mit der späteren Kriegshandlung, nicht als völlig falsch anzusehen. Die Ermahnungen der trojanischen Gelehrten zur weitsichtigen Vorausplanung der Zukunft belegen dies eindeutig, nachdem ihr König in seinem Rachestreiben den Blick für die Langzeitfolgen seines Handelns verloren hat. Vielmehr scheint das „Mitspracherecht“ der Figuren am Verlauf des

75 TK, V. 5652-5657, ähnlich auch V. 4720-4725. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Prîamus' euphorische Freude, als er Pârîs später in Empfang nimmt: „geselle PÂRÎS,/ ich sol dir wirde gunnen./ sît ich dich hân gewonnen/ und dû mîn ingesinde bist,/ weizgot, sô wil ich alle frist/ erhoehen dich ûf erden,/ dû solt getiuret werden/ von mîner küniclichen hant,/ ich hân mîn herze an dich gewant/ und alle mîne zuoversiht.“ (TK, V. 4324-4333)

76 TK, V. 432-434.

77 TK, V. 402-409.

78 Vgl. Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 37.

Geschehens nicht in allen Situationen gleich groß oder klein zu sein. In Hinblick auf das dem Königspaar prophezeite Unglück ist es aber wohl so, dass es bei Pârîs' Geburt *allein deshalb* noch nicht eingetreten ist, *weil der dafür vorgesehene Zeitpunkt noch in der Zukunft liegt*. Dass er eintreten wird, ist indes nicht zu verhindern, egal wie radikal die Mittel und Methoden sein mögen, die die Figuren im Kampf dagegen einsetzen.

Klar ersichtlich wird der fehlende Gestaltungsspielraum der Figuren auch daran, dass Prîamus seinen totgeglaubten Sohn später selbst an den trojanischen Königshof zurückholt: Denn nachdem Pârîs den Streit der Göttinnen zu Vênus' Gunsten entschieden hat, will Prîamus ihn unbedingt zu einem Teil seines Gefolges machen. Verstärkt wird dieser Wunsch von der „natürlichen“ Liebe zwischen Vater und Sohn, die Prîamus – auch in Unkenntnis ihrer Verwandtschaft – *zwangsläufig* an Pârîs bindet. Die Kraft der *natûre* bildet neben Gott also eine weitere Instanz, die das Geschehen final motiviert und damit den Handlungsrahmen der Figuren einschränkt:

swie PRÎAMUS niht überlût/ erkande, daz er was sîn kint,/ doch truoc er im ân underbint/ gar innecliche friuntschaft,/ wan sippebluot daz hât die kraft,/ daz ez vil kûme sich verhilt,/ ez lachet mâgen unde spilt/ engegen durch der ougen tûre/ und machet iemer sich her fûre[.]/ [...] dâ von der künic was verdâht/ ûf PÂRÎSEN deste mê,/ ez was sîn sun von rehter ê,/ des truoc in diu natûre dar/ ûf den juncherren wunnefar/ und spilte im allez tougen/ engegen durch diu ougen[.]⁷⁹

Zumal es Prîamus hier, anders als bei der Entscheidung zum Mord am neugeborenen Sohn, am nötigen Hintergrundwissen fehlt, um die Situation richtig einzuschätzen, denn Vênus offenbart nach ihrem Sieg über Jûnô und Athene zwar Pârîs' adeliege Herkunft, seine Zugehörigkeit zum trojanischen Königshaus verrät sie jedoch nicht.⁸⁰ Kausal-logisch ist es daher auch auf das Wissensdefizit des Königs zurückzuführen, dass er den aus seiner Perspektive falschen Wunsch hegt, Pârîs bei sich aufzunehmen und dass er Hector das Recht auf Pârîs erstreiten lässt.

Eine kriegerische Eskalation des Interessenkonflikts zwischen Prîamus und Jupiter kann mit dem Stellvertreterkampf zwischen Hector und Pêleus zwar abgewendet werden, doch zugleich entbehrt Hectors Sieg nicht einer gewissen tragischen Ironie.⁸¹ Denn er initiiert den Zweikampf u.a. in der Absicht, eine größere bewaffnete Auseinandersetzung zu vermeiden,⁸² tatsächlich macht er den späteren Zerstörungskrieg durch Pârîs' Aufnahme an

⁷⁹ TK, V. 3208-3226.

⁸⁰ Vgl. TK, V. 3140-3155.

⁸¹ Vgl. Lienert, die in diesem Zusammenhang vom „tragisch-ironische[n] Nicht-Wissen der Handelnden“ spricht (Lienert: Geschichte und Erzählen, S. 49), Vgl. zudem Pfennig: *erniuwen*, S. 207 u. Worstbrock: Erfindung der wahren Geschichte, S. 167.

⁸² Da Prîamus und Jûpiter beide Anspruch auf Pârîs erheben, droht das Hochzeitsfest zeitweilig in eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen ihnen und ihren Verbündeten umzuschlagen, vgl. TK, V. 3391-3511.

den trojanischen Königshof jedoch ein gutes Stück wahrscheinlicher. Hector erreicht mit seinem Handeln also genau das, was er eigentlich vermeiden wollte.⁸³ Von daher weist der Stellvertreterkampf zwischen ihm und Pêleus bereits auf die späteren Kriege zwischen Trojanern und Griechen voraus;⁸⁴ beide Völker befinden sich von jeher in einer Art „latentem Kriegszustand“, der sich früher oder später auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene manifestieren wird.⁸⁵

Ersichtlich wird die Zerbrechlichkeit der höfischen Ordnung auch am Schaukampf zwischen Pârîs und Hector, der in *grimmeclichen ernest* umschlägt, als Pârîs seinem Bruder einen zu harten Schlag versetzt. Vom einen auf den anderen Moment gerät das *durch hübsche kurzwîle* begonnene *hofespil* außer Kontrolle, wird zum Kampf auf Leben und Tod; die dem Schaukampf zugrundeliegenden höfischen Regeln erweisen sich als nutzlos, denn sie vermögen die blindwütigen Aggressionen der Kämpfenden nicht im Zaum zu halten: „jedoch gesluogens' alsô vil/ z'ein ander unde stâchen,/ daz si ze jungest brâchen/ mit zorne irn gemellichen schimpf.“⁸⁶ Erst als Hector, „als ein eberswîn/ erzürnet“,⁸⁷ kurz davor steht, Pârîs zu erstechen, wird der Kampf abgebrochen. Denn *zufällig*⁸⁸ kommt der Hirte am trojanischen Königshof an und offenbart – gerade noch *rechtzeitig* – Pârîs' wahre Identität. Der Zeitablauf des Zweikampfes richtet sich also nach dem am Kampf völlig unbeteiligten Hirten, damit dieser seinen Ziehsohn retten kann.⁸⁹

Der hirte, des ich hân gedâht,/ den hete dar gelücke brâht/ PÂRÎSE z'einer saelikeit./ er stuont ouch an dem ringe breit,/ in dem geschirnet wart alsô,/ den stich het er gemerket dô,/ den HECTOR wolte hân getân,/ des rief er z'im: 'lâ stân, lâ stân!/ vil hôchgeborner jungelinc,/ beganc niht übellichiu dinc/ durch dînen frechen übermuot!/ vergiuz niht hie dîn sippebluot/ und schône dînes ferhes!/[...] wan er dîn bruoder ist für wâr!⁹⁰

83 Vgl. zu diesem Zweikampf sowie zu Hectors schicksalsentscheidender Funktion für die Trojaner Kap. 4.2.4.

84 Vgl. die Prophezeiung des Wahrsagers Prôtheus: „sich hât zuo dirre hôchgezît/ ein krieg erhaben und ein zorn,/ dâ von sîn [Achills] jugent wirt verlorn/ und sîn hôher lebetage.“ (TK, V. 4594-4597) Vgl. zudem Gerhard Peter Knapp: Hector und Achill: Die Rezeption des Trojastoffes im deutschen Mittelalter. Personenbild und struktureller Wandel. Bern/Frankfurt a.M. 1974 (Utah Studies in Literature and Linguistics; 1), S. 59.

85 Für die übrigen Figuren zeichnet sich der bevorstehende Krieg jedoch noch gar nicht am zeitlichen Horizont ab. Ihnen fehlt das Verständnis für die Zusammenhänge und für die Tragweite der einzelnen Ereignisse – sie (er-)kennen den roten Faden ihrer Geschichte nicht. Die Romanhandlung scheint dadurch bisweilen eine Eigendynamik zu besitzen, die unweigerlich auf den Zielpunkt der Geschichte (den Untergang Trojas) zusteuert. De facto wird der Gestaltungsspielraum der Figuren jedoch (mal mehr, mal weniger offensichtlich) auf diesen Zielpunkt zugeschnitten, vgl. zu den Eigenheiten der „kompositorischen Motivation“ Martínez/Scheffel: Erzähltheorie, S. 114.

86 TK, V. 5030-5033.

87 TK, V. 5040-5041.

88 „von geschicht“ (TK, V. 5050)

89 Vgl. die Ausführungen Störmer-Caysas zum für den höfischen Roman typischen Motiv der „rechtzeitigen Rettung“ (Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 121-125).

90 TK, V. 5051-5068.

Ohne seine „glückliche“ Intervention wäre Hector hingegen zum verspäteten Vollstrecker des Mordauftrags an Pârîs geworden, womit er unwissentlich auch den Untergang Trojas abgewendet hätte. Immer wieder blitzen solche (Schein-)Alternativen zum vorgegebenen Handlungsverlauf an verschiedenen Stellen des Romans auf. Sie eröffnen die Möglichkeit eines radikalen Wendepunkts im Geschehen, nur um diesen im nächsten Moment wieder zu verwerfen,⁹¹ wodurch das den Zielpunkt der Handlung bildende, katastrophale Kriegsgeschehen noch unausweichlicher und die Versuche der Figuren, sich gegen das ihnen „vorgeschriebene“ Ende zu erheben, umso aussichtsloser erscheinen.

Denn Pârîs' Leben wird unübersehbar durch verschiedentlich konzipierte Mächte – den Zufall, das (Un-)Glück, die Naturgesetze und den Willen Gottes – geschützt, die außerhalb des Einflussbereichs der menschlichen Figuren agieren: Zunächst verhindert Gott Pârîs' Ermordung im Säuglingsalter,⁹² später erfährt sein Ziehvater, der Hirte, zufällig (*von geschicht*)⁹³ von der wahren Identität seines Ziehsohnes, der sich inzwischen, auch aufgrund der natürlichen Bindung zwischen Vater und Sohn, wieder an Prîamus' Königshof befindet. Kurz darauf ist es erneut dieser Hirte, der dank eines „glücklichen Zufalls“ gerade zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist, um Pârîs zum zweiten Mal das Leben zu retten. Ungeachtet aller Unterschiede im durch sie verkörperten Weltbild haben diese den Figuren übergeordneten „Notwendigkeiten“ die gemeinsame Funktion, das Geschehen gegen Prîamus' Willen auf die Erfüllung von Ecubâs Unheilstraum hinzusteuern. Ganz offensichtlich sind es sie und nicht die menschlichen Akteure, die den Verlauf von Pârîs' Jugendgeschichte bestimmen.

Pârîs' Ziehvater kann wiederum als Vollstrecker dieser Mächte verstanden werden.⁹⁴ Zugleich stellt er jedoch auch ein Exempel sittlicher Vorbildlichkeit dar, denn seine Handlungsmotive sind gänzlich altruistischer Natur: „des fröuwe ich mich,/ wan ich gan im êren wol./ swie lützel ez mich helfen sol, doch bin ich sîner wirde geil./ mich dunket daz ein hôhez heil,/ daz man im lop und êre birt.“⁹⁵ Und genauso edelmütig wie er sich bei der Rettung seines Ziehsohnes zeigt, erzieht der Hirte ihn auch.⁹⁶ Unter seiner Obhut kann

91 Vgl. den Exkurs zur abgewiesenen Alternative in Kap. 2.2.3.

92 Vgl. die Erkenntnis des Knechtes, nachdem er erfahren hat, dass der von ihm ausgesetzte Säugling noch lebt: „PÂRÎS, der was daz kindelîn,/ daz ich und der geselle mîn/ solten hân ze tode erslangen./ in hât got disem man getragen/ vil harte saelichîchen zuo[.] [..] daz wir sîn niht versêrten/ daz was der göte wille.“ (TK, V. 4891-4905; Hervorhebungen C. K.) Auffällig ist zudem die – im Roman häufige – Vermischung einer monomiten einer polytheistischen Determinationsvorstellung.

93 TK, V. 4776.

94 Vgl. Elisabeth Lienert: Konrad von Würzburg: *Trojanerkrieg*. In: *Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen*. Hrsg. v. Horst Brunner. Bibliograph. erg. Ausg. Stuttgart 2004 (RUB; 8914). S. 391-410, hier: S. 405.

95 TK, V. 4858-4863. (Hervorhebungen C. K.)

96 „Er zôch in schône unde alsô wol,/ als ein kint sîn vater sol/ durch wâre schulde ziehen,/ er kunde schande

sich Pârîs' außergewöhnlicher Sinn für Gerechtigkeit⁹⁷ entwickeln und Pârîs selbst zu einem Exempel des höfischen (Tugend-)Adels heranreifen. Nicht trotz, sondern gerade wegen seiner Erziehung durch den tugendhaften Hirten entspricht Pârîs folglich dem Idealbild eines gerechten Richters und Herrschers, einem *rex iustus et pacificus*:⁹⁸ „ob nû der hirte sîne tage/ bî werden künigen het vertân,/ wie künde er tugentlîcher hân/ den schoenen jungelinc erzogen?“⁹⁹ Als falsch zu bewerten ist daher auch die spätere Behauptung des Menelâus, Pârîs sei aufgrund seiner unstandesgemäßen Erziehung zur Entführung Helenâs in der Lage gewesen.¹⁰⁰ Tatsächlich ist die Entführung einerseits Pârîs' libidinösem Begehren, andererseits dem kollektiven Vergeltungsstreben der Trojaner geschuldet und in diesem Sinne ein Beleg für die moralischen Defizite der höfischen Gesellschaft, die sich immer wieder als durch die *minne*- und *râche*-Bestrebungen der Herrschenden korumpiert erweist.

Wenn auch nicht auf der Ebene der Figurenbeschreibung, so kommt es doch zumindest auf der Ebene des Verhaltens zu einer moralischen Verkehrung der Ständehierarchie: Denn während Prîamus' Versuch, das ihm wie allen Trojanern prophezeite Verderben abzuwenden, von der Brutalität und Skrupellosigkeit des Königs zeugt und sich die höfische Gesellschaft in all ihrem äußeren Glanz immer wieder als innerlich verdorben erweist,¹⁰¹ hängt Pârîs' Überleben von mehreren nicht-adeligen, aber moralisch vorbildlichen Randfiguren ab, die über ein intaktes Wertesystem verfügen.

‘diz ist mîn vater, der mich hât/ durch sîns getriuwen herzen râ/ erzogen alle mîne tage./ [...] swie man in spüre in kranker wât./ doch ist er sô bescheiden,/ daz under armen kleiden/ nie rîcher tugen noch reiner art/ verborgen und verdecket wart.’¹⁰²

Die Ständehierarchie als solche wird von Konrad jedoch nicht in Frage gestellt. Aus der Handlungslogik des *Trojanerkriegs* wird vielmehr ersichtlich, dass Macht und Moral (wie im Einflussbereich der *minne*, vgl. Kap. 4.1) nicht zwangsläufig zusammenfallen, obwohl

fliehen/ und alle untugende von im jagen“ (TK, V. 597-601)

97 Konkret zeigt sich sein Gerechtigkeitssinn darin, dass Pârîs seine Urteile unabhängig von seiner persönlichen Verbindung zu den Streitparteien und ihrem sozialen Status fällt: „sô fremde pfarren dicke striten/ mit den sînen von geschicht,/ son liez er si engelten niht,/ daz si dâ fremde wâren,/ er wolte rehtes fâren/ und tet in guot gerichte kunt./ [...] der arme von im wart bedâht/ rehte als der vil rîche,/ in beiden er gelîche/ rihte nâch ir schulden.“ (TK, V. 640-655)

98 Ähnlich deutet auch Friedrich die Situation aus. Ihm zufolge spielt der positive Einfluss des Ziehvaters auf Pârîs jedoch nur eine marginale Rolle, da er hier vornehmlich einen „Vorgang adeliger Artentfaltung“ im Gange sieht, vgl. Friedrich: *Diskurs und Narration*, S. 115.

Vgl. zum Idealbild des *rex iustus et pacificus* z. B. Joachim Heinzle: *Der gerechte Richter. Zur historischen Analyse mittelalterlicher Literatur*. In: *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*. Hrsg. v. Joachim Heinzle. Frankfurt a. M./Leipzig 1994. S. 266-294, hier: S. 275.

99 TK, V. 5434-5437.

100 Vgl. TK, V. 34342-34353.

101 Vgl. Müller: *Höfische Kompromisse*, insbes. S. 452 u. 460 sowie Kellner: *Konrads TK*, S. 98-113.

102 TK, V. 5385-5400.

sie doch zusammengehörten.¹⁰³ Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang auch die Konsequenzen, die sich aus Pârîs' Richteramt ergeben: Seine klugen und gerechten Urteile haben einen friedensstiftenden Effekt auf die Gemeinschaft der Hirten und bilden damit ein Gegengewicht zum ansonsten omnipräsenteten *zorn* der sich bekriegenden, griechisch-trojanischen Adelsgesellschaft. Als im buchstäblichen Sinne „rechtschaffender“ Streitschlichter besitzt er – bis zu seiner Reintegration in die höfische Gesellschaft und seiner zeitgleichen Überwältigung durch die *minne* – die Fähigkeit, das fatale Drehen der Rachespirale zu unterbinden und verfügt über all jene Attribute (Besonnenheit (*mâze*), Klugheit (*prudencia*) und Gerechtigkeit (*iustitia*)¹⁰⁴, die bei der Beschreibung seines Vaters unerwähnt blieben.

daz herze sîn verdulden/ wolt in dem walde keinen zorn./ [...] ûf allen felden/ und in den wilden welden/ wart [er] der jungen hirten voget,/ die kâmen alle z'm gezoget,/ sô si krieges heten iht,/ durch daz vor sîner angesiht/ ir strît wûrd aller hin geleit./ er hete die bescheidenheit./ daz er nie keinen fâlsch geriet/ und allez dinc ze rehte schiet./ daz verlâzen wart an in.¹⁰⁵

2.1.3 Prîamus' Entscheidung für ein offenes Zukunftskonzept

Als es durch den *einfeltigen* und *guoten* Hirten¹⁰⁶ zur Anagnorisis zwischen ihm und Pârîs kommt, wird Prîamus dazu gezwungen, sich erneut mit Ecubâs Unheilstraum auseinanderzusetzen und dessen Relevanz für Trojas Zukunft einzuschätzen. In Übereinstimmung mit seiner früheren Einschätzung des Traumes als *somnium publicum* und seiner Entscheidung, Pârîs töten zu lassen, ist er zunächst entsetzt über sein Überleben:

Der künic rîch von hôher art/ beswaeret von der rede wart/ gar inneclîchen sâ zehant,/ wan er des troumes wart ermant,/ den ECUBÂ, sîn frouwe, kôs,/ dô si trüeb und frûdelôs/ wart PÂRÎSEN tragende./ in sînem herzen klagende/ was die beswaerede PRÎAMUS,/ daz der jungelinc alsus/ gewahsen und erzogen was,/ daz er des tôdes ie genas,/ daz was sîn meiste swaere dô.¹⁰⁷

103 Vgl. hierzu auch die Erkenntnis Kaiser Ottos im *guoten Gêrhart*, nachdem er von den gottgefälligen Taten des *koufmans* erfahren hat: „dîn guot und dîner saelden rât/ mit guottât über gütet hât/ die kranken guottât die ich hân/ durch mînen schepher getân.“ (Rudolf von Ems: *Der guote Gêrhart*. Hrsg. v. John A. Asher. 2. rev. Aufl. Tübingen 1971, V. 6673-6676) Doch auch wenn (bzw. gerade weil) Gêrharts moralische Vorbildlichkeit seines Gleichen sucht, hält er sich nicht für würdig, in den Adelsstand erhoben zu werden, vgl. Rudolf v. Ems: *Gêrhart*, V. 5531-5603 sowie V. 6173-6204.

104 Vgl. zudem Jûpifers Lob auf Pârîs' Tugenden: „bî der vil hôhen sealde mîn/ swer ich dir einen tiuren eit,/ daz ich durch gerehtikeit./ der ein wunder an dir lît./ dich hân besant zur hôchgezît/ noch anders durch dekeiniu dinc./ dû bist ein wîser jungelinc./ daz weiz ich und erkenne wol./ swaz krieges ieman scheiden sol./ den kanst dû wol verslihten./ und sô nâch rehte rihten/ den liuten algemeine[.]“ (TK, V. 1810-1821) (Hervorhebungen C. K.) Unter den Hirten stellt Pârîs' außergewöhnlicher Gerechtigkeitsinn zeitweilig sogar sein wichtigstes „Alleinstellungsmerkmal“ dar, nach dem er auch benannt wird (vgl. TK, V. 658-663).

105 TK, V. 656-685. (Hervorhebungen C. K.)

106 Vgl. TK, V. 4811. So glaubt der Hirte etwa, dass die Tatsache, dass Pârîs bereits in die Hofgesellschaft integriert wurde, dafür garantiere, dass die Aufdeckung seiner wahren Identität nur positive Auswirkungen haben könne, vgl. TK, V. 4974-4985.

107 TK, V. 5303-5315.

Die übrigen Trojaner verhalten sich jedoch so, als hätte es den Unheilstraum der Königin und das durch ihn vermittelte Zukunftswissen nie gegeben.¹⁰⁸ Pârîs wird wie ein lange verschollenes und vermisstes Familienmitglied empfangen. Es gibt an dieser Stelle also einen deutlichen Unterschied zwischen dem Blickwinkel des Königs, des Erzählers und der Rezipienten auf der einen Seite und dem der Trojaner auf der anderen Seite, der zu zwei völlig gegensätzlichen Deutungen der Situation führt: Anders als Hector behauptet, wäre den Göttern im Wissen um die folgenden Ereignisse (d. h. aus einer finalen Perspektive) gerade nicht dafür zu danken, dass sie Pârîs zurück nach Troja geleitet haben.¹⁰⁹

er [Hector] kuste im ougen unde lider/ und hiez in willekomen sîn./ er sprach: ‘PÂRÎS, geselle mîn,/ wol mich der saelde manicfalt,/ daz dû mir hiute bist gezalt/ ze brueder ûf der erden!/ gebenediet werden/ müez iemer aller göter namen,/ sît daz si mich sô wunnesamen/ an dirre fröude hânt gewert,/ wan allez, des mîn herze gert/ von brüederlicher saelikeit,/ daz hât ir kraft an dich geleit/ und ir helfe götelich!’¹¹⁰

Entsprechend betrübt bleibt Prîamus im allgemeinen Jubel um ihn herum. Als ihn ein Spielmann nach den Gründen für seine *wunderlîchiu klage* befragt und ihm zugleich seine königlichen Privilegien vor Augen hält, macht Prîamus ihn kurzerhand zum Demonstrationsobjekt für seine Ohnmachtsgefühle in Anbetracht einer zum Unglück vorherbestimmten Zukunft: Er ernennt den Spielmann für einen Tag zum König über Troja, lässt ihn auf seinem Thron sitzen und hängt ein Schwert über seinem Kopf auf, das lediglich von einem Pferdehaar gehalten wird. Im Wissen um die über ihm schwebende Gefahr bleibt dem „königlichen Stellvertreter“ nun nichts anderes übrig, als reglos dazusitzen, denn „het er gerücket iender hin/ und umb ein hâr gerüeret sich,/ daz swert scharpf unde lûterlich/ waer im gefallen durch den lîp[.]“¹¹¹ Er ist also an den Thron gefesselt und trotz aller ihm verliehenen Macht handlungsunfähig. Hierin besteht auch der wesentliche Unterschied zwischen Konrads Vorlage, der Geschichte vom Damoklesschwert in Ciceros *Tusculanae disputationes*,¹¹² und Prîamus’ Gleichnis im *Trojanerkrieg*: Während Ciceros Protagonist (Dionysios I.) sich durch seine Macht dazu verdammt sieht, in allen Menschen um ihn herum eine ständige Bedrohung zu sehen, sodass seine Einsamkeit und Handlungsunfähigkeit unmittelbar auf eben diese Macht zurückgehen, richtet sich Prîamus’ Angst auf ein

108 Narratologisch lässt sich die „Amnesie“ der Figuren damit erklären, dass Ecubâs Traum seinen Zweck für den Fortgang der Handlung – die Motivation für Prîamus’ aussichtslosen Kampf gegen den ihm und Troja prophezeiten Untergang und die Erzählung von Pârîs’ außergewöhnlicher Jugendgeschichte – erfüllt hat: Nun geht die Handlung des Romans im Prinzip so weiter, als hätte es das mit dem Traum verbundene Zukunftswissen nie gegeben und als wäre Pârîs ganz normal bei seiner leiblichen Familie aufgewachsen.

109 Vgl. zu weiteren Fehlentscheidungen Hectors Kap. 4.2.4.

110 TK, V. 5346-5359.

111 TK, V. 5568-5571.

112 Vgl. Marcus Tullius Cicero: *Tusculanae disputationes*/Gespräche in Tusculum. Übers. u. hrsg. v. Ernst Alfred Kiefel. Stuttgart 2008, Buch 5, S. 57-63.

konkretes, ihm prophezeites Unglück, das seine Herrschaft zwar auch bedroht, aber nicht ursächlich darauf zurückzuführen ist, und auf eine einzige, ihm bereits bekannte Person: seinen Sohn Pârîs.

Nun, da sein Handeln, seinen Intentionen zum Trotz, dazu geführt hat, dass Pârîs wieder am Königshof lebt, überrollt ihn ein Gefühl der Ohnmacht, denn die Zukunft hat sich als weder plan- noch vorhersehbar erwiesen. Sicher scheint nur, dass der vorherbestimmte Gang der Dinge sich nicht ändern lässt, und so bleibt Prîamus nichts anderes übrig, als auf seinen Untergang – auf das Fallen seines Schwertes – zu warten: „waz hilfet, daz mir sint gegeben/ liut unde lant, sît daz ich hân/ der leiden zuoversihte wân,/ daz ich lîp unde guot verzere/ und ich verliese ân alle were/ daz rîch und al mîn êre?/ mit jâmer und mit sêre/ muoz ich sîn gebunden.“¹¹³ Die Möglichkeiten der Einflussnahme auf die Welt sind für ihn als handelndes Subjekt sehr begrenzt.

Erstaunlicherweise ereilt Prîamus wenig später jedoch ein vollständiger Sinneswandel, der mit dem Verlust seiner wissenden Außenperspektive auf das nachfolgende Geschehen einhergeht: Auch er nimmt Pârîs nun mit Freuden in die Königsfamilie auf: „mîn liebez kint,/ daz ich wânde hân verlorn,/ ganc her, ich hân dich ûzerkorn/ ze trôste in mînem leide[.]/ [...] ein êweclichiu suone/ sol werden zwischen mir und dir,/ sîst willekomen hiute mir/ mê denne hundert tûsent stunt!“¹¹⁴, was von Konrad sowohl final als auch kausal motiviert wird: Denn einerseits wirkt Pârîs' gottgegebene Gabe, die Sympathien anderer Menschen durch sein ansprechendes Äußeres auf sich zu lenken, nun offenbar auch bei seinem (vormals durch Angst davor „immunisierten“) Vater und verstärkt sich noch durch dessen „natürliche“ Zuneigung für seinen Sohn.

Andererseits ist Prîamus hier *nicht nur das Opfer* von Faktoren, die außerhalb seines Einflussbereichs liegen. Seine Entscheidung, Pârîs nun doch als Sohn anzuerkennen, lässt sich *auch auf eigene Überlegungen* des Königs zurückführen, die ihm einerseits einen Ausweg aus seinen zukunftsbezogenen Ohnmachts- und Angstgefühlen weisen und die andererseits seine zwiespältigen Gefühle für den Sohn – schwankend zwischen den Polen Zuneigung und Furcht – in eine rein positive Einstellung ihm gegenüber überführen. Denn Prîamus beschließt in einem Bewusstseinsmonolog, den Wahrheitsgehalt des Unheilstraumes seiner Frau zu negieren, sodass er ihn nicht mehr als warnende Offenbarung eines zukünftigen Geschehens anerkennen muss. Vor sich selbst begründet er diese Entscheidung, indem er Pârîs' äußerliche Vollkommenheit als Beweis dafür versteht, dass an

113 TK, V. 5612-5619.

114 TK, V. 5700-5711.

ihm nichts auf das einst prophezeite Unglück hindeutet. In einem zweiten Schritt deutet er nun gar die Rolle seines Sohnes als Unheilsbringer der Trojaner in ihr Gegenteil um: Derart begünstigt, soll er dem ganzen Reich ein Garant zukünftigen Glücks sein.

Dô PRÎAMUS an im ersach,/ daz vür alle klârheit brach/ sîn wunneclîch figûre,/ dô lêrt in diu natûre/ und daz angeborne reht,/ daz er den tugentrîchen kneht/ und den erwelten jungelinc/ begunde sâ vür alliu dinc/ durchnehtclîchen minnen./ in sînes herzen sinnen/ gedâht er wider sich zehant:/ ‘sît daz gefallen und gewant/ ûf PÂRÎSEN ist daz heil,/ daz an im lît der êren teil/ und aller saelden übersoum,/ waz möhte ein üppeclîcher troum/ mir gewerren danne?/ von saeldenrîchem manne/ gelücke wahset mit genuht./ wie künde ein alsô reiniu fruht/ iemer schaden mich gewern?/ ich wil sîn z’eime friunde gern/ mit herzen und mit munde.’¹¹⁵

Prîamus fällt seine Entscheidung daher auch nicht „wider besseres Wissen“¹¹⁶, sondern er wählt eine alternative Interpretation der Situation: Da der Wahrheitsgehalt eines prophetischen Traumes erst in der Retrospektive festgestellt werden kann, ist es dem König, solange die Katastrophe noch nicht eingetroffen ist, möglich, Ecubâs *somnium publicum* für *üppeclîche* zu erklären, d. h. der Klasse der bedeutungslosen Träume zuzuordnen, und auf seinen eigenen, vornehmlich von der Schönheit seines Sohnes geprägten Eindruck zu vertrauen. Seine Fehleinschätzung der Situation stellt daher eines von vielen Beispielen für die den *Trojanerkrieg* leitmotivisch durchziehende Disparität von Schein und Sein dar, die das Schöne und Offensichtliche immer wieder als trügerisch bzw. falsch entlarvt.¹¹⁷

Zudem macht der König an dieser Stelle den Fehler, seine eigenen Zielvorstellungen mit denen seines *saeldenrîchen* Sohnes gleichzusetzen; er zieht nicht in Erwägung, dass Pârîs’ persönliches Glück nicht auch unbedingt positive Auswirkungen auf ihn und sein Herrschaftsgebiet haben muss. Tatsächlich ist es nämlich so, dass die Trojaner nur solange ein friedliches und glückliches Leben führen können, wie Pârîs unglücklich in Helenâ verliebt ist, und dass ihm seine außerordentliche Schönheit mit ihrer unwiderstehlich-sympathischen Außenwirkung gegeben wurde, um ihn zum idealen Katalysator der vorherbestimmten Katastrophe zu machen.¹¹⁸

115 TK, V. 5673-5695.

116 Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 49 sowie Lienert: *Antikenromane*, S. 123. Ähnlich sehen es auch Kokott, der Prîamus unterstellt, er entscheide sich hier „(gleichsam wissend) [...] für den Untergang“ (Kokott: *Konrad von Würzburg*, S. 281) und Kellner, die meint, Prîamus würde sein *fatum* „gegen besseres Wissen negieren[...]“ (Kellner: *Konrads TK*, S. 97).

117 Erinnerung sei hier z. B. an die Liebesschwüre der untreuen Männer oder die prachtvollen Kampfbeschreibungen, die durch den katastrophalen Geschehensverlauf gebrochen werden.

118 Das Bild einer glücklichen Familienzusammenführung bekommt denn auch sogleich erste Risse durch den Kontrast zwischen der Freude, die Pârîs’ Anwesenheit bei Hofe hervorruft und seinem heimlichen Liebeskummer: „den hof mit fröuden er beriet/ und was iedoch sîn herze unfrô:/ der jungelinc, der trûrte dô/ nâch HELËNEN minne[.]“ (TK, V. 5742-5745) Besessen von der Liebe zur griechischen Königin Helenâ bleibt er im Grunde seines Herzens vom allgemeinen Jubel über das scheinbare Happy-Ending seiner Jugendgeschichte unberührt. Allerdings stellt die Reintegration in die trojanische Königsfamilie für ihn einen günstigeren Ausgangspunkt für die Verfolgung seiner persönlichen Interessen dar: Als Sohn des Königs wird er später genügend Macht und Einfluss besitzen, um die Entführung seiner Geliebten durchzusetzen und die Trojaner damit

Für den Moment ist Prîamus' Entscheidung, sich mit Pârîs auszusöhnen, allerdings die bequemere und befriedigendere Handlungsoption, als ihn gegen den Willen der Gemeinschaft und gegen seine eigenen Vatergefühle vom Hof zu verstoßen (oder gar noch einmal seine Ermordung zu befehlen). Überdies ermöglicht sie es ihm, an einem offenen Zukunftskonzept festzuhalten; statt weiterhin vom Gefühl der Ohnmacht beherrscht zu werden, kann er sich einen eigenen Gestaltungsspielraum zuschreiben. Dabei schafft gerade die Akzeptanz seines totgeglaubten Sohnes die Voraussetzungen für die den Trojanern vorherbestimmte Katastrophe; Prîamus ist von jetzt an Teil der „Maschinerie“, gegen die er zuvor vergeblich angekämpft hatte.

Mit Prîamus' Entscheidung, das im Traum seiner Frau entworfene Schreckensszenario nicht mehr zur Grundlage seines Handelns zu machen, ist in Konrads *Trojanerkrieg* folglich ein entscheidender Wendepunkt erreicht: Denn bis hierhin bietet ihm der Traum den Anlass zur Intervention und eröffnet so die Möglichkeit eines alternativen Geschehensverlaufs. In dem Moment, in dem er seinen Widerstand jedoch aufgibt, sind die Voraussetzungen für den Untergang der Trojaner gegeben, denn von nun an stehen die kausalen und finalen Motive für den Fortgang der Handlung nicht mehr in einem kontradiktorischen Spannungsverhältnis zueinander, sondern laufen auf denselben Zielpunkt hinaus – so, als hätte es Ecubâs Unheilstraum nie gegeben.¹¹⁹

Ecubâs *somnium publicum* gewährt Prîamus letztlich also nur einen bildhaft komprimierten Ausblick auf den zukünftigen und doch unvermeidlichen Untergang der Trojaner.¹²⁰ Punktuell scheinen sich im Fortgang der Handlung zwar Alternativen zur prädestinierten Katastrophe zu eröffnen, doch werden diese „abgewiesenen Alternativen“ sogleich wieder verworfen: Weder gelingt der befohlene Kindsmord, noch erstreitet Pêleus für die Griechen das Recht an Pârîs, noch tötet Hector seinen Bruder im Zweikampf. Insofern

in den ihnen prophezeiten Untergang zu stürzen.

119 Auch der Erzähler hebt die Bedeutung dieser Schlüsselszene für den weiteren Verlauf des Romans hervor, indem er explizit auf die bevorstehende Abkehr Fortunas von den Trojanern, den Umschlag vom Glück ins Unglück, hinweist. Die scheinbar glückliche Wiedervereinigung der Königsfamilie markiert tatsächlich den Anfang ihres Untergangs: „nû künic LÂMEDON, sîn ene,/ und PRÎAMUS, der vater sîn,/ mit êren sunder leides pîn/ in ganzer wirde swebten/ und nâch ir muote lebten/ baz denn alle künige hôch,/ dô kêrte von in unde flôch/ gelücke, daz in wonte bî./ si wurden manger saelden frî,/ der an in was ein wunder ê:/ FORTÛNE wolte in dô niht mê/ genaedeclîchen lachen,/ wan si mit allen sachen/ wart in beiden vil gehaz.“ (TK, V. 5748-5761)

120 Zu den literarischen Besonderheiten dieses prophetischen Traumes gehört es ferner, dass sein Wahrheitsanspruch von außen betrachtet (d. h. aus der Perspektive des Erzählers und der Rezipienten) völlig unstrittig ist und dass er weitgehend unbehelligt vom christlichen Lebenskontext seiner mittelalterlichen Rezipienten geträumt wird. Die christlich-augustinische Einteilung der Träume in solche göttlichen, teuflischen oder menschlichen Ursprungs spielt im *Trojanerkrieg* also keine Rolle (deshalb können die Figuren wohl auch überhaupt „Wahres“ träumen, obwohl sie nicht an die göttliche Wahrheit glauben).

ergibt sich aus Pâris' schrittweiser Reintegration in die trojanische Königsfamilie eine kreisförmige Bewegung, die die Figuren vor dem Einbruch der großen Katastrophe zur Ausgangssituation des Romans zurückführt.

In der erzählten Welt erfüllt Ecubâs Traum daher eine doppelte Funktion: Einerseits dient er zu Beginn des Romans dazu, Prîamus' Kampf gegen das Schreckensbild der Zukunft in Gang zu setzen bzw. kausal zu motivieren, andererseits zeigt sich an ihm, dass er diesen Kampf nicht gewinnen kann bzw. dass in Wahrheit nicht er, sondern ihm übergeordnete Instanzen das Geschehen final motivieren. Die Handlung besitzt also eine „Eigendynamik“,¹²¹ für die er als handelndes Subjekt nicht allein verantwortlich zu machen ist.

2.2 Achills Jugend oder: Maßnahmen gegen den prophezeiten Tod

Nicht nur Prîamus, auch Achills Mutter Thêtis versucht im *Trojanerkrieg* vergeblich, sich gegen die ihr bzw. ihrem Sohn vorhergesagte Zukunft aufzulehnen. Statt ihm nach dem Leben zu trachten, möchte sie jedoch seinen gewaltsamen Tod verhindern. Kausal motiviert werden diese Bemühungen durch eine Prophezeiung des Wahrsagers Prôtheus, die Achills Heldentod an die Bedingung knüpft, dass er sich am Kampf gegen die Trojaner beteiligt. Daher stellt diese Bedingung den Ansatzpunkt für Thêtis' Interventionsversuche dar. Zugleich besitzt die Weissagung des Prôtheus jedoch auch eine finale Deutungsperspektive, indem sie indirekt darauf verweist, dass Achills „Schicksal“ von Notwendigkeiten der erzählten Welt determiniert wird, die ihm selbst und den anderen menschlichen Akteuren übergeordnet sind.

2.2.1 Die (Unheils-)Prophezeiung des Prôtheus

Wie der trojanische Königsohn Helenus betreibt auch der griechische Wahrsager Prôtheus Astrologie und Zauberei als mantische Wissenschaften (als *kunst* oder *hôte list*)¹²², wodurch seine Sehergabe zumindest eine oberflächliche Rationalisierung erfährt, und wie Helenus kommt auch ihm die Funktion zu, den eigentlichen Protagonisten des Geschehens ein exzeptionelles Wissen über die Zukunft zur Verfügung zu stellen, das diese zur Grundlage ihrer Entscheidungen machen können.

Prôtheus' Sonderstatus innerhalb des Figureninventars lässt sich zudem an seiner Kleidung und seiner Haartracht ablesen: *reht als ein Kriecher wilde* trägt er einen mit Samt bezogenen Gehrock und hüllt sich in einen langen, Falten werfenden Mantel¹²³; sein graues

121 Vgl. zu diesem „Schicksalseffekt“ die Ausführungen von Martínez/Scheffel: *Erzähltheorie*, S. 113.

122 Vgl. TK, V. 4510 u. 4558.

123 „Der Mantel aus kostbarem Stoff wie ein Umhang geschnitten, ist das eindrucksvollste Teil der höfischen Robe [...]. ‚Lanc‘ und ‚wît‘, die stereotypen Attribute der Mantelbeschreibung, deuten darauf hin, daß sich der

Haar reicht ihm bis auf die Hüften und sein Haupt wird von einem aufwändig gewickelten Turban, einem *kriechisch hûetelîn*, bedeckt.¹²⁴ Letztlich lässt sich sein körperliches Erscheinungsbild gar nicht so genau bestimmen: Zwar tritt er *nâch eines alten mannes site* in Erscheinung, doch sein langes Haar trägt er *gescheitelt als ein frouwe* und als Gestaltwandler kann er sich etwa auch in einen Vogel¹²⁵ verwandeln – weder Mensch noch Tier, nicht Frau, aber auch nicht typisch Mann, mit den für die anderen Figuren gültigen Normen und Kategorien ist dieser *prôphete künste wîs* nicht zu „begreifen“.¹²⁶

Zweischneidig ist auch seine Botschaft an Thêtis und Pêleus,¹²⁷ denn (wie so oft im *Trojanerkrieg*) sind in ihr *daz übele und das guote*¹²⁸ miteinander verbunden: Einerseits prophezeit er ihnen die baldige Geburt ihres Sohnes und dessen späteren Heldenruhm, andererseits sagt er sein gewaltsames Ende voraus.¹²⁹

her PÊLEUS, der briutegoum,/ und sîn âmie THÊTIS/ bejagent hie, des sint gewis,/ gar einen klâren erben,/ der schade mac verderben/ mit edelichen sinnen./ diu frouwe sol gewinnen/ ein kint, daz lop und êre birt,/ wan si noch hînaht swanger wirt/ und einen sun wirt tragende,/ der hôhen prîs bejagende/ muoz werden in dem lande;/ [...] er wirt bî sîner zîte/ an allen dingen

Repräsentationswert dieses Kleidungsstückes wesentlich nach seinem Stoffverbrauch bemisst.“ (Elke Brüggem: *Kleidung und Mode in der höfischen Epik des 12. und 13. Jahrhunderts*. Heidelberg 1989 (Beihefte zum *Euphorion*; 23), S. 81-82)

- 124 „reht als ein KRIECHE wilde/ trouc er vêlen unde roc./ der obedach und underzoc/ wâren von samîte./ den mantel bî der zîte/ het er gewunden umbe sich./ dâ manic falte wunderlich/ stuont an in fremder schouwe./ gescheitelt als ein frouwe/ was der selbe wîssage./ [...] hâr unde bart im wâren grîs/ und hiengen ûf den gûrtel sîn./ er truoc ein KRIECHISCH hûetelîn/ ûf sînem grâwen kopfe/ mit einem spaehen knopfe./ ein twehel was dar ümbe/ in wunderlicher krümbe/ geworfen und gestricket.“ (TK, V. 4526-4545)
- 125 „verkêret und verwandelt/ wart sîn bilde schiere./ ze vogel und ze tiere/ wart er, swenn er wolte[.]“ (TK, V. 4514-4517) Sowohl Prôtheus' Sehergabe als auch sein hohes Alter und seine Fähigkeit zum Gestaltwandel (vgl. TK, V. 4496-4523) zählen zu den typischen Eigenschaften eines antiken Meeresherrn, vgl. grundlegend zum antiken Proteus: Pauly 45. Halbbd.: Proteus (Hans Herter), insbes. Sp. 962-965.
- 126 Darüber hinaus spiegelt sich an der Figur des Prôtheus die Ambivalenz, mit der man im christlichen Hochmittelalter auf den wieder verfügbaren Wissensschatz der heidnischen Antike reagierte und ihn sich anzueignen suchte, vgl. ausführlicher Flasch: *Das philosophische Denken*, S. 219 sowie S. 315-318.
- 127 Prôtheus' ungewöhnliches Erscheinungsbild und die ambivalente Funktion, die sein Wissen für die Figuren besitzen, werfen intertextuelle Assoziationen zu anderen Figuren mit einem „Sonderstatus“ gegenüber der Hofgesellschaft auf: Cundrîe z. B. ist in Wolframs *Parzival* eine kostbar gekleidete Gelehrte, die ihr Wissen um Parzivals Fehlverhalten mit der Hofgesellschaft teilt, doch ihr Körper gleicht einem tierisch-monströsen Mosaik, vgl. Wolfram v. Eschenbach: *Parzival*, 312,1-314,12; vgl. zu Cundrîe auch Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 43. Lienerts Überlegungen zielen allerdings auf eine Diskrepanz von Innen und Außen ab, die sich an Cundrîe und *Discordiâ* in umgekehrter Weise zeigt.
- 128 TK, V. 4500. Vgl. zu dieser im *Trojanerkrieg* leitmotivisch wiederkehrenden, dialektischen Verbindung insbes. die Liebesbeziehungen zwischen Jâson und Mêdêa sowie Pârîs und Helenâ, die den Figuren ein Höchstmaß an persönlichem Glück bescherten, bevor sie in Gewalt und Krieg umschlagen; vgl. außerdem Vênus' theoretische Ausführungen zum obligaten Zusammenspiel von Freude und Leid sowie die Metapher vom auf- und abrollenden Glücksrad.
- 129 Vgl. Ebenbauer: „Zum Helden gehören generell zwei Dinge, sein Ruhm – und damit seine (echte oder vermeintliche) Außerordentlichkeit – und sein Tod. Nur ein toter Held ist ein guter, ein richtiger Held.“ (Alfred Ebenbauer: *Achillesferse – Drachenblut – Kryptonit. Die Unverwundbarkeit der Helden*. In: 8. Pöchlarn Heldenliedgespräch. *Das Nibelungenlied und die Europäische Heldendichtung*. Hrsg. v. Alfred Ebenbauer u. Johannes Keller. Wien 2006 (Philologica Germanica; 26). S. 73-101, hier: S. 82).

saeldenhaft/ wan an dem einen, daz sîn kraft/ ze jungest ime den schaden birt,/ daz er ze TROIE
erslagen wirt/ und er dâ leider tôt gelît.¹³⁰

Für die Jugendgeschichte des Achill nimmt die Prophezeiung des Prôtheus – wie Ecubâs Traum für die Kindheit des Pârîs – eine doppelte Funktion ein, denn sie verleiht dem Leben und Sterben des Helden nicht nur eine finale, sondern auch eine kausale Motivation, indem sie den Anstoß für Thêtis' Bemühungen gibt, Achills vorausgesagten Heldentod abzuwenden. Wie Prîamus sieht Thêtis sich selbst in der Rolle des handelnden Subjekts, das den Gang der Ereignisse eigenständig (mit-)nimmt: „gelouben si des wolte,/ daz si mit ir listen/ in möhte wol gefristen/ vor schedelicher swaere.“¹³¹ Dementsprechend vertritt auch sie ein offenes Zukunftskonzept, in dem Prôtheus' Prophezeiung die Funktion einer bedingten Vorausdeutung zukommt. Sie interpretiert die Worte des Wahrsagers also als Hinweis auf ein kausal begründetes Übel in der Zukunft, dem durch Eliminierung seiner Ursachen vorgebeugt werden könne, und diese Sichtweise findet im zweiten Teil der Prophezeiung durchaus ihre Berechtigung: Denn Prôtheus knüpft Achills Tod an eine *conditio sine qua non*:¹³² Nur wenn er tatsächlich gegen Troja in den Krieg ziehen sollte, wird er auch den Heldentod sterben müssen:

künd aber das gefüegen sich,/ daz er niht kaeme zuo der stift,/ diu TROIE heizet an der schrift/
und dâ sô manger wirt erslagen,/ sô möhte er sînen lebetagen/ behalten und gefristen,/ mit keiner
hande listen/ mac er anders sich genern,/ denn ob er sich des kan erwern,/ daz er ze TROIE niht
enfert,/ dâ manger sînen lîp verzert.¹³³

Prôtheus' Prophezeiung bildet daher den kausal-logischen Ausgangspunkt für Thêtis' (vergebliche)¹³⁴ Bemühungen, den ihrem Sohn vorausgesagten Tod abzuwenden und eröffnet damit einen neuen Handlungsstrang: Die Erzählung von Achills Kindheit und Jugend beim Kentauren Schîron und seiner Erziehung zum furchtlosen Krieger.

2.2.2 Achills Ausbildung zum Krieger: Ein Zusammenspiel von *art* und Erziehung

Um Achill bestmöglich auf den ihm prophezeiten Todeskampf vorzubereiten, gibt Thêtis ihn schon kurz nach seiner Geburt in die Obhut des Kentauren Schîron, der in Thessalia eine Art „Drill- und Erziehungsanstalt“ für griechische Adelsöhne betreibt, in der diese zu furchtlosen Kriegern ausgebildet werden.¹³⁵ Wie der Zauberer und *wîssage* Prôtheus

130 TK, V. 4564-4593.

131 TK, V. 4628-4631.

132 Auch Pfënnig: *erniuwen*, S. 98-99, erkennt den ambivalenten Charakter dieser Prophezeiung und beschreibt sie deshalb als „Mischform“ zwischen „bedingter“ und „unbedingter“ („apodiktischer“) Vorausdeutung.

133 TK, V. 4606-4616.

134 „swie wîse THÊTIS waere/ an herzen und an muote,/ doch half niht al ir houete,/ der jungelinc enwürde erslagen,/ den si ze naht begunde tragen.“ (TK, V. 4652-4656)

135 Vgl. TK, V. 5876-5914 sowie V. 5980-5985. Schîron galt bereits in der Antike als „Helfer u. Lehrer der Jugend“. (RAC Bd. II: *Chiron* (Alfred Hermann))

zählt er zur Gruppe „andersartiger“, hoch angesehener Figuren, die nicht direkt zur Adelsgesellschaft gehören, mit dieser jedoch über ein Dienstverhältnis assoziiert sind.¹³⁶ Und wie bei Prôtheus ist es gerade seine Andersartigkeit, von der die übrigen Figuren profitieren:¹³⁷ Schîron ist Krieger und Streitross zugleich und damit ein idealer Lehrmeister der Kriegskunst, der über im wahrsten Sinne „ungeheure“ Kampfeskraft verfügt – „er kunde swert beid unde schilt/ gebrûchen baz denn alle man“¹³⁸; er ist genügsam und streng und besitzt auch ein Verständnis für die höfische Lebensweise sowie für die Kategorien *übel unde guot*:

an im lac hinden unde vor/ vil gar ein wunderlich geschafft,/ und was er doch sô tugenthaft,/ daz er wist übel unde guot,/ bescheiden was sîn frecher muot/ ze hofelichen dingen:/ rotten, harpfen, singen/ und aller hande zabelspil,/ daz kunde er unde treip sîn vil.¹³⁹

An der Beschreibung Schîrons lässt sich daher viel zur im *Trojanerkrieg* vorherrschenden Idealvorstellung eines Kämpfers¹⁴⁰ und dem Unterschied zwischen Mensch und Bestie ablesen: Sein Intellekt ermöglicht es dem Menschen im Gegensatz zum Tier, die Zukunft und die Konsequenzen seines Handelns – wie etwa bei der Entwicklung einer Kriegstaktik – vor auszuplanen;¹⁴¹ seine Fähigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden,¹⁴² bindet seine Taten überdies an ethische Normen und die höfische Lebensweise „veredelt“ sein Handeln z. B. durch Musik und Kampfkunst. Am Handlungsverlauf des *Trojanerkriegs* zeigt lässt sich allerdings immer wieder ablesen, dass die Figuren diesen Idealen gerade *nicht* entsprechen, dass sie bei der Zukunftsplanung allein die Befriedigung ihres

136 Parallelen zeigen sich auch an ihrem (menschlichen) Erscheinungsbild: Beide tragen sie ihre grauen Bart- und Kopfhare lang, sodass sie ihnen bis auf die Hüften reichen, vgl. zu Prôtheus TK, V. 4524-4539, zu Schîron TK, V. 5920-5927. Lange Haare und ein langer (strähniger) Bart zählen im Übrigen zu den prototypischen Attributen der Kentauren und dienen der „Betonung ihrer Wildheit“, vgl. DNP: Kentauren (Christine Walde u. Anne Ley).

137 Prôtheus' und Schîrons „Anderssein“ ist ausschließlich positiv konnotiert und unterscheidet sich dadurch deutlich von den Zauberkräften Mèdeâs, die sich im Laufe der Zeit zunehmend ins Negative verkehren. Als gesellschaftliche Außenseiter werden Schîron und Mèdeâ jedoch zumindest geographisch miteinander in Verbindung gebracht: Schîron lebt abseits der zivilisierten Welt im Land Thessalia (vgl. TK, V. 13486-13491), wohin auch Mèdeâ reist, um die Zutaten für ihr Verjüngungsexelixir zu sammeln (vgl. TK, V. 10604-10607). Vgl. zur Unterscheidung des „höfischen“ und des „wilden“ Raumes auch Andreas Ramin: Symbolische Raumorientierung und kulturelle Identität. Leitlinien der Entwicklung in erzählenden Texten vom Mittelalter bis zur Neuzeit. München 1994, S. 38-68.

138 TK, V. 5866-5867.

139 TK, V. 5968-5976.

140 Dass Schîron das „ideale Selbstbild des feudalen Kriegers“ repräsentiert, bemerkt auch Friedrich: Diskurs und Narration, S. 117.

141 Vgl. die Ausführungen von Störmer-Caysa zur dritten, allein dem Menschen zugehörigen Seelenpotenz: „Als spezielle Fähigkeit zur Abstraktion vom Gegenwärtigen gehört die Sorge um die Zukunft [...] – das ist Gemeingut des mittelalterlichen Denkens – zur Würde des Menschen.“ (Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlichen Erzählens, S. 158) Vgl. zudem Aristoteles: Über die Seele. Griechisch/Deutsch. Übers. u. hrsg. v. Gernot Krapinger. Stuttgart 2011 (RUB; 18602), Buch II, S. 70-75.

142 Vgl. zur Moralfähigkeit des Menschen, die ihn von Tieren und Pflanzen unterscheidet Armin Schulz: Erzähltheorie in mediävistischer Perspektive. Studienausgabe. 2. Aufl. Berlin [u.a.] 2015, S. 30.

aggressiven und/oder libidinösen Begehrens im Blick haben und dass ihnen Moral und Kultur allenfalls als Mittel zum Zweck oder zur Verschleierung ihrer wahren Interessen dienen.

Doch nicht nur unter den Menschen, auch unter den Kentauren stellt Schîron eine Ausnahme dar: Typischerweise treten diese Mischwesen „als aggressive Gruppe von Frevlern auf, die v. a. durch Frauenraub provoziert“, bilden sie eine Art „Anti-Gesellschaft, die [...] vom zivilisierten Menschen besiegt wird[.]“¹⁴³ Achills Lehrmeister stellt jedoch, anders als seine verrohten Artgenossen, weder eine Bedrohung der sozialen Ordnung dar, noch steht er für ein defizitäres Alteritätskonzept – im Gegenteil, im Vergleich zu den Menschen besitzt er sogar ein „Mehr“ an Fähigkeiten: Er verkörpert eine gelungene Synthese zwischen den antagonistischen Ordnungssystemen *Natur* und *Kultur*, zwischen animalischer, körperlicher Stärke einerseits und den geistigen Errungenschaften des Menschen andererseits.¹⁴⁴ Aus beiden Existenzformen vereint er jeweils das Beste, findet sich in den „Welten“ von Mensch und Tier gleichermaßen zurecht und gibt diese Fähigkeit auch an seine Schützlinge weiter: Achill wird von ihm zwar vorrangig zu einem kriegssüchtigen Helden erzogen, er unterweist ihn aber auch in der Kunst der höfischen Lebensführung.¹⁴⁵ Schîron ernährt Achill zunächst mit der Muttermilch und dem Knochenmark von Löwen und Bären sowie dem Saft wilder (Heil-)Kräuter,¹⁴⁶ damit er so stark wie die Bestien wird, die ihm als Nahrungslieferanten dienen.¹⁴⁷ Später beruhen seine Erziehungsmethoden auf der (im behaviouristischen Sinne) konsequenten „Verstärkung“ des von ihm

143 DNP: Kentauren (Walde/Ley). In Konrads *Trojanerkrieg* stellt etwa der von Hercules getötete Nessus (Nessos) einen „prototypischen“ Kentauren dar, vgl. Kap. 3.2.3. Der „heilkundige Helfer und Heldenerzieher“ Schîron (Chiron) ist neben Pholos, dem „Gastfreund des Herakles“, der einzige Kentaur, der den Figuren des antiken Mythos freundschaftlich verbunden ist (Birgitt Schiffler: Die Typologie des Kentauren in der antiken Kunst vom 10. bis zum Ende des 4. Jhs. v. Chr. Frankfurt a. M./Bern 1976, S. 11).

Von seinen Artgenossen unterscheidet er sich auch durch seine Kleidung (Schîrons Oberkörper wird von einem Gewand aus Fischleder verhüllt, vgl. TK, V. 5944-5957), „da sonst ja gerade die Nacktheit den Kentauren kennzeichnet.“ (Schiffler: Typologie des Kentauren, S. 31)

144 Vgl. RAC Bd. XXIV: *Mischwesen* (Wolfgang Speyer), Sp.864-925.

145 „sîn zühte meister SCHÎRON/ lêrte in behendekeite vil:/ schâchzabel, schirmen, seitenspil/ und singen mit dem munde,/ daz muoste er gar von grunde/ bîz ûf ein ende kunnen./ von allen hofewunnen/ lêrte er in den überfluz.“ (TK, V. 6162-6169) Zur Höfisierung von Schîrons Erziehungsstil vgl. Andrea Sieber: Konfusion der Geschlechter? Zur Sozialisation Achills im „Trojanerkrieg“ Konrads von Würzburg. In: *Der Deutschunterricht* 55/1 (2003). S. 76-89, hier: S. 79; Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 52 sowie Friedrich: *Diskurs und Narration*, S. 118.

146 Vgl. TK, V. 6028-6079. Schon seit der Antike gilt Schîron als „Erfinder der Heilbehandlung mit Kräutern“ (RAC Bd. II: *Chiron*. (Bauer)). Die Ernährung des kleinen Achill mit thessalischen Kräutersäften kann daher auch als Reflex/Relikt der antiken Figurenkonzeption des Kentauren verstanden werden. Zudem werden thessalischen Pflanzen im *Trojanerkrieg* ganz besondere Kräfte zugesprochen: Mêdêâ etwa reist extra nach Thessalia, um Kräuter für Êsons Verjüngungsexir zu sammeln, vgl. TK, V. 10604-10607.

147 Ähnlich auch Sieber, die glaubt, dass Achill über die Nahrung seine *wildekeit* aufgenommen habe (Sieber: *Konfusion der Geschlechter*, S. 81).

gewünschten Verhaltens durch Belohnung und Bestrafung: Nur wenn Achill von seinen Mutproben und Kämpfen körperlich gezeichnet zurückkehrt, wenn seine Anstrengungen also erwiesenermaßen mit Gefahren und Schmerzen einhergegangen sind, wird er mit der Zuwendung seines Lehrmeisters belohnt:

SCHÎRON der lêrte in mangan tuc,/ der griuweliche was gestalt,/ und mahte in alsô rehte balt/
mit sîner künste fuoge,/ daz er slouf in die luoge,/ dar inne ir kint die beren zugen./ [...] enpfienc
er danne die verlust,/ daz im zerkratzt wart diu hût,/ sô wart er liep und alsô trût/dem meister
sîn SCHÎRONE,/ daz er im dô ze lône/ gütliche kuste sîniu lider./ kam aber ungesêret wider/
vür in der süeze ACHILLES,/ sô wânde er âne zwîvel des,/ er kaeme ân allen strît herdan,/ und
sach in uebellîchen an/ durch sîne rûhen brâwen.¹⁴⁸

Furcht¹⁴⁹ und Bequemlichkeit¹⁵⁰ duldet Schîron nicht, stattdessen „konditioniert“ er Achill darauf, sich bereitwillig jedweder kriegerischen Konfrontationen zu stellen und sich darin zu behaupten. Hierfür bildet Achills „natürliche Veranlagung zum Kampf“ (mhd. *art*¹⁵¹) jedoch die unverzichtbare Basis,¹⁵² durch die auch das frühzeitige Ende seiner Ausbildung im Alter von 12 Jahren¹⁵³ begründet wird: „swaz z'eime haggen werden sol,/ daz krûmbet sich gar frûeje.“¹⁵⁴ Kausal motiviert werden Achills herausragende Fähigkeiten auf dem Schlachtfeld also durch das ideale Zusammenspiel von *art* und Erziehung.¹⁵⁵

Das bedeutet jedoch auch, dass das Achill prophezeite Schicksal – sein heldenhafter Tod vor den Toren Trojas – bereits in der Figur selbst angelegt ist. Die Begabung zum Kampf ist das wesentliche Element seiner „narrativen DNA“ und sie begründet den, durch die Prophezeiung des Prôtheus bereits final motivierten Tod des Helden auch kausal. Seine

148 TK, V. 6126-6147.

149 „sîn meister bat in unde hiez/ bestân die snellen trachen,/ ersmieren und erlachen/ muost er in allen stürmen,/ vor giftebaeren wûrmen/ getorste er sich niht rimphen,/ er muoste für ein schimpfen/ allen sînen kumber tragen.“ (TK, V. 6224-6231)

150 „êsieren bî dem fiure/ was im betalle fremde./ man liez in kleiner hemde/ niht tragen unde dinsen,/ er muoste ûf herten flinsen/ bî sînem meister nahtes ligen,/ wande im dâ bette wart verzigen./ Seht, alsô herteclîche zôch/ SCHÎRON, der zûhte meister hôch,/den ûzerwelten jungelinc,/ durch daz er angestbaeriu dinc/ deste sanfteclîcher lite,/ swenn er mit frecher hende strite/ nâch würde in sînen jâren.“ (TK, V. 6082-6095)

151 Der Begriff zielt hier auf die „Wesensbestimmung“ Achills ab, vgl. HWbPH Bd. 1: Art (Hans-Michael Baumgartner), Sp. 525.

152 „der juncherre baz geriet,/ dann er gelêret würde./ [...] Lêr unde meisterschaft sint guot,/ swer aber sinnerîchen muot/ von angeborner tugent hât,/ des witze gêt vür allen rât,/ der von meisterschefe kumet./ guot lêre dâ ze nihte frumet,/ swâ man niht grundes findet,/ der sanfte si gelindet/ mit süezer tugende fiuchteit.“ (TK, V. 6446-6467)

153 Auch die umfangreiche Ausbildung Alexanders d. Gr. – mit den Schwerpunkten *septem artes liberales*, Kriegshandwerk und Regentschaft – ist nach 12 Jahren abgeschlossen, vgl. V. 200-254/255 des *Straßburger Alexander* (Pfaffe Lamprecht: Alexanderroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Hrsg., übers. u. komm. v. Elisabeth Lienert. Stuttgart 2007 (RUB; 18508), S. 166-170). Vgl. zum „Erzählelement „Kindheitsgeschichte eines exzeptionellen Helden“ auch Lienert: *Antikenromane*, S. 32.

154 TK, V. 6400-6401.

155 Vgl. zur Erziehung des Achill auch Friedrich: *Diskurs und Narration*, S. 117-120.

Auffällig ist, dass Achills göttliche Abkunft – er ist immerhin der Enkel Júpiters und der Sohn einer Meeresgöttin – nicht als naheliegende Ursache für sein „übermenschliches“ Kriegstalent herangezogen wird. Das passt zur generellen Tendenz des Romanfragments, den Einfluss der heidnischen Götter auf die Zukunft der Figuren bzw. auf den Erzählverlauf zu tilgen und/oder zu rationalisieren.

Ausbildung bei Schîron ist hingegen auf die Zielvorstellung seiner Mutter zurückzuführen, Achill gegen alle zukünftigen Gefahren zu wappnen. Tatsächlich bewirkt Thêtis mit dieser Ausbildung jedoch das genau das Gegenteil – die Gleichschaltung der figureninternen und -externen Voraussetzungen für den späteren Heldentod ihres Sohnes.

2.2.3 Thêtis' Suche nach einer besseren Zukunft für Achill

In Zweifel zieht Thêtis ihre Entscheidung, Achill von Schîron zum Krieger ausbilden zu lassen, allerdings erst, nachdem die Griechen Troja das erste Mal zerstört haben.¹⁵⁶ Denn sie weiß um die Reziprozität der die Kriegshandlung vorantreibenden *zornes-* bzw. *râche-* Spirale,¹⁵⁷ und dass Prîamus sich für die Zerstörung seiner Stadt rächen wird. Die Tatsache, dass er Troja aus den Trümmern wiederaufrichten lässt, wertet sie darum als indirekte Kampfansage an die Griechen, die bereits auf den nächsten Krieg vorausweist.¹⁵⁸ Anders als zum Zeitpunkt von Prôtheus' Prophezeiung, die vor einem noch unabsehbaren, in der fernen Zukunft stattfindenden Krieg warnte, sieht Thêtis sich nun – da die Feindschaft zwischen Griechen und Trojanern bereits viele Opfer gefordert hat – mit einer konkreten Gefahr für ihren Sohn konfrontiert. Sein Tod wird zu einem Schreckensszenario, auf dessen baldige Realisierung König Prîamus zielstrebig hinarbeitet.

‘nû muoz mîn sun verderben./ sît man beginnet werben./ daz TROIE werde erniuwet/ und man daz wunder briuwet./ daz man si wider mache alsus./ sô weiz ich wol, daz PRÎAMUS/ lât niemer ungerochen./ daz im diu stat zerbrochen/ wart von den KRIECHEN alsô gar.¹⁵⁹

Thêtis' akute Zukunftsängste dienen wiederum der kausalen Motivierung ihrer neuen Zukunftspläne für Achill: Statt ihm bei Schîron die bestmögliche Vorbereitung auf seinen prophezeiten (Todes-)Kampf zu ermöglichen, will sie ihn nun ganz aus der kriegerischen Auseinandersetzung heraushalten. Sie beschließt daher, Achill aus der Obhut des Kentauren zu entführen und ihn so aus dem „Sichtfeld“ der Griechen zu entfernen, damit diese ihn erst gar nicht zum Kampf gegen Troja verpflichten können: „von sînem meister lobesam/ sol ich in fûeren tougen/ den KRIECHEN ab den ougen,/ die sîner helfe wellent gern./ si müezenent sîn vor TROIE enbern,/ sît daz mir ist von im geseit,/ daz er dâ werde tôt geleit.“¹⁶⁰

156 Vgl. Kap. 4.1.1.

157 Vgl. Kap. 4.1.

158 Mit dieser Interpretation liegt sie im Übrigen völlig richtig, wie Hectors „Motivationsrede“ an seinen Vater Prîamus beweist: „und alzehant, sô daz geschîht,/ daz wir mit müren und mit graben/ die stat vil wol versichert haben./ sô kêren dar ûf unser kraft/ daz wir die KRIECHEN schadehaft/ gemachen ûf der erden/ und wir gerochen werden/ an ir lîben mit gewalt.“ (TK, V. 13340-13347)

159 TK, V. 13417-13435.

160 TK, V. 13468-13474.

In Thessalia stellt sich jedoch heraus, dass Achill gar nicht mehr unter der Kontrolle seines Lehrmeisters steht, sondern mit seinem Freund Patroclus jagend, raubend und brandschatzend umherzieht. Insbesondere die Kentauren haben unter seinen Angriffen zu leiden: Achill verwüstet ihre Ländereien, stiehlt ihr Vieh und sie müssen angesichts seines kriegerischen Übermuts und seiner überragenden *sterke* wehrlos dabei zusehen.¹⁶¹ Schîron ist es also ohne Zweifel gelungen, aus Achill den besten Krieger aller Zeiten zu machen und ihn – wie das umfangreiche „Unterhaltungsprogramm“ beweist, das er seiner Mutter Thêtis später darbietet – zumindest hinreichend in die Kunst der höfischen Lebensführung einzuweisen.¹⁶² Doch konnte er ihm weder sein Wissen um *übel unde guot*¹⁶³, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, vermitteln, noch Achills unstillbares Verlangen nach kämpferischen Bewährungsproben durch die Tugend der *mâze* (Besonnenheit)¹⁶⁴ in angemessene, d. h. gesellschaftsdienliche Schranken weisen; sein Zögling¹⁶⁵ führt Krieg zum Selbstzweck: „daz er sô frefel schînet,/ daz ist mir ûzermâze leit./ sô gerne ein knabe nie gestreit,/ alsam er tuot noch hiute.“¹⁶⁶ Bei der Beschreibung von Achills Entgleisungen zielt Konrad jedoch gerade nicht auf das „Versagen“ seines Lehrmeisters ab, sondern auf die Erkenntnis, dass die Figuren für das ihnen bevorstehende Verhängnis nicht alleine verantwortlich zu machen sind. Auch wenn sie, wie Achills vorbildlicher Lehrmeister alles richtig machen, entwickelt sich das Geschehen doch in den ihm vorgezeichneten Bahnen weiter.

Außerdem provoziert Achills wütende Zerstörungslust die kritische Auseinandersetzung mit einem archaischen Heldenkonzept, das allein auf dem Recht des Stärkeren fußt. Denn

161 Vgl. TK, V. 13556-13569.

162 „ir [Thêtis] und ir kamerwîben/ wart dô vil gesungen,/ geschirmet und gesprungen,/ geharpfet und gelîret -/
daz niht ir sun gefîret/ hete bî SCHÎRÔNE,/ daz wart bewaeret schône/ mit der behendeite sîn[.]“ (TK, V. 13736-13743)

163 Vgl. TK, V. 5971.

164 „Das mhd. Substantiv *mâze* beschreibt eine der Grundforderungen und Grundtugenden des ritterlich-höfischen Menschentums. *Diu mâze* ist das Maßhalten des Individuums im Sinne der Mäßigung und Ausgeglichenheit in bezug auf sein Tun und Leiden, das Finden einer Mitte im Verhalten und Fühlen, das Nichtüberschreiten einer bestimmten Grenze, was nicht als bequemer Kompromiß, sondern infolge der *zucht* als Zurückdämmung der im Menschen verborgenen Leidenschaften zum Guten wie zum Schlechten hin verstanden wird.“ (Wolf: *Vademecum medievale*, S. 53) (Alle Hervorhebungen B. W.)

165 Die Berichte von Achills Heldentaten waren zwar bereits zuvor von einer gewissen Ambivalenz geprägt, doch solange er sich unter der Vormundschaft seines Lehrmeister befand, überwogen die Begeisterung und Bewunderung für sein außergewöhnliches Kriegstalant: „schouw al diu welt an sîne getât/ und zitere vor der hende sîn!/ ez wirt an sînem werke schîn,/ daz niendert lebet sîn gelîch,/ ez wart nie knabe sô tugenrîch/ noch als ellenthaft geborn,/ sîn dinc nâch wunsche ist ûzernorn!“ (TK, V. 6358-6364)

166 TK, V. 13552-13555, vgl. zudem V. 13580-13583. Wenn Achill sich überhaupt einer bestimmten Verhaltensnorm unterwirft, geschieht dies also nur an der Oberfläche, dann spielt er – wie beim ritterlichen Schaukampf und beim Musizieren für seine Mutter – Theater. Die damit verbundene Diskrepanz zwischen scheinbarer Idealität und Brutalität des Achill zeigt sich am deutlichsten bei der späteren Vergewaltigung Dêidamîes, die in eine „höfische“ Liebesgeschichte eingebettet ist, vgl. Kap. 3.3.2.

seine „Heldentaten“ zeugen von der destruktiven Sprengkraft, die das heroische Streben nach Ehre und Ruhm für die Bevölkerung von Thessalia besitzt und sie verweisen darüber hinaus auf die maßlosen Kriegsgreul, die sich die Figuren noch gegenseitig zufügen werden. Insofern offenbart sich hier eine für die Ausdeutung des weiteren Handlungsverlaufs besonders bedeutsame Parallele zwischen Achill und Pârîs: Der gewalttätige Narzissmus des Griechen – Achill sieht auf seinen Raubzügen nur seine eigenen Bedürfnisse, er nimmt auf seine Umwelt keinerlei Rücksicht – entspricht Pârîs' egozentrischer Entscheidung, Helenâ entgegen aller Warnungen und ohne Rücksicht auf die Konsequenzen für das trojanische Volk zu entführen. So wie Pârîs die *minne*, will Achill den *strît* um jeden Preis, und beide bedrohen sie durch dieses unbedingte Wollen den sozialen Frieden.

Aus der Perspektive der Rezipienten spricht bei Thêtis' Ankunft in Thessalia daher bereits alles dafür, dass Achill am Krieg gegen Troja teilnehmen wird: Die Prophezeiung des Prôtheus' beim Hochzeitsfest seiner Eltern, Achills „natürliche“ Begabung zum Krieger, seine umfassende Kampfausbildung und sein Hang zu maßlosen Gewaltexzessen. Vergleichbar mit der Situation nach dem Ende von Pârîs' Jugendgeschichte – in der Pârîs als Lieblingssohn des trojanischen Königs Prîamus alle Möglichkeiten besitzt, die spätere Entführung Helenâs durchzusetzen und damit die ihm prophezeite Rolle als Zerstörer Trojas zu erfüllen – weisen auch am Ende von Achills Ausbildungszeit alle Vorzeichen auf die ihm geweissagte Kriegsteilnahme voraus.

Thêtis kämpft jedoch weiterhin gegen Achills „Schicksal“ an, indem sie nach einem völlig gewaltfreien und moralisch erbaulichen Ort sucht, an dem sie ihn vor den Griechen verstecken könnte. Nacheinander bereist sie in Gedanken die Inseln bzw. Länder Trâciâ, Mâcedoniâ, Lemnos und Dêlos, um sie dann – nachdem sie sich dort Achills zukünftiges Leben ausgemalt hat – als potentielle Exilräume auszuschließen: Als erstes kommt ihr das Reich Trâciâ¹⁶⁷ in den Sinn. Doch diese Option verwirft sie beim Gedanken an die dort lebende thrakische Bevölkerung sogleich wieder, da diese für ihren Kriegshunger berühmt-berüchtigt ist.¹⁶⁸ Denn ein Kollektiv von Gleichgesinnten¹⁶⁹, in dem Achills

167 „Thrakes (Th.) ist ein auf sprachlicher und kultureller Homogenität basierender griech. Sammelbegriff für die Bevölkerung der nördl. Balkanhalbinsel von der Nordküste der Ägäis [...] bis zur Donau [...] und von der westl. Küste des Schwarzen Meeres [...] bis ungefähr zum Lauf des Vardar (Axios).“ DNP: Thrakes, Thrake, Thraci (Iris von Bredow u.a.).

168 Die außergewöhnliche Streitbarkeit der Thraker ist indes keine Erfindung Konrads: Schon in der Antike galten sie als rauhe und wilde Barbaren, die sich als besonders tapfere Krieger unter griechischer oder römischer Führung ihren Lebensunterhalt erkämpften, vgl. Pauly 2. Reihe, 11. Halbband: Thrake (Bevölkerung) (Brunhilde Lenk).

169 In dieses Bild passt überdies, dass die Jagd für die Thraker – wie auch für Achill – zu ihren „Hauptbeschäftigung[en]“ gehört, vgl. Pauly 2. Reihe, Bd. 6.1: Thrake (Klima, Produkte) (Eugen Oberhammer), Sp. 401.

Gewaltpotential gar noch potenziert würde, eignet sich nicht dazu, seiner Kriegernatur Schranken aufzuweisen und ihn vor dem ihm prophezeiten Heldentod zu bewahren.

kaem er dâ hin, er waere tût,/ wan er des grimmen tôdes nôt/ von strîte dâ ze jungest lite./ ez wart
nie volc, daz gerner strite/ denn ouch die selbe lantdiet./ ir muot von kampfe nie geschiet/ noch
ir herze noch ir sin.¹⁷⁰

Als nächstes denkt Thêtis an das Land Mâcedônia. Doch seine Bewohner sind weithin für ihre Treulosigkeit bekannt: „des selben landes rinc/ hât ungetriuwer liute vil,/ [...] durch daz sô kêre ich unde nim/ von ir kreize mînen muot,/ mîn sun liutsaelic unde guot/ wirt niht gefloehet in ir lant.“¹⁷¹ Als Beweis dafür gilt Thêtis das Fehlverhalten der Mazedonier gegenüber ihrem König Alexander¹⁷², dem sie – trotz seines legitimen Herrschaftsanspruchs – die Gefolgstreue versagten: „der künic ALEXANDER/ von ir lande was geborn,/ ze herren hetens’ in erkorn/ und brâchen doch ir triuwe an im.“¹⁷³ Offenbar sieht Thêtis in diesem Treuebruch mehr als nur ein singuläres Ereignis, vielmehr versteht sie ihn als Exemplum für eine *überzeitliche* Disposition aller Mazedonier zur *untriuwe*.¹⁷⁴

Umso auffälliger ist es, dass Thêtis Achill hier als *liutsaelic unde guot* beschreibt, obwohl diese Charakterzeichnung im Widerspruch zu seinen Gewaltexzessen in Thessalia steht. Will man sich zur Auflösung dieser Unstimmigkeit nicht mit dem Hinweis darauf begnügen, dass Konrads Figurenbeschreibungen im *Trojanerkrieg* häufig von einer vordergründigen Vorbildlichkeit zeugen, die durch das Handeln der Figuren gebrochen wird,¹⁷⁵

170 TK, V. 13791-13797.

171 TK, V. 13802-13815.

172 Gemeint ist Alexander der Große, 356-323 v. Chr.

173 TK, V. 13808-13811. Auf welche (pseudo-)historischen Ereignisse hier von Konrad angespielt wird, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, da es während Alexanders langjährigem Eroberungsfeldzug in Persien und Indien immer wieder zu Unruhen und Aufstandsversuchen unter den Mazedoniern in seinem Heer kam. Mögliche Gründe hierfür gab es viele: Nach der Eroberung des Perserreichs übernahm Alexander zentrale Elemente des dortigen Herrscherkults und ließ sich als orientalischer Großkönig verehren, wodurch er sich immer weiter von den Gepflogenheiten seiner griechisch-mazedonischen Heimatkultur entfernte und es zu Rivalitäten zwischen der griechisch-mazedonischen und der persischen Führungsschicht im Heer kam: „Die Erbitterung der Makedonen darüber, daß nicht nur Perser in entscheidenden Aufgaben verwendet wurden, sondern der König sich selbst immer mehr als Herrscher von Orientalen gab, führte zu mehreren blutig unterdrückten Aufstandsversuchen [...]“ (KIP Bd. 1: Alexander der Große (Alexander III.) (Gerhard Wirth), Sp. 248) Vgl. ferner: Pauly Reihe 1, Bd. 1.2: Alexandros III (Julius Kaerst), Sp. 1426)

Zusätzlich sorgten schlechte Witterungsverhältnisse in Indien und die Anstrengungen der langen Reise für Unmut unter seinem Gefolge. Ein möglicher Bezugspunkt könnte daher auch der Soldatenaufstand von 326 sein, der Alexander in Indien dazu zwang, den bereits acht Jahre andauernden Asienfeldzug abzubrechen, vgl. z.B. MetzLA: Alexander III. der Große (Sabine Walentowski), S. 22.

174 Das, was einmal galt, gilt entsprechend auch heute und morgen noch – Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fallen in dieser Sichtweise auf ein eigentlich einmaliges, historisches Ereignis punktuell zusammen.

175 Auch Lienert macht auf die ambivalente Figurengestaltung aufmerksam: „Die vordergründige Idealität von Konrads Figuren ist durch Ambivalenzen aufgebrochen, insbes. durch Reibungen zwischen superlativischen Wertungen der Textoberfläche und fataler Handlungsrolle.“ (Lienert: Antikenromane, S. 128-129) Ähnlich äußert sich auch schon Knapp, wenn er feststellt, dass die Charakterisierung einer Figur bei Konrad, „deutlich [...] von äußeren Kriterien der Differenzierung“ abrücke und stattdessen ihr „Handeln [...] – neben des Dichters eigenen Reflexionen – oft den Schlüssel zu einer näheren Bestimmung ihrer Individualität“ liefere.

bleibt es denkbar, dass Thêtis sich hier mehr auf Achills zukünftiges „Potential zum Guten“ als auf seine derzeitige Lebenssituation bei Schîron bezieht. Sie glaubt also daran, dass aus ihrem Sohn – in geeigneter Umgebung – noch etwas „Anständiges“, d. h. ein sozial kompatibles Wesen, werden kann. Für ihre Entführungspläne bedeutet dies allerdings, dass sie Achill nicht in ein Land bringen kann, dessen *ungetriuwe* Bevölkerung sich der Hierarchie von Herrscher und Beherrschten widersetzt, so wie ihr Sohn sich selbst über die Vorgaben seines Lehrmeisters und Ziehvaters hinweggesetzt hat.¹⁷⁶

Wie wichtig diese gesamtgesellschaftliche Deutungsebene für den Roman ist, zeigt sich ferner daran, dass Thêtis neben Mâcedôniâ noch einen zweiten, an sich sicheren, geographischen Raum – die Insel Dêlos – als mögliches Exil für ihren Sohn ausschließt, da es den Bewohnern dieser Insel an *staete* mangle:

DÊLOS ein insel ist genant,/ dar inne mac er sicher sîn./ [...] nein aber ich, entriuwen,/ ich sol in floehen anderswar,/ [...] wan ich daz âne zwîvel weiz,/ daz nie kein volc an sîner art/ sô rehte gar *unstaete* wart/ sô daz lantgesinde./ daz man ez dicke finde/ falsch unde *wandelbaere*,/ daz ist von ime ze maere/ an gnuogen steten mir geseit./ im wirt zehant von herzen leit,/ daz im gewesen ist vil zart,/ des wirt mîn sun dâ vor bewart,/ daz er dâ hin ze lande iht kome.¹⁷⁷

Anders als im Falle der *ungetriuwen* Mazedonier verweist sie hier jedoch auf keine Geschichte, die diesen Mangel an Vorbildlichkeit kontextualisieren würde. Ihre Ausführungen lassen daher nur auf eine ganz „allgemeine Disposition“ der delischen Bevölkerung zur *unstaete*, d. h. zu Wankelmütigkeit und Unzuverlässigkeit, schließen. Beide Volksgruppen verbindet jedoch, dass die ihnen fehlenden Tugenden – *staete* bzw. *triuwe* (heute würde man wohl von „Integrität“ und „Loyalität“ sprechen) – zu den Schlüsselbegriffen der „staufisch-ritterlichen Ethik“¹⁷⁸ zählen und als Grundvoraussetzungen einer stabilen sozialen Ordnung eng miteinander zusammenhängen.¹⁷⁹ Gemeinsam ist beiden potentiellen Exilräumen also eine Tendenz zur Unberechenbarkeit, eine unterschwellige Fragilität des jeweils vorherrschenden Ordnungssystems, aus der sich – neben der Aushöhlung seiner Moralvorstellungen – auch eine latente Gefahr für Achills Leben ergibt.

(Knapp: Hector und Achill, S. 60)

176 Vgl. hierzu auch das 5. Gebot „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.“ (Gute Nachricht Bibel. Stuttgart 1997, 2. Mose. 22,12, S. 75)

177 TK, V. 13846-13867.

178 Wolf: *Vademecum medievale*, S. 99. Vgl. auch Joachim Bumke: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*. 9. Aufl. München 1999, S. 418-419.

179 Nach Wolf etwa unterscheiden sich beide Konzepte vornehmlich in ihrer „personalen Reichweite“: Während das mhd. *triuwe*-Konzept sich in erster Linie auf die Ergebnisheit und Treue einem Anderen gegenüber beziehe, referiere der Terminus *staete* eher auf die Integrität des Einzelnen, d. h. auf seine Treue sich selbst gegenüber, vgl. Wolf: *Vademecum medievale*, S. 86-87. Ähnlich argumentiert auch Ehrismann, der die *staete* als zentrale Grundvoraussetzung für das mit dem Begriff *triuwe* umschriebene „ethische Selbstkonzept“ des Einzelnen und dessen Verhältnis zu anderen Personen versteht, vgl. Otfried Ehrismann: *Ehre und Mut, Âventiure und Minne. Höfische Wortgeschichten aus dem Mittelalter*. München 1995, S. 213.

Als nächstes kommt Thêtis die Insel Lemnos in den Sinn. Denn dort leben überhaupt keine (kriegsversessenen) Männer, die Achill wie prophezeit ermorden könnten, sondern ausschließlich Frauen, die sich erst gar nicht für das andere Geschlecht interessieren: „LEMNOS ein insel ist genant,/ dâ niht wan frouwen inne sint,/ dar in sol ich mîn liebez kint/ nû fûeren unde bringen,/ im kan niht misselingen/ bî wunneclichen wîben,/ diu zuo der manne lîben/ tragent weder sin noch ger[.]“¹⁸⁰ Allerdings wird die dadurch suggerierte Vorstellung einer keuschen, weiblichen Gegenwelt zur männlich dominierten Kriegergesellschaft sogleich wieder zerstört, denn in Wirklichkeit können sich die Bewohnerinnen von Lemnos in ihrer Gewaltbereitschaft und Heimtücke durchaus mit den Männern messen: Aus Rache dafür, dass ihre Ehemänner sie auf einem Kriegszug zu lange alleine gelassen haben, entledigten sie sich kurzerhand des gesamten männlichen Teils der Bevölkerung. Thêtis befürchtet daher, dass auch Achill ein Opfer dieser mörderischen Rachsucht werden könnte:¹⁸¹ „vernement aber si, daz er/ ist ein juncherre wolgetân,/ er muoz den lîp verloren hân/ und ist ân allen zwîvel tôt.“¹⁸² In Wahrheit ist Lemnos daher nicht als ideale, weiblich dominierte Gegenwelt, sondern als verkehrtes Spiegelbild der Zustände in Griechenland und Troja zu verstehen, in dem die Frauen zwar das Machtmonopol besitzen, dieses jedoch genauso für brutale Gewaltexzesse missbrauchen wie es die Männer tun würden.

Konrad greift hier auf den Sagenstoff um den „lemnischen Frevel“ zurück, allerdings variiert er das Mordmotiv der Frauen: Bei Apollonius von Rhodos etwa entschließen sich die lemnischen Frauen zum kollektiven Rachemord, da sie von ihren Ehemännern verstoßen und durch thrakische Sklavinnen ausgetauscht werden.¹⁸³ Im *Trojanerkrieg* besteht das Vergehen der Männer nunmehr darin, dass sie dem Kampf eine höhere Priorität einräumen als ihren familiären Pflichten. Die veränderten Hintergründe des Männermords nehmen wiederum Achills späteren Verrat an Deïdamîe vorweg: Auch er wird Frau und Kind nicht für eine neue Partnerin, sondern für den Krieg verlassen, weil er persönlich diesen mehr als alles andere begehrt und weil *minne* und *strît* in seiner Welt nicht kompatibel sind.¹⁸⁴

180 TK, V. 13816-13823.

181 Vgl. TK, V. 13828-13845. Wie in Thrakien fürchtet Thêtis um das Leben ihres Sohnes, nur dass sie auf Lemnos nicht die weitere „Entfesselung“ von Achills Gewaltpotential fürchten muss, da er unter den mordenden Inselbewohnerinnen die Rolle des Opfers einnimmt.

182 TK, V. 13824-13827.

183 Vgl. Apollonius von Rhodos: Die Fahrt der Argonauten. Griechisch/Deutsch. Hrsg., übers., u. komm. v. Paul Dräger. Stuttgart 2010, V. 609-619.

184 Grundsätzlich hätten allerdings beide Versionen der Geschichte gut in den *Trojanerkrieg* gepasst, denn bei Konrad verlassen die Männer ihre Frauen *entweder* um in den Krieg zu ziehen (so wie Achill oder die Männer

Der Grund dafür, dass Thêtis nacheinander alle von ihr angedachten Exil-Alternativen verwirft, besteht nun darin, dass sie Achills Zukunft an jedem dieser Orte in einer Art Gedankenexperiment vorwegnimmt und dabei immer wieder zu der Erkenntnis gelangt, dass die Ergebnisse dieser Experimente nicht mit ihrem Ziel, ihren Sohn in eine sichere und moralisch erbauliche Umgebung zu bringen, übereinstimmen. Wobei für sie bei der Antizipation von Achills Zukunft lediglich solche Charakteristika relevant sind, die die Mitglieder der an diesen Orten lebenden Volksgruppen als Kollektiv auszeichnen, einzelne Menschen heben sich vor dem Hintergrund dieser „kollektiven Stereotypen“ nicht ab, was sich wiederum mit der Beobachtung deckt, dass die Figuren des *Trojanerkriegs* weitestgehend durch ihre Einbindung in unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen (etwa Götter und Zauberer, Krieger und Gelehrte, Knechte und Hirten oder auch Männer und Frauen) definiert werden.¹⁸⁵ Die Einbindung in den „richtigen“ Sozialverband bestimmt also maßgeblich über Achills „Charakter“.

Darum fällt ihre Wahl zuletzt auf die abgelegene Insel Scÿros, die Konrad als positives Gegenbeispiel zu *Lemnos* konzipiert: Denn hier leben ein König und seine schönen, jungfräulichen Töchter friedlich zusammen. Vor der Kontrastfolie allgegenwärtiger Gewalt erscheint dieser Ort daher wie ein „irdisches Paradies“, in dem sich die glücklichen Bewohnerinnen die Zeit allein mit Tanz und Gesang vertreiben können.¹⁸⁶ Thêtis beschließt daher, Achill als Mädchen zu verkleiden und in die Schar der sittsamen Königstöchter einzuschleusen:

si dâhte alsô: ‘gefûer ich in/ in einer megde bilde dar/ und wirt er in der frouwen schar/ getûschet und verborgen,/ sô endarf ich des niht sorgen,/ daz er dâ werde funden./ ich fûege in kurzen stunden,/ daz er dâ hofgesinde wirt/ und daz im zuht und ère birt/ der künic LICOMEDES.¹⁸⁷

Exkurs: Zu den Spielarten und Funktionen „abgewiesener Alternativen“

Wie oben dargelegt, spielt Thêtis vor ihrem geistigen Auge die Zukunft ihres Sohnes an mehreren möglichen Zufluchtsorten durch, nur um diese potentiellen Exilräume sogleich wieder zu verwerfen. Diese „Gedankenexperimente“ lassen sich auch als „abgewiesene Alternativen“ umschreiben:

von Lemnos) oder um sich der *minne* zu einer anderen Frau hinzugeben (so wie Hercules, Jâson oder Pârîs).

185 „Genealogische wie prosopographische Forschung zur Geschichte des Mittelalters geht seit langem [...] von der für die mittelalterliche Gesellschaft wohl fundamentalen Einsicht aus, daß die mittelalterliche Gesellschaft aus einem Netzwerk kleinerer und größerer Gruppen gebildet wurde, deren Bedeutung für das Leben jedes einzelnen Menschen ungleich höher war, als wir als Angehörige eines von Individualismus geprägten Zeitalters ermesen können. Gruppenzugehörigkeit bestimmte das Leben mittelalterlicher Menschen wohl in allen Schichten in entscheidender Weise.“ (Gerd Althoff: *Spielregeln der Politik im Mittelalter: Kommunikation in Frieden und Fehde*. Darmstadt 1997, S. 185)

186 Vgl. TK, V. 13890-13947.

187 TK, V. 13962-13971.

Dem Begriff der „abgewiesenen Alternative“¹⁸⁸ liegt die Beobachtung zugrunde, dass literarische Texte auf alternative Handlungsverläufe – und damit auch auf andere Zukunftsmodelle – anspielen können, ohne dass diese tatsächlich zu einem substantiellen Teil des Geschehens würden. Die narratologische Funktion solch punktuell aufblitzender „Dissonanzen“, die im Widerspruch zur tatsächlichen Handlungsführung stehen, besteht dann darin, dass sie als indirekter Kommentar oder „Reflexionsmoment“ der Handlung gelesen werden können:

Es werden potenzielle Störungen – sozusagen: Störkeime – in den Handlungsverlauf inseriert, die aber gerade nicht in ihren empfindlichen Konsequenzen auserzählt und ausagiert, sondern nur eine Weile präsent gehalten und dann vom Fortgang der Handlung schlicht ignoriert und somit ‚vergessen‘ werden. [...] Der Kommentar zum laufenden Geschehen wird nicht explizit formuliert, sondern erschließt sich nur indirekt aus der Handlungslogik[.]¹⁸⁹

Konrad wendet dieses Verfahren im *Trojanerkrieg* nun so häufig an, dass man „von einer impliziten Poetik der „abgewiesenen Erzähl-Alternativen“ sprechen könnte,¹⁹⁰ die sich im Hinblick auf ihre zeitliche Ausdehnung deutlich voneinander unterscheiden.¹⁹¹ Einerseits bietet der Roman Ausblicke auf potentielle Handlungsverläufe, die der gängigen Definition der „abgewiesenen Alternative“ entsprechen und die, wie Thêtis' Überlegungen zu den potentiellen Exilräumen ihres Sohnes, nur kurz aufgerufen werden, um sogleich wieder zu verschwinden. Ein weiteres, wichtiges Beispiel für eine solche, direkt verworfene Alternativhandlung stellt Hectors Vorschlag zum offenen Gegenangriff auf Griechenland dar, nachdem Troja das erste Mal zerstört wurde: Der militärische Gegenschlag wird beschlossen und Hector zum Heerführer ernannt, doch dann schlägt sein Bruder Pârîs stattdessen die Entführung Helenas vor und die Handlung folgt wieder dem durch die Stoffgeschichte und die textinternen Prophezeiungen vorgezeichneten Verlauf.¹⁹²

188 Strohschneider spricht in seiner Analyse der Brautwerbungsgeschichten des *Nibelungenlieds* von einer „Poetologie der abgewiesenen Alternative“ (Peter Strohschneider: Einfache Regeln – komplexe Strukturen. Ein strukturanalytisches Experiment zum „Nibelungenlied“, in: Mediävistische Komparatistik. Festschrift. Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Wolfgang Harms und Jan-Dirk Müller. Stuttgart/Leipzig 1997. S. 43-75, hier: S. 73). Müller verwendet in Anlehnung an ihn die Termini „folgenlose Störungen“ bzw. „verworfenen Alternative[n]“ zur narratologischen Beschreibung „randständige[r] und folgenlose[r] Episode[n]“ des *Nibelungenliedes* (vgl. Jan-Dirk Müller: Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes. Tübingen 1998, S. 141). Der Terminus wird in der Folge auch auf andere Texte übertragen, etwa auf *Dietrichs Flucht* (Armin Schulz: Fragile Harmonie. „Dietrichs Flucht“ und die Poetik der ‚abgewiesenen Alternative‘. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 121 (2002). S. 390-407) oder den *Herzog Ernst* (Schulz: Erzähltheorie, S. 356-359).

189 Schulz: Fragile Harmonie, S. 391-392 sowie Schulz: Erzähltheorie, S. 351.

190 Kellner: Konrads *TK*, S. 105.

191 Ähnlich unterscheidet Schulz (Schulz: Erzähltheorie, S. 348-366), in Anlehnung an Müller: Höfische Kompromisse, S. 43 zwischen „abgewiesenen Alternativen“, die im Text nur kurzzeitig auftauchen, um sogleich verworfen zu werden und Handlungsabschnitten, die kontradiktorische Alternativhandlungen nacheinander „ausspielen“ (dieses Verfahren nennt er „Prozessierung von Alternativen“).

192 In diese Richtung denkt wohl auch Pfennig, wenn er von „Hinweise[n] auf Handlungsvarianten“ spricht. Er hat dabei jedoch nicht die Figuren als Handlungsträger, sondern den „erzählfreudigen Konrad“ bzw. den

Andererseits können „abgewiesene Alternativen“ im *Trojanerkrieg* auch breiter ausgespielt und damit zum Handlungsrahmen werden, innerhalb dessen sich der Gestaltungswille der menschlichen Akteure zeigt, bevor er sich durch das Eingreifen ihnen übergeordneter Instanzen als irrelevant für den Geschehensverlauf im Ganzen erweist. Achills Aufenthalt auf Scÿros kann in diesem Sinne auch als zurückgewiesene Alternativhandlung gelesen werden: Denn er verlässt die Insel, nachdem die Liebesgeschichte zwischen ihm und Dêîdamîe zu einem, zumindest für ihn, befriedigenden Abschluss gekommen ist: Er hat sie im Liebeskampf erobert, mit ihr einen männlichen Nachkommen gezeugt und sich über die Heirat mit ihr die Herrschaft über Scÿros gesichert. Nun kann er sich wieder ganz seiner „Heldenkarriere“ widmen und wie vorhergesagt an der Seite der Griechen gegen Troja kämpfen. Thêtis' Vorhaben, Achill auf der Insel festzuhalten und ihm einen alternativen, friedfertigen Lebensstil aufzuzwingen, ist damit jedoch gescheitert.

Doch auch wenn sie den Handlungsverlauf letztlich nicht nachhaltig bestimmen, verweisen alle „abgewiesenen Alternativen“ auf die Möglichkeit eines anderen Ausgangs der Geschichte und bieten Raum für implizite Kritik an den Figuren und ihrem Verhalten. Denn Konrad beurteilt das Handeln seiner Figuren eher selten direkt – stattdessen lässt er die Handlung durch ihren (katastrophalen) Verlauf „für sich selbst sprechen“¹⁹³ und bewahrt sich über die stereotype Vorbildlichkeit nahezu aller Akteure eine distanzierte Haltung ihnen gegenüber. Einzelne Figuren werden nur in Ausnahmefällen zu „Sündenböcken“ für den unheilvollen Verlauf der Handlung stilisiert;¹⁹⁴ denn so wie die Laster und Tugenden, die Thêtis jeweils mit der gesamten Bevölkerung ihrer „abgewiesenen Alternativen“ in Verbindung bringt, geht es Konrad um das „große Ganze“, um allgemeine Prinzipien, die den Menschen an sich auszeichnen und die sich folglich nicht nur bei einigen wenigen „schwarzen Schafen“ finden lassen. Auch die „abgewiesenen Alternativen“ des *Trojanerkriegs* dienen daher der Veranschaulichung von Gesetzen der Romanwelt, ohne dass diese direkt durch den Erzähler vermittelt würden: Stellvertretend für ihn weiß Thêtis, dass sich die Einwohner von Thrâciâ, Mâcedônia, Delôs und Lemnos durch *untriuwe*, *unstaete* und brutale Rachsucht auszeichnen – und indirekt stehen sie damit für den überwiegenden Teil von Konrads Figuren.

„allwissend erscheinende[n] Erzähler“ im Blick, vgl. Pfennig, *erniuwen*, S. 30-31.

193 DLLMA Bd. 5: Konrad von Würzburg (Zapf).

194 Als Ausnahme wäre hier in erster Linie an den trojanischen König Lâmedon zu denken, vgl. Kap. 4.1.1.

2.2.4 Achills alternativer Lebensentwurf als Jocundille

Offiziell begründet Thêtis Achills Abreise aus Thessalia damit, dass sie ihn in einem Zauberbrunnen baden lassen wolle, der ihn unverwundbar machen werde.¹⁹⁵ Ihre Absicht, Achill in Gestalt eines Mädchens auf Scÿros zu verstecken, verschweigt sie hingegen. Es scheint also zunächst so, als handelte es sich bei der angekündigten Reise zum Zauberbrunnen lediglich um eine List, mit der Thêtis ihre wahren Absichten vor Schîron verberge. Später erfahren die Rezipienten jedoch, dass sie den von ihr angekündigten Badezauber tatsächlich durchgeführt hat. Denn als Achill Jahre später im Zweikampf gegen Hector antritt, weiß der Erzähler von seiner Unverwundbarkeit zu berichten, die er dank seiner Mutter in einem Brunnen erlangt habe.¹⁹⁶ Konrad bietet für Achills Abreise aus Thessalia also zwei miteinander konkurrierende, kausal-logische Begründungen an, von denen eine „ausgespielt“ und die andere retrospektiv wiederaufgegriffen wird, ohne dass daraus ersichtlich würde, wie die Überfahrt nach Scÿros und das Bad im Zauberbrunnen miteinander (zeitlich und räumlich) zu vereinbaren wären.¹⁹⁷ Offensichtlich lässt er jedoch beide Erklärungen nebeneinander bestehen. Wenn man darin mehr als eine „Unachtsamkeit“ des Autors sehen will, kann man vermuten, dass Thêtis Achill doppelt für die Zukunft absichern will: Ihr Primärziel ist es, Achills Beteiligung am Krieg gegen Troja unter allen Umständen zu verhindern, falls ihr dies mit seiner Entführung nach Scÿros jedoch nicht gelingen sollte, trägt sie mit dem Bad im Zauberbrunnen dafür Sorge, dass ihm im Kampf kein Schaden zugefügt werden kann.

Für die Überfahrt nach Scÿros lässt Thêtis Achill in einen wasserdichten Sack aus durchsichtigem Fischleder einschnüren,¹⁹⁸ der von vier Delfinen, ihren aquatischen Reit- und Zugpferden, über das Meer gezogen wird.¹⁹⁹ Achill selbst erwacht erst, als sie bereits das

195 „ein brunne stêt an einer stat,/ zuo dem ich in nû fûeren sol./ ich weiz ân allen zwîfel wol,/ ob er dar inne wirt gebadet,/ daz im kein wâfen denne schadet.‘/ SCHÎRON der rede antwûrte bôt[:]/ [...] ez ist wol der wille mîn./ doch lânt in niht ze lange sîn/ ûz mîner meisterscheffe,/ swenn er an sîner krefte/ hât von listen zuo genomen,/ sô heizent in herwider komen,/ daz ich in aber müeze sehen.‘/ ‘vil saelic friunt,/ daz sol geschehen,‘/ sprach wider in diu künigîn.“ (TK, V. 13632-13655)

196 Vgl. TK, V. 31168-31181.

197 Auch Lienert bemerkt, dass „Achills Entfernung aus Schyrons Obhut [...] übercodiert“ wird, sie fokussiert sich bei ihrer Analyse des Brunnenzaubers jedoch auf dessen spätere Funktion als Begründung dafür, warum es dem vorbildlichen Hector nicht gelingen kann, Achill zu töten, vgl. Elisabeth Lienert: *wildekeit* und Widerspruch. Poetik der Diskrepanz bei Konrad von Würzburg. In: *wildekeit*. Spielräume literarischer *obscuritas* im Mittelalter. Hrsg. v. Susanne Köbele u. Julia Frick. Berlin 2018 (Wolfram-Studien; XXV). S. 323-341, hier S. 332-333.

198 Es handelt sich offenbar um eine Art „Zaubersack“, der den schlafenden Achill einerseits vor dem Ertrinken schützt und ihm nach dem Aufwachen andererseits – wie unter einer gläsernen Taucherglocke – den Blick nach draußen ins Meer ermöglicht, vgl. TK, V. 13996-14005.

199 Vgl. TK, V. 13976-14058. Der Erzähler erklärt diese sonderbare Art zu reisen damit, dass Thêtis als *mergö-tinne* bzw. *wilde feine* magische Gewalt über das Wasser und seine Bewohner besitze, vgl. TK, V. 14011-14041. Wie auch an anderen Stellen des Romans, unterscheidet er hier nicht zwischen zauberkundigen Menschen, übernatürlichen Wesen und antiken Göttern. Stattdessen fällt für ihn alles nicht-christlich Numinose in der

Ufer von Scÿros erreicht haben. Zu diesem Zeitpunkt befindet er sich noch immer im Transportsack und blickt durch ihn hindurch in eine ihm völlig fremde Unterwasserwelt, von der er zunächst annimmt, dass es sich dabei um ein Traumbild handle:²⁰⁰

erschrocken unde fröudelôs/ begunde er umbe sich dô sehen,/ er dâhte: ‘waz ist mir geschehen?/
weder slâfe ich oder wache?/ [...] mich dunket, daz mir troume/ daz fremde unbilde, daz ich
spür./ waz braechte mînen ougen für/ diz wilde wunder anders?²⁰¹

Da er nichts von den Entführungsplänen seiner Mutter und der Überfahrt zur Insel weiß, ist er nach dem von ihm verschlafenen Ortswechsel zunächst völlig orientierungslos. Die scheinbare Zusammenhanglosigkeit zwischen seinen Erlebnissen *vor* und *nach* dem Schlafen²⁰² macht daher die Traumhypothese plausibel: Vielleicht fehlt dieser Zusammenhang nur, weil er noch gar nicht erwacht ist; vielleicht ist er nicht dazu in der Lage, Träumen und Wachen klar voneinander zu trennen?²⁰³

Allerdings kommen Achill bald erste Zweifel an seiner Traum-Hypothese, an der Vermutung, dass das von ihm Erlebte unreal sei, hält er jedoch weiterhin fest. Eine alternative Deutung seiner Situation besteht für ihn daher darin, dass die fremde Welt um ihn herum kein Produkt seines *eigenen* Geistes darstelle, sondern ihm von irgendeinem *anderen* Verursacher in schändlicher Absicht vorgetäuscht werde:²⁰⁴

wâ bin ich tumber jungelinc?/ wie far ich, sô mir got ergaz?/ ich fürhte, daz mich etewaz/ von
ungehiuren dingen/ ûz sinnen welle bringen/ mit der gougeluore sîn./ [...] waz ist diz ungeferte,
daz mich alsus betriuget/ und sich ze schaden biuget/ mir unde mîner angesiht?²⁰⁵

Schließlich mündet die als Bedrohung wahrgenommene Konfrontation mit den fremdartigen Sinneseindrücken gar in einer Identitätskrise, denn ohne seine gewohnte (soziale und geographische) Umgebung fehlt ihm das Fundament, auf dem sein Selbstbild fußt:

Kategorie des *zoubers* zusammen und wird im nächsten Schritt als *kunst* oder *liste* rationalisiert. Dadurch rückt Thêtis in dieser Szene auch in die Nähe der Zauberin Médêâ, die Tieren ebenfalls ihren Willen aufzwingen und mit einem von Drachen gezogenen Wagen fliegen kann, vgl. TK, V. 10566-10573.

200 Konrad beschreibt diese Unterwasserwelt leider nicht näher, die Rezipienten erfahren nur, dass Achill sie dank des durchsichtigen Fischleders betrachten kann: „der liderfne sac/ sô klâr und alsô heiter was,/ daz er durch in als durch ein glas/ daz mer und manic wunder kôs.“ (TK, V. 14064-14067)

201 TK, V. 14068-14077.

202 „ich lige doch bî dem meister mîn/ ûf einem flinse herte.“ (TK, V. 14088-14089)

203 „Ausgangspunkt aller antiken, wohl aber eigentlich aller Traumdiskurse ist einerseits der hohe Realitätsgehalt von Traumbildern, der den aufgewachten Träumer an der Tauglichkeit seiner Sinne und seines Verstandes zweifeln lässt: Die Als-ob-Handlung des Traumes kann eindrücklicher und realistischer sein als eine Handlung im Wachen. Insofern war die Grenze zwischen dem Traum, also der halluzinatorischen Realität, und der Realität des Wachens zuweilen schmal. [...] Andererseits bieten Träume dadurch, dass sie eine Diskontinuität zur Wachwelt bilden, Anlass zum Nachdenken: Denn obwohl ein gänzlich eigenes Produkt der Träumer, sind sie diesen selbst deutungs-/erklärungsbedürftig.“ (Walde: Traum und Traumdeutung, S. 25)

204 Diese Ängste decken sich mit Augustinus' Überlegungen zum Ursprung und zur Deutbarkeit von Träumen bzw. Visionen, denn für Augustinus stellt sich hier in erster Linie das Problem, dass immer die Gefahr einer Täuschung durch Dämonen bestehe, vgl. den Exkurs zur mal. Traumtheorie in Kap. 2.1.1.

205 TK, V. 14082-14075.

„bin ich ACHILLES oder niht,/ wer kann mich underwîsen des?“²⁰⁶ Inmitten dieser *wilden wunder* gibt es nichts und niemanden, der ihm sein Erleben und sein „Selbst-Verständnis“ als realitätskonforme Tatsachen spiegeln könnte. Seine Identität konstituiert sich also maßgeblich über die Interaktion mit seinem sozialen Umfeld und über seine räumliche Selbstverortung – ohne das die Figur umgebende Äußere ist auch ihr Inneres nicht zu denken.²⁰⁷ Den Ausweg aus der vollkommenen Orientierungslosigkeit findet er schließlich, indem er sich auf seine persönliche Biographie, d.h. auf sein Leben beim Kentauren Schîron, besinnt. Zurückgeworfen auf sich selbst – ganz ohne räumliche und/oder soziale Bezugspunkte – vermag Achill nur noch auf sein Gedächtnis zurückzugreifen, um sich seiner Selbst zu vergewissern. Anders als in vielen Schlüsselszenen des Romans, die als Schaltstellen einer final motivierten Handlung gelesen werden können und auch anders als für die Figuren, die sich (wie seine Mutter Thêtis) mit zukunftsbezogenen Informationen konfrontiert sehen, ergibt sich Achills Verständnis von der Gegenwart aus der Vergangenheit und nicht aus einer Erwartungshaltung gegenüber der Zukunft. Insbesondere die Erinnerung an die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit räumen die Zweifel an seiner Person wieder aus und führen ihn noch einmal zu seiner anfänglichen Traumhypothese zurück:²⁰⁸

jâ, zwâre, ich bin ACHILLES -/ waz möhte ich anders sîn denn er?/ mîn muoter ist doch komen her/ und wont mir hie ze hûse bî./ swie mich bedunke, daz ich sî/ dort in dem engestlichen mer/ und in ein fremdez rîche fer./ doch weiz ich und erkenne wol./ daz ich in SCHÎRÔNES hol/ ûf einem rûhen steine lige./ ruow unde slâfes ich hie pflige/ und waene doch dâ zwischen./ daz ich

206 TK, V. 14094-14095. Auch Sieber stellt fest, dass „die Entführung [...] Achill an den Rand einer Identitätskrise [...] führt“ (Andrea Sieber: *daz frouwen cleit nie baz gestuont*. Achills Crossdressing im „Trojanerkrieg“ Konrads von Würzburg und in der „Weltchronik“ des Jans Enikel. In: Genderdiskurse und Körperbilder im Mittelalter. Eine Bilanzierung nach Butler und Laqueur. Hrsg. v. Ingrid Bennewitz u. Ingrid Kasten. Münster 2002 (Bamberger Studien zum Mittelalter; 1). S. 49-76, hier: S. 54) und bemerkt an anderer Stelle, dass die Verortung dieser Identitätskrise im „tobenden Meer“ als „Übergangsort“ ihre Schatten auf Achills Genderwechsel vorauswerfe (Sieber: *Konfusion der Geschlechter*, S. 82).

207 Aus demselben Grund hält auch Hartmanns Iwein die Erinnerung an sein früheres, ehrenvolles Leben für einen Traum, als er, durch eine Heilsalbe vom Wahnsinn befreit, an seinem nackten, vom Leben in der Wildnis gezeichneten Körper hinabblickt: „Dô er sich ûf gerihte/ und sich selben ane blihte/ wider sich selben er dô sprach/ ‘bistûz Îwein, ode wer?/ hân ich geslâfen unze her?/ wâfen, herre, wâfen!/ sold ich dan iemer slafen!/ wand mir hât mîn troum gegeben/ ein vil harte rîchez leben./ ouwî waz ich êren pflac/ die wîl ich slafende lac!“ (Hartmann von Aue: *Iwein*. 4., überarb. Aufl. Text d. 7. Ausgabe v. Georg Friedrich Benecke, Karl Lachmann und Ludwig Wolff. Übers. u. Nachwort v. Thomas Cramer. Berlin/New York 2001, V. 3505-3517) Ähnliche Erfahrungen sammelt auch der junge Protagonist des von Konrad einige Jahre zuvor verfassten Liebes- und Abenteuerromans *Partonopier und Meliur*, vgl. Annette Gerok-Reiter: Die Angst des Helden und die Angst des Hörers. Stationen einer Umbewertung in mittelhochdeutscher Epik. In: *Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien*. Hrsg. v. Annette Gerok-Reiter u. Sabine Obermaier. Berlin 2007 (Das Mittelalter; 12,1). S. 127-143, hier: S. 141.

208 „[Literarische Traumdarstellungen] beschreiben einfühlsam die Empirie der Traumerfahrung, z. B. die Dezentrierung des Ichs, das nach dem Aufwachen kaum noch zu sich findet, weil es sich im Traum als jemand völlig anderen erlebt hat.“ (Walde: *Traum und Traumdeutung*, S. 27.) Achills falsche Schlussfolgerungen reflektieren genau diese Erfahrung.

zwein wilden fischen/ sî gebunden an ir kragen,/ die mich in eime ledere tragen/ senfteclîchen
über sê.²⁰⁹

Im Prozess der *Neuverortung* gelangt Achill dann jedoch zu der Erkenntnis, dass die Welt um ihn herum kein (wie auch immer geartetes) Trugbild, sondern einen ihm bisher unbekanntem Teil der Realität darstellt. Er vertraut seinen Sinneseindrücken wieder:

waz rede ab ich vil tumber knabe?/ [...] bî mînem meister slâfe ich niht,/ wan ich in wazzer
swimme./ sît daz ich mîne stimme/ wol hoere sunder lougen/ und ich mit beiden ougen/ sih alsô
manic wunder,/ sô bin ich worden munder/ und ûz dem slâfe erwachet.²¹⁰

„Wahr“ ist für ihn nun nur noch das, was von ihm auch wahrgenommen werden kann. Damit spiegelt er ein schon bei Aristoteles zu findendes Vertrauen in die Erkenntnisfähigkeit der menschlichen Sinne.²¹¹ Diese Erkenntnis führt ihn jedoch sogleich zu einem weiteren Problem: Nachdem er die Situation als faktisch akzeptiert hat, fühlt er sich dem zukünftigen Geschehen – noch immer gefangen in seinem Transportsack – völlig ausgeliefert und befürchtet, ehrlos zu ertrinken.²¹² Das Gefühl der existenziellen Bedrohung verschwindet erst, als Achill seine Mutter erblickt. Denn zum einen stellt Thêtis für ihn einen greifbaren Anknüpfungspunkt an seinen eigenen Erfahrungshorizont dar und bestätigt so seine Selbst- und Vergangenheitskonzeption. Zum anderen klärt sich durch ihre Präsenz auch die befremdlich und beängstigend anmutende Gegenwart auf, da er – obgleich ihm ihre Handlungsmotive unbekannt sind – sogleich begreift, dass sie verantwortlich für seine unverhoffte Reise sein muss.

er lepte in ungemache,/ biz daz er kôs die muoter sîn./ zehant, als er die künigîn/ mit vollen
ougen an gesach,/ lieplîche er wider si dô sprach:/ ‘Ach, frouwe und muoter, wâ bin ich?/ war
umbe hâst dû lâzen mich/ von mînem lieben meister kômen?²¹³

Ein vollumfängliches Bild seiner Situation erlangt Achill allerdings erst im Gespräch mit ihr, das die Handlung vom Inneren der Figur zurück in die Außenwelt verlagert:²¹⁴

209 TK, V. 14096-14111.

210 TK, V. 14116-14129.

211 „Alle Menschen streben von Natur nach Wissen. Ein Indiz dafür ist die Wertschätzung der Wahrnehmungen; denn auch abgesehen von ihrem Nutzen werden sie um ihrer selbst willen geschätzt, und am meisten von allen die Wahrnehmung durch die Augen. [...] Der Grund ist, daß diese Wahrnehmung uns in höchstem Maß erkennen läßt und viel Unterschiede offenbart.“ (Aristoteles: *Metaphysik*. Übers. u. eingel. v. Thomas Alexander Szlezák. Berlin 2003, Buch A, Kap. 4, S. 3)

212 „ich fürhte, daz mich dinsen/ die fische wellen in den têt./ lit ich von strîte doch die nôt./ diu mir von wazzer ist bereit,/ daz diuhte mich ein saelikeit/ und waere mir ein liebez dinc./ ich wolte gerne in einen rinc/ ze kampfe treten unde gân/ und mangan frechen man bestân,/ durch daz ich niht wûrd in daz mer/ alsus versenket âne wer.“ (TK, V. 14138-14148)

213 TK, V. 14162-14169.

214 Ähnlich wie Mèdeâs Gewissenskonflikt vor ihrer ersten Liebesnacht mit Jâson handelt es sich auch bei Achills Orientierungskrise um ein die äußere Handlung retardierendes Moment, das die Rezipienten am Ringen der Figur um eine adäquate Deutung ihrer Situation teilhaben läßt. Dass Knapp Konrad gleichwohl „ein auffallend geringes Interesse [...] an der psychischen Situation der Figuren“ attestiert, läßt sich wohl nur dadurch erklären, dass er sich bei der Auswahl der von ihm eingehender untersuchten Textstellen auf einzelne Kampfszenen

Zunächst versucht Thêtis noch, Achill die wahren Beweggründe seiner Entführung zu verheimlichen. Ihr ist offenbar klar, dass sich ihr Sohn nach seiner harten Kampfausbildung nicht freiwillig von einer kriegerischen Auseinandersetzung fernhalten lässt. Wie vormals Schîron täuscht sie daher auch ihn über ihre wichtigsten Zukunftsziele und behauptet, sie habe ihn nach Scÿros gebracht, damit er dort als Mädchen verkleidet den höfischen Umgang mit dem weiblichen Geschlecht erlerne und seine *site frefelich* durch den Kontakt mit *hôhen und werden juncfrouwen gezemet* werden.²¹⁵ Vordergründig geht es ihr demnach um den Ausgleich von Erziehungsdefiziten, die sich durch das harte Leben bei Schîron ergeben haben. Wenig später gibt Thêtis jedoch zu, dass sie Achill bis zum Ende des sich anbahnenden Krieges zwischen Griechen und Trojanern unter Frauen verstecken will. Ihr geht es also eigentlich darum, seine Beteiligung am Kampfgeschehen und den ihm prophezeiten Heldentod zu verhindern:

urluges wirt ze KRIECHEN vile,/ vor dem wil ich mit listen/ dich schirmen unde fristen./ wan ich des michel angest hân,/ wilt dû den KRIECHEN bî gestân,/ daz von TROIAEREN stirbest dû,/ dar umbe ich gerne schicke nû/ ze frouwen dich, geselle,/ ob man dich suochen welle,/ daz nieman triuwe, daz dîn lîp/ hie sî verborgen under wîp/ und man niht strîtes muote dir.²¹⁶

Ihre Strategie, vordergründig für ein weniger zentrales Handlungsmotiv zu werben, um so von ihren eigentlichen Beweggründen abzulenken, fruchtet bei Achill (anders als bei Schîron) jedoch nicht. Denn sowohl das Erziehungs- als auch das Schutzargument können nicht darüber hinwegtäuschen, dass Thêtis' Plan – auch wenn er nicht als Dauerlösung gedacht ist, sondern sich nur bis zu einem fest terminierten Zeitpunkt in der Zukunft erstreckt –²¹⁷ in völligem Widerspruch zu Achills bisherigem Leben und seinen eigenen, auf die heroische Bewährung im Kampf ausgerichteten Zukunftsvorstellungen steht.²¹⁸ Denn diese sind im Grunde auf das ihm prophezeite Schicksal ausgerichtet; Was Achill *will* und

beschränkt, in denen es tatsächlich nicht mehr um den Nachvollzug von persönlichen Handlungsmotiven geht (denn die Entscheidung für den Krieg ist ja längst gefallen), sondern um die wirkungsvolle Ausgestaltung des heroischen Kampfgeschehens. So ist wohl auch sein Urteil über Achills Leben als Jocundille – „[f]ür die Annahme einer psychischen Grenzsituation bietet der *Text* keine Stütze“ – zu erklären. (Knapp: Hector und Achill, S. 72 u. S. 76)

215 Vgl. TK, V. 14194-14219.

216 TK, V. 14292-14303. Zuvor gibt sie ihre wahren Absichten allerdings schon indirekt Preis, als sie sich selbst mit einem Vogel vergleicht, der für seine Jungtiere ein sicheres Nest sucht, vgl. TK, V. 14248-14267. Hierbei handelt es sich im Übrigen um ein wiederkehrendes Motiv: Die Griechen werden später auf ihrem Weg nach Troja beobachten, wie eine Schlange ein Vogelnest plündert und über die symbolische Deutung dieses Vorgangs von ihrem späteren Sieg über Troja erfahren, vgl. TK, V. 24162-24244, und wie der Vogelmutter wird es auch Thêtis nicht gelingen, ihren Nachwuchs vor dem Tod zu bewahren.

217 Thêtis verspricht ihrem Sohn ausdrücklich, dass sie ihn nach dem Ende des Krieges zurück zu Schîron bringen werde: „nû folge eht eine wîle mir/ und nîm an dich wîpliche wât./ sô diz urluge nû zergât,/ daz sich vor TROIE heben wil/ und ez genomen hât ein zil./ sô füere ich dich vil schône/ hin wider zuo SCHÎRONE/ und bringe dich in kurzer frist/ dâ hin, dâ dû genomen bist.“ (TK, V. 14304-14312)

218 Daran ändern auch die Beispiele anderer Götter und Helden nichts, die zu ihrem eigenen Schutze zeitweilig eine weibliche Identität annahmen, vgl. TK, V. 14436-14495.

was er *muss*, die *kausalen* und die *finalen* Handlungsmotive, stehen für ihn nicht im Widerspruch zueinander, sodass er den Plan seiner Mutter vehement zurückweist.

wie stüende mannes êren daz/ und sîner werdekeite,/ daz ich durch forhte leite/ wîplich gewant
an mînen lîp?/ [...] wen diuhte diz gefüege,/ daz ich begünde alsus verzagen?/ [...] ich müeste
drumbe schamerôt/ vor mînem meister werden,/ der mich hât ûf erden/ gelêret manige
frumekeit!/ [...] ê daz ich würde z'einer maget/ und als ein wîp gebârte mich,/ frouw unde
muoter, ê wolt ich/ ein her bestân aleine.²¹⁹

Achills aufbrausende Reaktion – er wird „von zorne roeter denne ein gluot“²²⁰ – ist ferner auch als Verweis auf Alexander den Großen zu verstehen, der im Mittelalter u. a. als Exempelfigur für übermäßigen Zorn bekannt war.²²¹ Immer wieder werden im *Trojanerkrieg* solche intertextuellen Parallelen zwischen beiden Helden gezogen, kurz zuvor etwa ist es Achill selbst, der seine unfreiwillige Meeresreise mit Alexanders Tauchabenteuer²²² vergleicht: „nû bin ich ALEXANDERS/ geselle doch niht worden hie,/ der in daz tiefe mer sich lie,/ durch daz er saehe fremdez dinc.“²²³ Dabei distanziert er sich allerdings von seinem Vergleichspartner, da er das Meer – anders als Alexander („ich mûs sehen, was wunders in dem mer sy.“)²²⁴ – *nicht* freiwillig, d. h. angetrieben von *curiositas* und *superbia*, erforscht, sondern von seiner Mutter zum Abtauchen in eine andere Welt gezwungen wurde. Der Vergleich mit dem „prominenten und breit rezipierten literarischen Stoff“ dient in Konrads Roman also weniger dazu, die beiden Figuren in allen Einzelheiten zu parallelisieren als „die Außergewöhnlichkeit dessen, wovon eigentlich erzählt oder gesungen wird[, zu betonen]“.²²⁵ Gleichwohl werden auf diese Weise bekannte heroische Erzählmuster aufgerufen, die Achill zusätzlich als exemplarischen Helden auszeichnen.

An dieser Stelle greift die die *minne* jedoch als *deus ex machina* in das Geschehen ein und verändert Achills Einstellungen und Zukunftsziele in radikaler Weise: Denn als er Licomedes' Tochter Dêîdamîe erblickt, wird er von der Liebe zu ihr derart überwältigt, dass er fortan nur noch nach der sexuellen Vereinigung mit ihr strebt: „daz wilde fiur der minne,/ daz wart in sînem sinne/ sô rehte schier enzündet,/ daz im der muot durchgründet/ von

219 TK, V. 14318-14361.

220 Vgl. TK, V. 14429.

221 Vgl. LexaG: Alexander (Manfred Kern)

222 Vgl. Pfaffe Lamprecht: Die Basler Bearbeitung von Lambrechts Alexander. Hrsg. v. Richard Maria Werner. Tübingen 1881 (StLV; 154), V. 4260-4279.

223 TK, V. 14078-14081. Mit dieser Aussage schaut Achill eigentlich in die Zukunft seiner erzählten Welt voraus. Offensichtlich übernimmt Konrad hier aber „die historische Auffassung Benôits“, die Alexander d. Gr. zeitlich vor den Ereignissen um den trojanischen Krieg verortet, vgl. Pfennig: *erniuwen*, S. 84.

224 Pfaffe Lamprecht: Basler Alexander, V. 4259.

225 LexaG: Alexander (Kern), S. 53. Hierzu passt auch Knapps Beobachtung: „Ein anderes Motiv, das in der Rezeption Herborts von Fritzlar teilweise zur tragenden Struktur erhoben wird, der Zorn des Achill, ist bei Konrad nur noch ansatzweise vorhanden. Zwar wird mehrfach auf zornigen Affekt des Helden angespielt, jedoch bleibt dieser nahezu ohne Wirkung für das folgende Geschehen.“ (Knapp: Hector und Achill, S. 69)

sîner hitze wart zehant/ und alsô tobelîche enbrant,/ daz er der sinne wart verhert./ [...] /al sîn trôst und sîn genist/ lac an der megde reine.“²²⁶ In diesem Sinne zähmt die *minne* Achills *gemüete wilde* und verschafft seiner Mutter die Möglichkeit, ihren nunmehr liebessiechen Sohn doch noch als Mädchen zu verkleiden, notdürftig in den wichtigsten weiblichen Benimmregeln zu unterweisen und in Dêîdamîes Gefolge einzuschleusen.²²⁷ Nur mit Hilfe der allmächtigen und doch unberechenbaren *minne* gelingt es ihr, Achill für eine Weile vor den Griechen zu verstecken und so seine Teilnahme am Krieg gegen Troja hinauszuzögern.²²⁸

Exkurs: Das Konzept des künstlerischen Raumes nach Juri Lotman

In Anlehnung an die Konzeption des „künstlerischen Raumes“ des estnischen Semiotikers Juri Michailowitsch Lotman²²⁹ (1922-1993) kann man Achills Orientierungslosigkeit nach der von ihm verschlafenen Entführung auch symbolisch als Reaktion auf eine unerwartete Grenzüberschreitung lesen. Denn Achills Überfahrt von Thessalia nach Scÿros ist mehr als nur ein Ortswechsel, sie führt bei ihm auch zu einem mehrschichtigen Rollenwechsel – vom Mann zur Frau bzw. vom Kriegsbesessenen zum Opfer der Liebe. Das Meer wiederum fungiert in diesem Zusammenhang nicht nur als physische Landgrenze, sondern auch als symbolische Trennlinie zwischen den unvereinbaren Lebenswelten des Protagonisten, in denen er jeweils eigene Handlungspläne verfolgt. Raum- und Zeitkonzeption unterliegen folglich derselben Dichotomie: Was geographisch getrennt ist, führt auch chronologisch in eine jeweils andere Zukunft.

Ausgehend von der Beobachtung, dass sich das menschliche Denken oftmals anhand von räumlichen Bezugsgrößen organisiert und diesen „geographischen Anleihen“ in einem zweiten Schritt übertragene Bedeutung zuschreibt,²³⁰ weist Lotman darauf hin, dass vielfach auch die Produkte künstlerischer Denk- und Schöpfungsprozesse – wie etwa literarische Texte – mittels „räumlicher Relationen“ strukturiert werden: „[Z]u unterstreichen

226 TK, V. 14697-14763.

227 Vgl. TK, V. 14832-15407.

228 Vgl. die Detailanalyse zu Achills Leben auf Scÿros in Kap. 3.3.

229 Jurij Michailowitsch Lotman: Die Struktur literarischer Texte. Übers. v. Rolf-Dietrich Keil. 4. unveränd. Aufl. München 1993, S. 311-347. Vgl. zur „Raumsemantik“ Lotmans auch Martínez/Scheffel: Erzähltheorie, S. 140-144.

230 „Der dem Menschen eigene besondere Charakter der visuellen Wahrnehmung der Welt hat zur Folge, daß für den Menschen in der Mehrzahl der Fälle die Denotate verbaler Zeichen irgendwelche räumlichen, sichtbaren Objekte sind, und das führt zu einer spezifischen Rezeption verbalisierter Modelle. [...] Bereits auf der Ebene der supratextuellen, rein ideologischen Modellbildung erweist sich die Sprache räumlicher Relationen als eines der grundlegenden Mittel zur Deutung der Wirklichkeit. Die Begriffe ‚hoch – niedrig‘, ‚rechts – links‘, ‚nah – fern‘, ‚offen – geschlossen‘, ‚abgegrenzt – nicht abgegrenzt‘, ‚diskret – ununterbrochen‘ erweisen sich als Material zum Aufbau von Kulturmodellen mit keineswegs räumlichem Inhalt und erhalten die Bedeutung: ‚wertvoll – wertlos‘, ‚gut – schlecht‘, ‚eigen – fremd‘, ‚zugänglich – unzugänglich‘, ‚sterblich – unsterblich‘ u. dgl.“ (Lotman: Struktur literarischer Texte, S. 312-313)

[ist], daß das räumliche Modell der Welt in diesen Texten zum organisierenden Element wird, um das herum sich auch die nichträumlichen Charakteristiken ordnen.“²³¹

Achill wächst in Konrads *Trojanerkrieg* zunächst in Thessalia, in einer „Welt des Krieges“, heran, später wird er von seiner Mutter nach Scÿros, in eine „Welt des Friedens“ gebracht, die sich für ihn ab der ersten Begegnung mit Dêdamîe in eine „Welt der *minne*“ verwandelt. Entsprechend verschieben sich auch seine Zielvorstellungen vom heroischen Bewährungskampf auf die Eroberung der Geliebten.

Die strikte Trennung beider Welten kann in Lotman'scher Terminologie mit dem „Prinzip der binären semantischen Opposition“²³² umschrieben werden und sie wird auch durch die dichotome Geschlechteraufteilung zwischen Thessalia und Scÿros evident: Denn während Achill seine Kindheit und Jugend in einer Art „Jungeninternat“ für heranwachsende Helden verbringt,²³³ lebt er auf Scÿros – wenn man vom Licomedes absieht –²³⁴ allein unter Jungfrauen und erhält bei ihnen eine zweite Ausbildung zur „höfischen Dame“.

Dem Ozean als Trennlinie zwischen beiden Welten verleiht dies einen normativen Charakter, sie darf eigentlich nicht überschritten werden.²³⁵ In dieses Bild passt, dass Achills Unterwasserfahrt eine besondere, eigentlich unmögliche Art zu reisen darstellt, die ihm ohne die übermenschlichen *künste* seiner Mutter gar nicht möglich wäre,²³⁶ sodass seine Transgression von einem in den anderen literarischen Raum eindeutig als Normabweichung exponiert wird. Neben dem Meer existiert mit der oben bereits erwähnten „Gender-Schranke“ jedoch noch eine zweite, für Achill eigentlich unüberwindliche Grenze, die ihm den Eintritt in Dêdamîes Welt versperrt. Um diese Schranke zu umgehen, muss er sich – wieder mit Hilfe seiner Mutter – (zumindest oberflächlich) in eine Frau verwandeln und den (zeitweiligen) Verlust seiner männlichen Identität in Kauf nehmen. Auf die drastische,

231 Lotman: Struktur literarischer Texte, S. 316.

232 Vgl. Lotman: Struktur literarischer Texte, S. 337. Auch Ramin beschäftigt sich mit binären Raumkonzepten (konkret unterscheidet er etwa die Kategorien „höfisch“/„kultiviert“ und „wild“, „eigen“ und „fremd“ sowie „öffentlich“ und „privat“), in seinen Überlegungen spielt das Moment der Transgression jedoch keine Rolle, vgl. Ramin: Raumorientierung, S. 38-68.

233 Auffällig ist zudem, dass Thêtis Schîrons Höhle nur unter großen Anstrengungen erreicht: Hier haben Frauen – egal wie mächtig sie sonst sind – offenbar nichts verloren, vgl. TK, V. 5907-5917.

234 Licomedes ist nicht in der körperlichen Verfassung, selbst zu kämpfen und er hat auch keine männlichen Erben, die die Insel gegen Feinde verteidigen oder mit den Griechen in den Krieg gegen Troja ziehen könnten, vgl. V. TK, V. 27814-27827.

235 „[D]ie *Grenze* [...] teilt den Raum in zwei disjunkte Teilräume. Ihre wichtigste Eigenschaft ist ihre Unüberschreitbarkeit.“ (Lotman: Struktur literarischer Texte, S. 327)

236 Der eigentliche Ortswechsel wird von Achill nicht bewusst erlebt, er verschläft ihn und wird ohne sein Zutun nach Scÿros „versetzt“. Strenggenommen ist er daher auch nicht als „Subjekt“ der Transgression in die „Gegenwelt“ zu betrachten, stattdessen fungiert seine Mutter Thêtis als „Helferin“ ihres Sohnes und befähigt (oder besser zwingt) ihn dazu, von einer literarischen Welt in die andere zu gelangen, vgl. Lotman: Struktur literarischer Texte, S. 342.

räumliche Veränderung (vom Heldeninternat auf die Erziehungsinsel für Mädchen) folgt demnach auch eine massive Veränderung der Figur: Denn diese wird in nicht unerheblichem Maße von der sie umgebenden Außenwelt bestimmt – es gibt kein davon „autonomes Subjekt“ Achill, kein Individuum im modernen Sinne. Die Grenze zwischen Thessalia und Scýros fungiert also auch als eine Art „Kippschalter“, an der sich die Identität des Helden sowie seine darauf fußenden Handlungsabsichten und Zukunftsentwürfe in die eine oder andere Richtung umstellen lassen.

Und tatsächlich zeigt sich auch am weiteren Handlungsverlauf – insbesondere am abrupten Ende seiner Beziehung zu Dêîdamîe – dass Achill immer nur in einer von beiden Welten als Akteur in Erscheinung treten kann. Die im klassischen höfischen Roman geforderte Ausbalancierung zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Interessen (vgl. etwa Hartmanns *Erec* oder *Iwein*)²³⁷ durch die Tugend der *mâze* ist im *Trojanerkrieg* offenbar unmöglich, stattdessen wird sie immer wieder – auch durch die im Roman vorherrschende Raumstruktur – als illusorisch vorgeführt. Achill kann nicht *gleichzeitig* Liebender und Krieger sein: „DÊÎDAMÎE wart genomen/ ûz sînem muote bî der zît,/ er was ûf urlîug unde ûf strîf/ verdâht sô rehte sêre,/ daz er dâ nihtes mêre/ gedâhte bî den stunden,/ wan daz er wûrde funden/ vor TROIE in ellentrîcher state.“²³⁸

Stattdessen bewegt er sich zirkulär von der Welt des Kriegertums in die Welt der *minne* und wieder zurück. Wobei die Raum- und die Zeitstruktur des Romans hier gemeinsam, d. h. *chronotopisch*,²³⁹ zu denken sind: Die räumliche Trennung von Achill und Dêîdamîe entspricht dem zeitlichen Endpunkt ihrer Beziehung.²⁴⁰ Seine Liebesbeziehung zu Dêîdamîe wird durch die Zirkularität und Abgeschlossenheit des Handlungsverlaufs zu einer – wenn auch biologisch notwendigen –²⁴¹ Schleife seines ruhmvollen Heldenlebens

237 Vgl. Horst Brunner: Hartmann von Aue: Erec und Iwein. In: *Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen*. Hrsg. v. Horst Brunner. Bibliographisch ergänzte Ausg. Stuttgart 2004 (RUB; 8914/Interpretationen). S. 97-128, hier: insbes. S. 122-126.

238 TK, V. 28532-28539.

239 Vgl. die Definition des „Chronotopos“ von Michail M. Bachtin, auf dessen Arbeiten sich Lotman stützen konnte: „Den grundlegenden wechselseitigen Zusammenhang der in der Literatur künstlerisch erfaßten Zeit- und-Raum-Beziehungen wollen wir als *Chronotopos* („Raumzeit“ müßte die wörtliche Übersetzung lauten) bezeichnen. [...] Für uns ist wichtig, daß sich in ihm der untrennbare Zusammenhang von Zeit und Raum (die Zeit als vierte Dimension des Raumes) ausdrückt. [...] Die Zeit verdichtet sich hierbei, sie zieht sich zusammen und wird auf künstlerische Weise sichtbar; der Raum gewinnt Intensität, er wird in die Bewegung der Zeit, des Sujets, der Geschichte hineingezogen. Die Merkmale der Zeit offenbaren sich im Raum, und der Raum wird von der Zeit mit Sinn erfüllt und dimensioniert. Diese Überschneidung der Reihen und dieses Verschmelzen der Merkmale sind charakteristisch für den künstlerischen Chronotopos.“ (Bachtin: *Formen der Zeit*, S. 7-8)

240 Dasselbe gilt im Übrigen auch für Jâson und Mêdêâ: Als sie verreist, um seinen Onkel Pêleus zu ermorden, verlässt er sie für Grêûsâ – sowie für Pâris und Egenôê: Mit Pâris' Eintritt in die höfische Gesellschaft ist auch seine Beziehung zur *wilden feine* beendet.

241 Die Wahl des Liebesobjekts erfolgt hingegen „zufallsbasiert“ und ist dementsprechend aus aller Kausalität herausgenommen. Dêîdamîe könnte durch jede andere, attraktive junge Frau ausgetauscht werden.

degradiert, die davor und danach keine Rolle mehr spielt und die nichts von seiner Lebenszeit als Held verzehrt. Denn der Krieger in Achill verändert sich auf Scÿros nicht – d. h. er altert nicht und büßt durch seine Untätigkeit auch nichts von seiner Kampfkraft ein. Vielmehr ist es so, dass er von Ulixes und Dîomêdes *zum richtigen Zeitpunkt* gefunden und in das Kollektiv der Krieger reintegriert wird – man könnte also sagen, dass sich die Dauer seiner Liebesbeziehung nach der Kriegshandlung richtet, dass das zyklische *minne*-Schema dem linearen Zeitablauf der „historischen“ Ereignisse um den Kampf vor Troja unterworfen wird oder ganz generell, dass das Leben des Einzelnen von gemeinschaftsbezogenen Notwendigkeiten bestimmt wird.

2.2.5 Achills Rückführung in die Gemeinschaft der griechischen Krieger

Als notwendige Voraussetzung für seinen späteren Heldentod wird Achills Rückkehr in das Kollektiv der griechischen Krieger indirekt bereits vor seiner Geburt, durch die Prophezeiung des Prôtheus, final motiviert. In der handlungsentscheidenden Situation auf Scÿros wird sein Ausbruch aus der weiblichen Scheinidentität zusätzlich mit mehreren kausal-logischen Argumenten erklärt: Zum einen steht Achill nicht mehr unter dem zwingenden Einfluss der *minne*, seit er und Dêdamîe ein Liebespaar bilden. Denn mit der sexuellen Vereinigung der Liebenden hat die *minne* (zumindest an ihm) ihr Ziel erreicht und in diesem Sinne auch keinen Einfluss mehr auf seine Zukunft. Die Grundbedingung für seine Rückverwandlung zum Mann und Krieger besteht daher darin, dass seine sein Denken und Handeln vormals völlig bestimmenden sexuellen Bedürfnisse bereits gestillt wurden und er nun wieder von seinem maßlosen Kriegshunger angetrieben werden kann.²⁴² Denn *grundsätzlich* wird Achills Handeln statt von rationalen Überlegungen entweder von libidinösen oder aggressiven Bedürfnissen bestimmt.²⁴³ Wie viele von Konrads Figuren ist er ein „Sklave“ seiner Sexualität und Streitlust, der – abgesehen von der Befriedigung seiner „Triebe“ – kein Interesse an seiner Zukunft besitzt und deshalb auch weder als Liebender, noch als Krieger über sie bestimmt.

Zum anderen holen Achill seine gesellschaftlichen Pflichten – in Gestalt von Ulixes und Dîomêdes – wieder ein, da das Geschehen außerhalb von Scÿros sich während seiner Abwesenheit bis zu dem Punkt weiterentwickelt hat, an dem seine Kriegsteilnahme unumgänglich wird.²⁴⁴ Denn die Griechen wissen aus der Prophezeiung des Prôtheus, dass sie

242 Vgl. auch die Analyse in Kap. 3.3.

243 *minne* und *strît*, Liebes- und Kriegstrieb, lassen sich in Achills Fall weder räumlich noch zeitlich miteinander vereinen, vgl. den Exkurs zum „Konzept des künstlerischen Raumes nach Juri Lotman“.

244 Vgl. Corneau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept, S. 315.

den Krieg gegen die Trojaner nicht ohne Achill gewinnen können: „er wirt sô wol versunnen,/ daz TROIE noch gewonnen/ wirt von sîner krefte,/ mit sîner meisterschefte/ beginnet er ir angesigen/ und muoz ouch denne tût geligen/ vor der feste wunneclich.“²⁴⁵ Vielmehr ist seine Kriegsteilnahme notwendige Bedingung ihres Sieges über die Trojaner. Thêtis' Bemühungen fußen zwar ebenfalls auf dieser Weissagung, sie zielen jedoch darauf ab, Achills Leben zu retten, indem sie seinen Eintritt in das Kriegsgeschehen verhindert: „künd aber daz gefüegen sich,/ daz er niht kaeme zuo der stift,/ diu TROIE heizet an der schrift/ und dâ sô manger wirt erslagen,/ sô möhte er sînen lebetagen/ behalten und gefristen[.]“²⁴⁶ Prôtheus entwirft in seiner Prphezeiung also zwei alternative Zukunftsszenarien, aus denen sich auch zwei kontradiktorische Zielvorstellungen – der Sieg der Griechen oder Achills Überleben – ableiten lassen; im Ringen um die Zukunft sind die griechischen Verbündeten und Thêtis daher Kontrahenten.

Die Möglichkeit, Achill zurückzuholen und Thêtis' Pläne zu durchkreuzen erhalten die Griechen jedoch erst von einem zweiten Seher, dem Geister- und Götterbeschwörer Calcas, der ihnen das Wissen um Achills heimlichen Aufenthalt auf Scÿros und seine Verkleidung als Jungrau vermittelt.²⁴⁷ Achills Enttarnung und Rückführung nach Griechenland gestalten sich hingegen vergleichsweise unproblematisch, da er mit seinem *gebâr wilde* deutlich aus der Gruppe der Mädchen heraussticht:²⁴⁸ Insbesondere seine undiszipliniert umherschweifenden Blicke²⁴⁹ verraten Ulixes und Dîomêdes seine Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht, da sie unweigerlich an den Kriegsgeräten haften bleiben, die sie vor den Jungfrauen ausgebreitet haben, um Achill aus der Reserve zu locken.²⁵⁰

dô wart dem küenen knehte/ zuo dem gewaefen alsô nôt,/ daz er dar an sîn ougen bôt/ und sînes herzen willen./ man sach den helt ACHILLEN/ an daz gesmîde luogen dar,/ des dinges nam er

245 TK, V. 4599-5605.

246 TK, V. 4606-4611.

247 Vgl. TK, V. 27346-27381 sowie die Detailanalyse in Kap. 4.1.3, in der Calcas' Schlüsselfunktion für den Sieg der Griechen näher beleuchtet wird.

248 Vgl. TK, V. 27768-27775 sowie V. 28244-28251.

249 Vgl. zu den unterschiedlichen Normen, die hier für Frauen und Männer gelten, Ingrid Bennewitz: Der Körper der Dame. Zur Konstruktion von „Weiblichkeit“ in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: „Aufführung“ und „Schrift“ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Jan-Dirk Müller. Stuttgart/Weimar 1996 (Germanistische-Symposien-Berichtsbände; 17). S. 222-238, hier: S. 227; sowie zur Bedeutung, die der „Kontrolle des Blicks“ bei der höfischen Erziehung von Frauen zukam, Joachim Bumke: Höfischer Körper – Höfische Kultur. In: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Hrsg. v. Joachim Heinze. Frankfurt a. M./Leipzig 1994. S. 67-102, hier: S. 92 (Fußnote 71).

250 Um Achill zu überführen, lässt Ulixes seine Männer eine Art Handwerkermarkt aufbauen, auf dem sowohl typische Frauengeschenke wie Handschuhe, Spiegel und Bänder als auch Waffen, Helme und Schilde für Männer angeboten werden, vgl. TK, V. 28278-28309. Darüber hinaus redet er auf ihn ein, um ihn dazu zu bewegen, seine Tarnung aufzugeben: Ulixes berichtet Achill von seinem prophezeiten Heldenruhm vor Troja, ohne allerdings zu erwähnen, dass er dort auch sterben wird. Außerdem macht er ihm moralische Vorwürfe, weil er sich als Frau verkleiden ließ, vgl. TK, V. 28460-28468 sowie V. 28412-28415.

kleine war,/ des von den frouwen wart gegert:/ halsperge, lanzen unde swert,/ helm unde liechte
schilte/ besach der knappe milte/ mit flîzeclîchen ougen[.]²⁵¹

Wie von Ulixes intendiert, tragen die Waffen also maßgeblich dazu bei, dass Achill in die Rolle des kampfersessenen Kriegers zurückfindet. Denn durch das seinen ursprünglichen Lebenskontext repräsentierende Kriegsgerät überwindet Achill endlich die „Identitätskrise“, in der er sich seit seiner Entführung durch Thêtis befand. Als „Persönlichkeits“-attribute stehen diese Waffen nicht nur für seine „ureigenen“ (auf natürlicher Veranlagung sowie auf Erziehung fußenden) Ziel- und Zukunftsvorstellungen – „sîn herze [...] [ist] gewant/ ze nihte wan ze strîte“²⁵² – sondern spiegeln ihm auch die Inkompatibilität seines weiblichen Erscheinungsbildes und seiner männlichen *art*:²⁵³

als er hete erkennet/ die schilte glanz von golde fin/ und er gesach daz bilde sîn/ dar inne wider
glesten,/ dô wart zehant den gesten/ erzeiget sîn vil grimmer zorn,/ wan der juncherre
hôchgeborn/ gedâhte in sînem muote des:/ ‘bin ich der küene ACHILLES,/ den SCHÎRON
erzogen hât,/ wes trage ich denne wîbes wât/ und einer megede kleider?²⁵⁴

Durch diese Erkenntnis gerät Achill in einen Zustand äußerster Spannung, in dem es nur noch einer kleinen Provokation bedarf – Ulixes lässt ein Kriegshorn blasen – damit er aus der ihm aufgezwungenen Rolle ausbricht und nach den vor ihm ausgebreiteten Waffen greift.²⁵⁵ Denn diese Waffen liefern ihm letztlich nur den Anlass dafür, sich endgültig aus *dem stricke/ der frôuwelichen mâze*²⁵⁶ und damit auch aus dem Einflussbereich der *minne* und seiner Mutter zu befreien:

TROIE und des strîtes âventiur/ diu lâgen im ze herzen./ der sûezen minne smerzen/ und sîner
frouwen trûtschaft/ die liez der ritter ellenthaft/ ûz sînem muote slîfen,/ wan er begunde grîfen/
daz swert und daz gewaefen an/ vûr allez, daz er ie gewan/ von herzenlieben dîngen.²⁵⁷

Thêtis' Bemühungen, lenkend in Achills Zukunft einzugreifen sind damit endgültig gescheitert. Denn ihre Zukunftspläne sind weder mit den Zielvorgaben der finalen

251 TK, V. 28348-28359.

252 TK, V. 13642-13643.

253 Vgl. zur zentralen Bedeutung des Spiegelbildes für Achills Erkenntnisprozess auch Sieber: Konfusion der Geschlechter, S. 87.

254 TK, V. 28368-28379. Hier liegt also eine weitere Motivparallele zwischen Pârîs und Achill vor: Beide erkennen sie im Spiegelbild der Waffen sich selbst.

255 „ze kampfê stuont er dâ bereit,/ als ob er stürmen solte/ und iezent fehten wolte/ beid umbe lîp und umbe guot.“ (TK, V. 28566-28569) Die beiden Genderwechsel des Helden – vom Mann zur Frau und wieder zum Mann – erfolgen in einer Pendelbewegung von außen nach innen und zurück: Während Thêtis primär Einfluss darauf nahm, wie Achills männlicher Körper (*sexus*) be- und verkleidet wurde, aber nur unzureichende Kontrolle über seine Körpersprache und sein inneres Wertesystem besaß, sodass beides nie vollumfänglich seiner neuen, weiblichen Rolle gerecht wurde, erfolgt die Rückbesinnung auf seine wahre, männliche Identität nun zunächst auf gedanklicher und emotionaler Ebene, also innerlich, und wird erst dann, durch das Anlegen männlicher Kleidung und Waffen, äußerlich sichtbar.

256 TK, V. 28220-28221.

257 TK, V. 28580-28589.

Handlungsmotivierung, noch mit Achills eigenen, kausalen Motiven für seinen Wunsch, am Krieg teilzunehmen, kompatibel. Dass es ihr zeitweilig gelingt, ihren Sohn vor den Griechen zu verstecken, verdankt sie allein der *minne*, die im *Trojanerkrieg* allerdings einem Paradigma der Endlichkeit und Zufälligkeit unterliegt²⁵⁸ und die deshalb nicht das Fundament für einen langfristig stabilen, alternativen Lebensentwurf bilden kann. Ihr Entführungsplan schlägt daher auch fehl, weil er die Dominanz der *minne* über Achill als dauerhaft voraussetzt bzw. weil sie die zeitliche Ausdehnung des Kriegsgeschehens unterschätzt; die Zeitabläufe der zunächst parallel verlaufenden Liebes- und Kriegshandlung arbeiten sozusagen gegen sie. Aus Thêtis' Sicht führt Achills Aufenthalt auf Scÿros daher nur zu einer zu früh beendeten „Handlungsschleife“, die ihn – wenn auch zu einem späteren Zeitpunkt – genau dort wieder ankommen lässt, wo sie ihn abgeholt hatte: In der Welt des Kriegerturns.

2.2.6 Zur Semantik des Lebensalters

Nachdem die Jugendgeschichten von Pârîs und Achill von ihrer Geburt bis zur Übernahme der ihnen jeweils zugeordneten sozialen Rollen (als unglücksstiftender Königssohn bzw. siegreicher Krieger) nachverfolgt und im Kontext der Zukunftspläne ihrer Eltern Prîamus und Thêtis untersucht wurden, soll hier noch die Frage nach dem Verhältnis der übrigen Figuren zur linear voranschreitenden Handlungszeit gestellt werden.

Festzuhalten ist zunächst, dass das Vergehen der Zeit sich (mit Ausnahme von Achills Vater Pêleus) nicht an einem Reifungs- oder Alterungsprozess der Akteure ablesen lässt. Das an sich ist noch nichts Ungewöhnliches für Erzählungen mit einem heldenepischen Stoffkern, da sich die geschilderten Ereignisse immer auf einen festen Personenkreis beziehen, durch den sie sich in ihrem jeweiligen „historischen“ Kontext (d. h. in ihrem *heroic age*) verorten lassen:²⁵⁹ Eine Erzählung, die sich vor dem Hintergrund der Zerstörung Trojas und/oder ihrer Folgen abspielt, muss also auch in irgendeiner Weise die mit dieser Geschichte verbundenen Akteure (wie etwa Pârîs, Hector und Achill oder auch Ulixes, Êneas und Helenâ) einbeziehen, um sich an diesen Stoffkreis anlagern zu können. Typische Beispiele für dem Trojanischen Krieg als „Referenzgeschehen“ vor- oder nachgeordnete Erzählungen bilden z. B. die oben bereits analysierten Jugendgeschichten der späteren Kriegsakteure Pârîs und Achill oder auch die (im Roman-Torso nicht mehr thematisierten) Irrfahrten des Ulixes und die Flucht des Êneas nach der Zerstörung Trojas. Indem die

258 Vgl. Kap. 3.

259 Vgl. einführend etwa Brunner: *Geschichte der deutschen Literatur*, S. 130-131 sowie: RLW: *Heldendichtung* (Joachim Heinze).

Hauptakteure dieser Erweiterungserzählungen in unterschiedlichen Erzählkontexten wiederauftauchen, werden sie dem linearen Zeitfluss des Geschehens aber (weitestgehend) enthoben.

Aufschlussreicher als das Lebensalter der Figuren an sich sind daher die Attribute, die ihnen je nach Alter zugesprochen werden. In diesem Zusammenhang lässt sich feststellen, dass der *Trojanerkrieg* stark auf Figuren im jungen Erwachsenenalter (die *blüende jugent* der Akteure)²⁶⁰ ausgerichtet ist, auf die Zeit also, in der die Handlungsträger zu ihrer körperlichen und geistigen „Bestform“ gelangen: So sind Pârîs und Achill nicht nur die einzigen Helden, zu deren Heranwachsen der Roman etwas mitteilt, für sie wie für die wichtigsten anderen Figuren des Romans spielt das Voranschreiten der Zeit nach dem Eintritt ins Erwachsenenalter keine Rolle mehr, bis zum Abbruch des Roman-Torsos bleiben sie ewig jung und kampfbereit: Von Pârîs' und Menelâus' relativem Alter²⁶¹ ist beispielsweise nichts zu merken, als sie auf dem Schlachtfeld gegeneinander (und um Helenâ) kämpfen:

zerbrochen wart ietweder schaft/ nâch ritterlichem prîse/ und in der besten wîse,/ der man ûf
rehter joste gert./ dar nâch sô rouften si diu swert/ und sluogen ûf ein ander hin/ sô töbelîche, als
in der sin/ waer ûz der mâze wüetic.²⁶²

Am deutlichsten zu Tage tritt die Diskrepanz zwischen der vergehenden Handlungszeit und der „eingefrorenen“ Lebenszeit der Figuren jedoch, wenn man die beiden Kontrahenten Hector und Pêleus miteinander vergleicht: Beim Zweikampf gegen den unerfahrenen, *jungen betschelîer* Pêleus ist auch Hector noch so jung, dass ihn sein Vater Prîamus eindringlich darum bittet, nicht gegen ihn anzutreten.²⁶³ Ihrem Alter nach sind die beiden Helden also vergleichbar, wie Pêleus selbst feststellt: „ich bin ein junger betschelîer/ und hân gefohten selten,/ [...] ouch ist er selbe [Hector] noch ein kint, der kempfen hie nâch prîse wil,/ dâ von ist mir des niht ze vil,/ daz ich mit im ze strîte kome.“²⁶⁴

Eine Heldengeneration später treffen auf dem Schlachtfeld jedoch Hector und Pêleus' Sohn Achill als ebenbürtige Gegner aufeinander.²⁶⁵ Während Pêleus zwischenzeitlich

260 Ulixes etwa beschreibt Hector als „ein[en] man von blüender jugent“ (TK, V. 26992), bevor er sich auf die Suche nach einem ebenbürtigen Gegner für ihn, d. h. nach dem eigentlich deutlich jüngeren Achill, begibt.

261 Als Menelâus' Frau Helenâ Pârîs von Vênus versprochen wird, ist dieser bereits ein junger Mann, zu ihrer Entführung kommt es jedoch erst als mit Achill eine neue Heldengeneration herangewachsen ist. Nichtsdestotrotz wird Pârîs im Kampf gegen Menelâus als „der edele junge“ (TK, V. 34626) beschrieben.

262 TK, V. 34546-34553.

263 „er [Prîamus] dûht in ze junc dar zuo,/ daz er sô schiere und alsô fruo/ vür manigen solte strîten,/ dâ von er bî den zîten/ bat sêre unde tiure/ den jungelinc gehiure,/ daz er sîn fehten lieze stân,/ [...] ern hete niht an krefte/ und an jâren noch die tugent,/ daz er dâ strite in blüender jugent/ vür alsô manigen hâhen man. (TK, V. 3561-3573)

264 TK, V. 3638-3647.

265 Vgl. zur „zuordnenden Gegenüberstellung“ von Hector und Achill in Konrads *Trojanerkrieg* Knapp: Hector und Achill, S. 7.

vergreist ist, sodass seine Töchter ihn mit Hilfe eines Verjüngungszaubers von seinen Altersleiden befreien wollen,²⁶⁶ wird Hector nach wie vor als *junger degen*²⁶⁷ mit überragender Kampfkraft beschrieben,²⁶⁸ der in seinen beiden Zweikämpfen gegen (den eigentlich deutlich jüngeren) Achill nur deshalb nicht als Sieger vom Platz geht, weil Thêtis ihn als Kind unverwundbar gemacht hatte.²⁶⁹ Hector darf als „ein slüzzel unde ein rigel/ manheite und aller tugende wert“²⁷⁰ also nicht altern, denn seine körperliche Stärke macht einen maßgeblichen Teil der ihm zugedachten Rolle eines makellosen Helden aus. Der intrigante Pêlus muss hingegen vergreisen, damit Mêdêa sich an Jâsons Stelle durch ihren vorgetäuschten Verjüngungszauber an ihm rächen und Jâson sie während ihrer Abwesenheit verlassen kann.²⁷¹ Das relative Alter der Figuren richtet sich daher nicht nach einem vom Geschehen unabhängigen, gleichmäßig voranschreitenden Zeitentwurf, sondern nach ihrer jeweiligen Handlungsrolle bzw. nach den Notwendigkeiten ihres jeweiligen Handlungskontexts.²⁷²

Beim erweiterten Blick auf die heroischen Figuren, die vom Ideal der *blüenden jugent* abweichen, bestätigt sich dieser Befund: Hectors Großvater, der greise Lâmedon,²⁷³ trägt in seinem Altersstarrsinn etwa nicht nur maßgeblich zum Ausbruch des ersten Krieges zwischen Griechen und Trojanern bei,²⁷⁴ auch sein späterer Tod im Kampf wird mit seinem hohen Alter begründet: „nû wâren alliu sîniu lider/ gekrenket von der jâre zale/ sô faste,

266 Vgl. ihre Bitte an die Zauberin Mêdêa: „ûzerweltiu frouwe guot/ [...] kêrent an uns iuvern gunst/ und iuwer liste manicfalt/ alsô daz unser vater alt/ wird ouch von iu gejunget hie“ (TK, V. 10947-10955)

267 Vgl. TK, V. 31183. Auch Pfennig bemerkt, dass Hector sich „erheblich besser gehalten hat als sein ursprünglich gleichaltriger Kontrahent Peleus“, beleuchtet diese Tatsache jedoch nicht vor dem Hintergrund der Figurenkonzeption, sondern in Hinblick „auf die Problematik der Einheit des Werkes“, vgl. Pfennig: *erniuwen*, S. 82-84.

268 „HECTOR [...] sluoc ûf in [Achill] sîn edel swert/ sô sêre und alsô dicke/ daz keines dunres blicke/ nie brâhten alsô liechten schîn/ als ûz dem stahelwerke sîn/ der glanz des wilden fiures stoup.“ (TK, V. 31190-31197)

269 Vgl. TK, V. 31168-31203 und V. 39626-39629.

Nicht unerwähnt bleiben soll allerdings, dass Hector im Kampf gegen seinen jüngeren Cousin Ajax so sehr in Bedrängnis gerät, dass er den Kampf unterbricht, um nach seiner Herkunft zu fragen, vgl. TK, V. 37330-37366. Dadurch entsteht der Eindruck, Hector kämpfte gegen eine jüngere bzw. „bessere“ Version seiner selbst: „swaz HECTOR ie bî sînen tagen/ von strîte grimmer nôt getruoc/ daz dûhte in allez kleine gnuoc/ und ein gefüege sache/ gên disem ungemache/ daz im sîn junger nefe brou./ der helt ûf in sô faste blou/ mit frecher hende lobesam./ daz er daz wunder nie vernam/ von keime jungelinge.“ (TK, V. 37294-37303)

270 TK, V. 31190-31191.

271 Stoffgeschichtlich lässt sich das Altern des Pêlus durch die (bereits in Benôits *Romane de Troie* enthaltene) Verschmelzung zweier antiker Figuren – von Achills Vater Peleus und Jasons Onkel Pelias – erklären, vgl. Pfennig: *erniuwen*, S. 80-81.

272 Vgl. zu diesem „Nebeneinander und Ineinander verschiedener Zeitrechnungen“ Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 82.

273 „LÂMEDON was gar/ von alter worden swaere/ noch mohte wunnebaere/ niht belîben unde frô./ wan in verdrôz des alles dô./ daz kurzwile heizet.“ (TK, V. 6956-6961)

274 Lâmedon lässt die friedlich rastenden Griechen aus Troja vertreiben und weckt dadurch erst ihren Zorn, vgl. Kap. 4.1.1.

daz er ûf dem wale/ niht langer mohte sich gewern.“²⁷⁵ Auf der anderen Seite kann auch die betonte Jugend des trojanischen Helden Trôilus – „under allen sînen [Prîamus'] kinden/ was er der jungest, als ich las“²⁷⁶ – als indirekte Begründung für seinen Mangel an Weitsicht gelesen werden. Denn Trôilus ist es, der die Trojaner, „rôt under sînen ougen/ [...] von zorne bitter“²⁷⁷, dazu überredet, Helenâ entgegen aller Warnungen ihrer Gelehrten aus Griechenland zu entführen. Die gravierenden strategischen Fehlentscheidungen, die innerhalb der trojanischen Königsfamilie fallen und beide Kriege gegen die Griechen (mit-)begründen, lassen sich vor diesem Hintergrund u. a. auf den Altersstarrsinn und die jugendliche Unbesonnenheit der Entscheidungsträger zurückführen, ihr jeweiliges Alter hat also Anteil an ihrer Konzeption als defizitäre Figuren.

Die Ausrichtung des *Trojanerkriegs* auf ein überwiegend junges Figureninventar lässt sich allerdings nicht allein durch die große Bedeutung, die der titelstiftenden Kriegsthematik und damit auch der physischen Bewährung im heroischen Kampf zukommt, erklären. Hinzu tritt die Affinität der *minne* zur Jugend: Die Liebe und das durch sie ausgelöste libidinöse Begehren nehmen in Konrads Roman den zweischneidigen Status eines natürlichen Vorrechts oder Zwangs der gerade erst erwachsenen Figuren ein:

er [Pârîs] tet, alsam die jungen tuont,/ die von natûre sint der art,/ daz in sô liebes nie niht wart,/ sô fröude ist und wunnespil./ der witze enahent si niht vil/ und sint nâch guote niht verdâht./ [...] ouch twanc in daz gemeine reht/ und sîn spilndiu kintheit./ daz ir [Vênus] sîn helfe wart bereit/ und der dienest sîn bekant.²⁷⁸

Pârîs bleibt daher über das gesamte Romangeschehen hinweg jung und attraktiv²⁷⁹ und dasselbe gilt auch für die topische Schönheit seiner Geliebten: Denn obgleich er bei seinem Liebesgeständnis selbst auf die große Zeitspanne („vor mangem jâre“)²⁸⁰ hinweist, die zwischen dem Einsetzen seiner Liebe zu Helenâ und ihrer ersten Begegnung verstrichen ist, gewinnt Helenâ selbst nicht an Jahren dazu.²⁸¹

ich bin durch iuch, erweltez kint./ gestrichen her in disen kreiz./ daz schuof diu minne und ir geheiz./ diu mich gewîset hât dar an./ daz ich geruowen niht enkan/ von seneclicher swaere./ [...] ich finde reiner iuwer leben/ dann iuwer lop in alle wîs./ sô lûter was niht iuwer prîs/ als iuwer lîp und iuwer jugent, vil groezer ist noch iuwer tugent./ denn iuwer name waere.²⁸²

275 TK, V. 12790-12793.

276 TK, V. 19118-19119.

277 TK, V. 19128-19128.

278 TK, V. 2718-2753.

279 Vgl. zur Jugend des Pârîs TK, V. 2870, 3133, 3237, 19224, 19518, 19548, 34626 (u.v.m.). Zu seiner herausragenden Schönheit als junger Hirte z. B. TK, V. 3006-3051, und bei seiner ersten Begegnung mit Helenâ viele Jahre später TK, V. 20334-20351.

280 TK, V. 21024.

281 Vgl. zu Konrads geschicktem Umgang mit diesen zeitlichen Unstimmigkeiten Cormeau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept, S. 309.

282 TK, V. 21066-21085. (Hervorhebungen C. K.)

Letztlich lässt sich dieser Befund jedoch auf das gesamte weibliche Figureninventar ausweiten, denn Frauen existieren im *Trojanerkrieg* nur innerhalb des Funktionszusammenhangs, den sie als „Zielobjekte“ für die männlichen Protagonisten besitzen, d. h. sie sind in erster Linie (potentielle) Sexualpartnerinnen, Ehefrauen und Mütter; vom Heranwachsen der Töchter wird hingegen nichts berichtet und es sprechen auch keine weisen Greisinnen. Im Vergleich zu den männlichen Figuren verfügen die Frauen also über einen deutlich engeren zeitlichen Rahmen, in dem von ihrem Leben erzählt wird. Das Fehlen von jüngeren oder älteren Frauen verweist so auf ihre marginalisierte Stellung im Roman, selbst wenn sie sich als Gelehrte, Zauberinnen, Feen oder Göttinnen von ganz normalen Frauen (wie z. B. Dîanîra oder Dêdamîe) abheben. Einzig Mêdêa besitzt aufgrund ihres magisch erweiterten Handlungsspielraums eine „eigene“ Geschichte und damit auch eine eigene Zeitachse, auf der sie jedoch genauso wenig altert wie die männlichen Protagonisten in ihren jeweiligen Geschehenszusammenhängen. Denn statt von einem Alterungsprozess erzählt ihre Geschichte davon, wie sich die Auswirkungen der Magie im Laufe der Zeit vom Positiven ins Negative verkehren.

Allerdings ist für die meisten männlichen Figuren, die sich als gelehrte Nebenfiguren auf ihre geistigen Kräfte fokussieren, festzustellen, dass sie, mit Ausnahme von Prîamus' erwachsenem Sohn Helenus,²⁸³ nicht nur als besonders *weise* und *zuverlässig* beschrieben werden, sondern sich auch durch ihr hohes Alter auszeichnen: Das gilt für den hundertjährigen trojanischen Wahrsager Eufebius²⁸⁴ und den alten Griechen Calcas²⁸⁵ genauso wie für den außerhalb der höfischen Gesellschaft stehenden, ehemaligen Meerergott Prôtheus.²⁸⁶ Sie alle blicken auf ein langes Leben zurück und verfügen über einen entsprechend großen Erfahrungsschatz, der mit zu ihrer Gelehrsamkeit beiträgt. Während das Greisenalter für die Krieger also einen Makel darstellt, zeichnet es viele der Gelehrten gerade aus, da es indirekt ihre außerordentliche Weisheit mitbegründet.²⁸⁷

283 Helenus wird u. a. als „junger wîssage“ und (V. 18990) „wîse[r] jungelinc“ (TK, V. 18990 u. 18992) beschrieben.

284 Eufebius' Sohn Pantus berichtet den Trojanern vor der Entführung Helenâs von der Unheilsprophezeiung seines Vaters und bringt dessen biblisches Alter in Verbindung mit seiner Weisheit: „jô het ich einen vater balt,/ der wart wol hundert jâre alt,/ ê daz er tôt gelaege./ man seit mir, daz er pflaege/ witz unde grôzer wîsheit,/ an in was rîlich kunst geleit,/ daz er beschouwen dicke liez./ [...] er kunde wol erkennen/ daz niuwe und ouch daz firne[.]“ (TK, V. 19247-19257)

285 „CALCAS [...] was/ ein alter lâchenaere,/ der manic wildez maere/ mit sîner gougelwîse erfuor[.]“ (TK, V. 24209-24213)

286 „[Prôtheus] was alt und firne./ [...] vil sanfte gie der grîse,/ über sîne krucken lîse/ leint er sich [...] und sprach mit wîsem munde[.]“ (TK, V. 4503-4554)

287 Figuren, die körperliche und geistige Stärke in sich vereinen, kommen nur am Rande vor. Zu nennen wäre hier etwa der *alte* bzw. *grîse kîene helt* Nestor (vgl. TK, V. 23818 u. 37875), der, „tugenthaft/ des lîbes und der sinne“ (V. 11526-11529 (Hervorhebungen C. K.)), eine Mischform aus Krieger und Berater darstellt. Erwähnenswert erscheint zudem der „unmâzen alt[e]“ Kentaur Schîron (TK, V. 5930), der als Heldenerzieher sowohl

Festzuhalten ist also, dass das Vergehen der Zeit (*fast*) keinen Einfluss auf das körperliche Erscheinungsbild und das Verhalten der wichtigsten Handlungsträger nimmt: Während im Roman Jahre vergehen, altern sie nicht. Auf diese Weise geraten sie zu *Figurentypen*, zu Exempeln der durch sie verkörperten Eigenschaften und allgemeingültigen Verhaltensweisen; ihr Handeln gerinnt zu Momentaufnahmen einer zyklisch wiederkehrenden Handlungskonstellation. Insofern spielt das Alter der Figuren für ihre Charakterisierung nur eine sehr begrenzte Rolle. Hier stehen andere Attribute im Vordergrund, die allenfalls indirekt einen Hinweis auf das Alter der Akteure geben: Wer tapfer, ausdauernd und stark oder auch herausragend schön ist, befindet sich meist auch in der Blüte seines Lebens.

2.3 Ergebnisse

Prîamus und Thêtis wird durch Prophezeiungen ein exklusives Sonderwissen über die Zukunft zur Verfügung gestellt, das sie zum Anlass nehmen, eine alternative Zukunft anzustreben. Ecubâs Unheilstraum und Prôtheus' Prophezeiung motivieren diese Interventionsversuche also von vorne bzw. kausal. Am Gang der Handlung wird jedoch ersichtlich, dass der Gestaltungsspielraum der Figuren durch dieses Zusatzwissen nicht wirklich erweitert wird.²⁸⁸ Sie interpretieren dieses Wissen zwar im Sinne einer offenen, d. h. kontingenten, Zukunftsvorstellung, doch tatsächlich erhalten sie damit lediglich Informationen über zukünftige Ereignisse, die außerhalb ihres persönlichen Gestaltungsspielraums liegen, siegen die Umstände über ihre Intentionen.²⁸⁹ Prîamus und Thêtis schreiben sich selbst also einen größeren Einfluss auf das Geschehen zu, als sie tatsächlich besitzen. Entsprechend scheitern auch all ihre Versuche, die Zukunft ihrer Kinder umzuschreiben, mehr noch, beim Versuch, lenkend in die Kausalzusammenhänge der Geschichte einzugreifen, führen sie das ihnen drohende Unheil letztlich mit herbei: Prîamus, indem er seinen totgeglaubten Sohn wieder in die trojanische Königsfamilie integriert; Thêtis, indem sie Achill zu Schîron bringt, von dem er zum wichtigsten Krieger der Griechen ausgebildet und so im Kampf um Troja unersetzlich wird.

Die Zukunft der Figuren wird innerhalb des Handlungszusammenhangs der Jugendgeschichten daher nicht von diesen selbst, sondern von einer regelrechten Gemengelage an Einflussfaktoren bestimmt: Pârîs' Jugendgeschichte etwa lässt sich einerseits auf verschiedene, den menschlichen Akteuren übergeordnete Mächte zurückführen, die den

geistige als auch körperliche Stärke in sich vereint: „er kunde swert beid unde schilt/ gebrûchen baz denn alle man,/ [...] und was er doch sô tugenthaft,/ daz er wist übel unde guot,/ bescheiden was sîn frecher muot/ ze hofelichen dingen:/ rotten, harpfen, singen/ und aller hande zabelspil,/ daz kunde er unde treip sîn vil.“ (TK, V. 5866-5976)

288 Zu diesem Schluss gelangt auch Lienert: Konrad *TK*, S. 395.

289 Vgl. Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 145.

Handlungsrahmen abstecken, innerhalb dessen sie sich bewegen: Gott wendet die Tötung des Säuglings ab, das Glück und der Zufall lassen den Hirten genau zur richtigen Zeit am trojanischen Königshof auftauchen, um Pâris' Ermordung durch Hector zu verhindern, und die natürliche Zuneigung zwischen Vater und Sohn zwingt Prîamus später zur Aussöhnung mit Pâris. Hinzu kommen Pâris' angeborene Eigenschaften (seine *art* bzw. *natûre*), sein edelmütiger Gerechtigkeitsinn und seine alle Figuren für sich einnehmende Schönheit, die für ihn wie für sein Umfeld ebenfalls unveränderlich sind. Andererseits verweisen die Entscheidungen, die die Figuren aus eigenen Überzeugungen treffen – etwa die moralisch vorbildliche Befehlsverweigerung der Knechte und die uneigennütige Sorge des Hirten um Pâris, aber auch Prîamus' Entschluss, sich mit Pâris nach der Bekanntgabe seiner wahren Identität auszusöhnen – darauf, dass auch die Menschen am Geschehensverlauf mitwirken. Allerdings scheint ihr Mitspracherecht dabei durch die Vorgaben der ihnen übergeordneten Notwendigkeiten begrenzt.²⁹⁰

Ähnlich wie Pâris' Gerechtigkeitsinn ergeben sich auch Achills zentrale Eigenschaften, seine Tapferkeit und Kampffertigkeit, aus dem Zusammenspiel von *art* und Erziehung. Insofern erweist sich Achills Erziehung durch Schîron für Thêtis als Fehler, da erst sie die vollständige Ausbildung seiner Anlagen ermöglicht. Doch auch an ihrem Versuch, diesen Fehler zu korrigieren, indem sie Achill nach Scÿros entführt, zeigt sich, dass der Handlungsspielraum des Menschen von äußeren Notwendigkeiten eingeschränkt wird. Die Kontrolle über den Handlungsverlauf obliegt in Achills Fall jedoch nicht dem Willen Gottes oder den Schicksalsmächten, sondern der *minne*: Nur, weil sie ihn zeitweilig vollständig übermannt, gelingt der von Thêtis intendierte Genderwechsel – nachdem Dêîdamîe überwältigt ist, verfliegt ihr Einfluss jedoch, sodass Achills kriegerische Charakteranlagen wieder hervorbrechen. Für beide Jugendgeschichten gilt daher, dass die Zukunft der Kinder für die Elternfiguren nicht planbar ist. All ihre Interventionsversuche stellen letztlich nur „abgewiesene Alternativen“ zum tatsächlichen Geschehensverlauf dar, die die Ausweglosigkeit der Situation vorführen. An ihnen wird exemplarisch die Eigendynamik der fatalen Prozesse vorgeführt, für die die Figuren als Subjekte der Handlung nicht alleine verantwortlich zu machen sind.

Die Unausweichlichkeit ihrer Zukunft stellt für Pâris und Achill indes kein Problem dar, denn ihre angeborene *art* stimmt mit den ihnen zugedachten Handlungsrollen überein: Bei Achill laufen Anlage und Ausbildung offensichtlich auf dasselbe Ziel hinaus, er will und

290 Zu diesem Schluss kommt auch Friedrich: „Im Spannungsfeld von Freiheit und Notwendigkeit wird der Spielraum des Menschen zugunsten der Demonstration providentieller Macht relativiert.“ (Friedrich: Diskurs und Narration, S. 113, vgl. zudem S. 110 u. 120) Vgl. zudem Lienert: Konrad TK, S. 402.

soll der beste Krieger aller Zeiten werden. Doch auch Pârîs' unstandesgemäße Kindheit unter Hirten steht nur vordergründig im Gegensatz zu seiner adeligen *art*, da sein Ziehvater ein Musterbeispiel an Tugendhaftigkeit darstellt. Ihm steht mit Prîamus ein *ungerechter* Herrscher gegenüber, der sich – selbst dem eigenen Kind gegenüber – brutal und unbarmherzig zeigt, sodass es hier zumindest in moralischer Hinsicht zu einer Umkehr der Ständehierarchie kommt.

Doch obwohl sich Pârîs und Achill in vielem ähneln – beide wachsen ohne Kontakt zu ihren Familien auf und spielen eine Schlüsselrolle bei der späteren Zerstörung Trojas – unterscheiden sie sich auch in zentralen Punkten voneinander: Denn während der eine in seinem unstillbaren Kriegshunger nicht um *übel unde guot* weiß, ist gerade dies die Stärke des anderen, solange er beim Hirten zum idealen Richter heranwächst.²⁹¹ Und während beide gleichermaßen vom körperlichen Verlangen nach ihren Geliebten überwältigt werden, besitzt die *minne auf lange Sicht* unterschiedlich großen Einfluss auf sie: Achills Beziehung zu Dêdamîe stellt in seinem Heldenleben lediglich eine mehr oder minder kurze „Episode“ dar, Pârîs hingegen verliert nach seiner Begegnung mit Vênus seinen Gerechtigkeitssinn und wird nur noch vom Wunsch nach Helenâ angetrieben. In seinem Fall führt also erst die *minne* zu seiner Fixierung auf eine rein persönliche Zielvorstellung.

So gesehen lassen sich Pârîs und Achill dann doch wieder in der destruktiven Maßlosigkeit ihrer jeweiligen „Primärinteressen“ vergleichen, seien sie nun libidinöser oder aggressiver Natur, die darüber hinaus auch den Verbindungspunkt zu den anderen beiden Teilkapiteln dieser Arbeit bilden, die die *minne*- und *strît*-Thematik behandeln. Von diesen Themenbereichen zu unterscheiden sind die Jugendgeschichten der beiden Helden allerdings insofern, als ihre Eltern Prîamus und Thêtis als heimliche Protagonisten des Geschehens die *ferne* Zukunft im Blick haben, wenn sie versuchen, die prädestinierten Lebensläufe ihrer Söhne zu verändern, wohingegen das Streben der Figuren nach *minne* und/oder *râche* immer auf ein (mehr oder weniger) *unmittelbares* Ziel ausgerichtet ist.

291 Vgl. Friedrich: Diskurs und Narration, S. 119.

3 *Minne* und Zukunftswissen

Der Handlungsablauf aller Liebesbeziehungen des *Trojanerkriegs* folgt einem eng mit der Glücksradvorstellung verbundenen Schema, das sich vornehmlich am männlichen Protagonisten orientiert:²⁹²

- 1.) Ein Held wird *plötzlich* von der Liebe zu einer schönen Jungfrau überwältigt. (Zustandswechsel A)
- 2.) Er gewinnt sie für sich und schwört ihr *ewige* Treue. (Freude/Höhepunkt)
- 3.) Der Held verlässt seine Geliebte mehr oder minder *plötzlich*. (Zustandswechsel B)
- 4.) Als letzte, *dauerhafte* Konsequenz zieht der Treuebruch des Helden seinen Tod nach sich. (Leid/Tiefpunkt)²⁹³

In zeitlicher Hinsicht kennzeichnend ist für das Wirken der *minne* einerseits ihre Unvorhersehbarkeit: Wie eine ihnen von außen auferlegte „Bürde“ überkommt sie die Figuren *zufällig*, d. h. ohne dass sie dies hätten antizipieren können,²⁹⁴ und ergreift vollständig von ihnen Besitz, sodass die Liebenden fortan all ihr Streben auf die Befriedigung ihres Begehrens ausrichten – alternative Handlungsziele spielen bei der Zukunftsplanung keine Rolle mehr. Stattdessen versuchen sie, ihr Liebesglück durch Treueschwüre über die Gegenwart hinaus zu „konservieren“ bzw. dem Fluss der Zeit zu entheben. An dieser Stelle konfliktieren die Handlungsabsichten der Figuren allerdings mit dem Ablaufschema der *minne*, denn dieses zeichnet sich andererseits auch durch ihre *unstaetekeit* aus:²⁹⁵ Irgendwann „zwingt“ die Liebe die Figuren zur Neuausrichtung ihres Begehrens. Von daher können sie nicht wissen, wie lange ihre Paarbeziehungen von Bestand sein werden – sicher

292 Ähnlich Kokott, der bei der Beschreibung des von ihm als „bestrafte Minneverfehlung“ umschriebenen Handlungsschemas allerdings dessen zeitliche Aspekte unberücksichtigt lässt: „Ein Held geht ein Liebesverhältnis mit einer Frau ein, der er Treue schwört, die er (in einigen Fällen) sogar heiratet, die er dann aber mit einer anderen Frau betrügt, weshalb er seine erste Frau/Geliebte zuweilen auch verläßt; wegen dieser Untreue kommt er um.“ (Kokott: Konrad von Würzburg, S. 279) Vgl. zum Ablaufschema der *minne* außerdem Seus: Heilsgeschichten, S. 172-175; Pfennig: *erniuwen*, S. 110-120; sowie Lienert: Antikenromane, S. 131-132.

293 Bedingt durch den Fragmentcharakter des *Trojanerkriegs* wird der Tod von Pâris und Achill nicht mehr aus-erzählt. Mit Blick auf die Stoffgeschichte ist er allerdings erwartbar, vgl. Kokott: Konrad von Würzburg, S. 279, sowie Pfennig: *erniuwen*, S. 117-120.

Andere punktuelle Abweichungen von diesem Ablaufschema durchbrechen es nicht wirklich, sondern sind eher als „ornamentale Variationen“ zu verstehen: So ist etwa Mèdêâ die treibende Kraft hinter ihrer Verbindung zu Jâson, was jedoch nichts daran ändert, dass dieser sie später verlässt. Helenâ wiederum wird nicht von Pâris verlassen, doch beide kündigen sie für einander ihre Beziehungen zu ihren einstigen Partnern Menelâus bzw. Egenoê auf. In ihrem Falle ist der obligatorische Treuebruch also vorgezogen.

294 Vgl. Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 154.

295 Vgl. den Exkurs des Erzählers zur *unstaetekeit* der *minne*, die den Menschen ins Verderben stürze: „daz schuof der minne unstaetekeit,/ die gnuoge wenken lêret/ und si dar under kêret/ in endelösen smerzen./ si wirt vil manigem herzen/ ein falscher leitesterne./ minn ist sô niuwegeerne./ daz ir vertâner fürwiz/ durch ganze liebe manigem sliz/ kan zeren unde brechen./ si ensolte niht versprechen/ daz firne durch daz niuwe./ wan er mit leides riuwe/ sîn liebe vil ofte mischet./ der alte minne erfrischet/ und si durch sîne unstaetikeit/ an guoten friunden nider leit.“ (TK, V. 11228-11244)

ist allein, dass sie endlich sind. Die Liebe folgt in Konrads Roman also einem Paradigma der Zufälligkeit und Unbeständigkeit.²⁹⁶

3.1 Der Streit der Göttinnen

Als erster greifbarer Ausgangspunkt sowie mythologisches Vorspiel des handlungstragenden Konflikts zwischen Griechen und Trojanern und damit als Schlüsselszene für das Verständnis des ganzen Romans soll hier ein Streit zwischen den Göttinnen Jûnô, Pallas Athene und Vênus²⁹⁷ analysiert werden, da sich dieser auch als eine theoretische Abhandlung über das unkalkulierbare Wirken der *minne* und ihre Vorrangstellung im Leben der Menschen lesen lässt. Diskutiert werden bei diesem Streit also die unvergänglichen Konstanten, die dem Menschen bei der Ausgestaltung seiner durch den Tod als Endpunkt begrenzten (Lebens-)Zeit Orientierung bieten.

Während die antiken Götter an anderen Stellen des Romans durch eine euhemeristische Interpretation in das christliche Weltbild des Autors und seiner mal. Rezipienten eingeordnet werden – „si wâren liute, als ir nû sît“²⁹⁸ – treten die drei Göttinnen hier als allegorische Repräsentatinnen überzeitlicher Werte und Zielvorstellungen in Erscheinung,²⁹⁹ die miteinander konkurrieren.³⁰⁰

296 Ähnlich Lienert, die als „Konstanten der Minne“ ihre „Unausweichlichkeit“ und ihre „Ambivalenz“ nennt (Lienert: Helena, S. 416-417). Vgl. zudem Kellner, für die „Untreue, Betrug, Wankelmut [...] die eigentlichen Ingredienzen der Minne“ darstellen (Kellner: Konrads TK, S. 105-106).

297 Die griechischen und römischen Namen der Göttinnen (Aphrodite, Hera und (Pallas) Athene bzw. Vênus, Jûnô und Minerva) werden hier vermischt.

298 TK, V. 860. Dem Erzähler zufolge handelt es sich bei diesen Figuren also nicht um „echte“ Gottheiten, sondern um zauberkundige Menschen, die sich mit Hilfe der Magie als Götter tarnen, um dadurch ihre Machtposition abzusichern, vgl. TK, V. 858-899. In dieser Lesart sind sie also nichts weiter als Betrüger.

299 Sowohl mit der „historisierende[n] Deutung“ der mythischen Gottheiten im Euhemerismus als auch mit der „moralisierenden Allegorese“ bedient sich Konrad zweier gängiger Verfahren, vgl. RAC Bd. XXV: Mythos (Christine Schmitz, Francesco Zanella u. Susanne Heydasch-Lehmann). Vgl. zudem Pfennig: *erniuwen*, S. 162-178; Lienert: Geschichte und Erzählen, S. 42; Wolfgang Monecke: Studien zur epischen Technik Konrads von Würzburg. Das Erzählprinzip der „wildekeit“. Stuttgart 1968 (Germanistische Abhandlungen; 24), S. 137-138 sowie Seus: Heilsgeschichten, S. 147-155.

300 Insofern zeugt das Götterbild des *Trojanerkriegs* zwar von Konrads pragmatischem Umgang mit dem antiken Sagenstoff, der maßgeblich vom jeweiligen Erzählkontext bestimmt wird (vgl. zur Mythosadaptation im Mittelalter allgem. RAC Bd. XXV: Mythos (Schmitz/Zanella/Heydasch-Lehmann), Sp. 472). Es entbehrt dadurch jedoch einer theologisch-kohärenten Deutungsperspektive und führt so nur zur naheliegenden Erkenntnis, dass der Einfluss der antiken Götter die Zukunft der menschlichen Figuren – neben vielen anderen Faktoren – mitbestimmt (vgl. Corneau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept, S. 310).

Jûnô, Pallas Athene und Vênus zanken sich auf der Hochzeitsfeier von Thêtis und Pêleus um einen kostbaren Prunkapfel³⁰¹, den Discordiâ, die Göttin des *kriec, nît unde haz*³⁰², unbemerkt auf das Fest schmuggelt, da Jûpiter sie als einzige Angehörige des Götteradels nicht dazu eingeladen hat.³⁰³ Auf dem Apfel ist zu lesen, dass er der schönsten Frau auf dem Fest gebühre,³⁰⁴ und wie Discordiâ es erwartet hatte, beansprucht jede der drei Göttinnen diesen Titel für sich:³⁰⁵ „dô vür si was gefallen/ der apfel und er wart gelesen,/ dô wânde ir ieglichiu wesen/ diu beste zuo der hôchgezît.“³⁰⁶ Als oberstem Gott kommt Jûpiter die Funktion des Streitschlichters und Entscheiders zu, was für ihn in diesem Fall jedoch höchst problematisch ist, da er allen drei Göttinnen durch enge Verwandtschaft (und in Jûnôs Falle auch noch durch ein Ehegelöbnis) zu Loyalität verpflichtet ist.³⁰⁷ Discordiâ rächt sich also für die durch ihn erfahrene Kränkung, indem sie Jûpiter dazu zwingt, zwei ihm besonders nahestehende weibliche Figuren ebenfalls zu kränken.

Ihr Racheplan verleiht dem Streit der Göttinnen daher nicht nur eine nachvollziehbare Kausalmotivation, er zeugt auch davon, dass die Figuren, einschließlich ihres höchsten

301 Insbes. in rezenten Arbeiten zum *Trojanerkrieg* wurde dem Apfel der Discordiâ viel Aufmerksamkeit zuteil. Gemeinhin wird er nicht nur als einer der Auslöser für den handlungstragenden Konflikt zwischen Griechen und Trojanern, sondern auch als ein diesen Konflikt repräsentierendes „Dingsymbol“ bzw. als eine *mise en abyme* des Gesamttexts interpretiert, vgl. Christoph Huber: Der Apfel der Discordia. Funktion und Dinglichkeit in der Mythographie und im *Trojanerkrieg* Konrads von Würzburg. In: Dingkulturen. Hrsg. v. Anna Mühlherr u. a. Berlin/Boston 2016 (Literatur, Theorie, Geschichte; 9). S. 110-126; Kellner: Konrads *TK*, S. 108-113; Esther Laufer: Die Materialität der Sprache und die Sprachlichkeit des Materials in Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg*. In: *Variations* 17 (2008). S. 101-111; Müller: *schîn* und Verwandtes, S. 300-301; Armin Schulz: Das Goldene Vlies und das mythische Außerhalb des Höfischen. Narrative Spekulationen über das Andere von Minne und Aventure in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘. In: *Unorte. Spielarten einer verlorenen Verortung. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Hrsg. v. Matthias Däumer, Annette Gerok-Reiter u. Friedemann Kreuder. Bielefeld 2014 (Mainzer historische Kulturwissenschaften; 3). S. 291-310, hier: S. 294-295; Seus: Heilsgeschichten, S. 162-166; vgl. zudem schon Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 1.

302 *TK*, V. 1384.

303 Vgl. *TK*, V. 1290-1293 sowie V. 1352-1357.

304 Auf dem Prunkapfel steht geschrieben: „,swelch frouwe sî noch hiute/ diu schoenste ûf disem feste,/ sô daz an ir kein breste,/ noch kein wandel werde schîn,/ der eigen sol der apfel sîn/ noch anders keines wîbes./ ir muotes und ir lîbes/ muoz si wesen ûzerwelt/ und für die besten sîn gezelt,/ diu von der hôchgezîte spil/ mit ir den apfel fûeren wil.“ (*TK*, V. 1454-1464)

305 Dies tun sie mit einigem Recht, denn bis zum Auftauchen des Apfels wird zwischen ihnen kein qualitativer Unterschied gemacht: Jûnô, Pallas Athene und Vênus erscheinen den Hochzeitsgästen über alle Maße schön und mächtig, in ihrer Vollkommenheit sind sie scheinbar gleichrangig, vgl. *TK*, V. 1188-1231.

Für Bleumer zeugt ihre anfängliche Gleichrangigkeit davon, dass die „Zuteilung des Apfels [sich] in der Rede der Göttinnen nicht im einzelnen argumentativ begründen“ lasse. (Hartmut Bleumer: *Zwischen Wort und Bild*. In: *Zwischen Wort und Bild. Wahrnehmungen und Deutungen im Mittelalter*. Hrsg. v. Hartmut Bleumer. Köln 2010. S. 109-156, hier: S. 121-123) M. E. wird der Vorrang der Vênus vor Pallas Athene und Jûnô hier jedoch sehr wohl ersichtlich, etwa an den Exempelfiguren, die von der Liebesgöttin (aber auch von ihren Konkurrentinnen!) zum Beweis der ((un-)glückstiftenden) Macht der *minne* angeführt werden. Bleumer setzt sich mit den Argumenten der Göttinnen jedoch überhaupt nicht auseinander, seine Analyse zielt allein auf die Vergleichbarkeit des optisch nicht zu bestimmenden Prunkapfels der Discordiâ mit der Entscheidungssituation beim Pârisurteil ab.

306 *TK*, V. 1534-1537.

307 Vgl. *TK*, V. 1598-1607.

heidnischen Gottes bzw. des Vorstehers der höfischen Festgesellschaft, nicht dazu in der Lage sind, die Konsequenzen ihres Handelns in der Zukunft zu überblicken. Denn indem Jûpiter *Discordiâ* vom Fest ausschließt, um die durch sie verkörperte Streitsucht von dort fernzuhalten, erreicht er das genaue Gegenteil.

So gesehen verweist die Tatsache, dass es der unerwünschten Göttin der *Zwietracht* gelingt, das idyllische Fest in einen verbalen (und später echten) Kriegsschauplatz zu verwandeln, auch auf die destruktive Kehrseite der, auf die ruhmvolle Bewährung im kämpferischen Wettstreit ausgerichteten, höfischen Gesellschaft.³⁰⁸ Denn wenn man Jûpiter und *Discordiâ* allegorisch, d. h. als Verkörperungen von Prinzipien, begreift,

ergibt [es] sich, dass die *hübescheit* (936), die durch Jupiter repräsentiert [...] [und] begründet sein soll,³⁰⁹ gleichsam in ihrem Entstehen schon als Schattenseite mit sich bringt, was sie auszuschließen nicht vermocht hat: den Agon, jedoch nicht als offenen, wie er von Mars verkörpert wird, sondern den verdeckten, wie er durch [...] *Discordia* zum Ausdruck gebracht wird, der als Negativform im *kriec* bzw. in der totalen Zerstörung endet.³¹⁰

Verfolgt man hingegen eine den Objektstatus der einzelnen Akteure betonende Lesart auf das Romangeschehen, dann steht die für die übrigen Figuren unsichtbare,³¹¹ allein in dieser Szene auftretende Göttin der *Zwietracht* ganz allgemein für eine ihnen übergeordnete, negative Schicksalsmacht, die auf das Leben von Göttern und Menschen Einfluss nimmt, ohne dass sie diesen als Einflussgröße bewusst wäre:³¹² Denn keiner der Hochzeitsgäste überblickt zu diesem Zeitpunkt den größeren Rahmen des Geschehens und damit die Bedeutung, die dem von *Discordiâ* verursachten Streit der Göttinnen als einem der Auslöser des späteren Zerstörungskrieges zukommt: „si wolte kriege briuwen/ und alsô bitterlîche nôt,/ daz manger sît gelaeye tôt.“³¹³

Den ihm unmittelbar drohenden Zorn der beiden abgewiesenen Konkurrentinnen sieht Jûpiter hingegen klar voraus. Daher überantwortet er den Schiedsspruch über Jûnô, Pallas

308 Vgl. Seus: Heilsgeschichten, S. 157, sowie Harald Haferland: Höfische Interaktion. Interpretationen zur höfischen Epik und Didaktik um 1200. München 1989 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur; 10), S. 179.

309 Der Erzähler beschreibt Jûpiter explizit als den „ursprinc/ aller stolzen hübescheit“ (TK, V. 934-935).

310 Seus: Heilsgeschichten, S. 160.

311 *Discordiâ* kann sich mit Hilfe eines Zauberrings unsichtbar unter den Hochzeitsgästen bewegen, vgl. TK, V. 1302-1317. Vgl. zur symbolträchtigen Bedeutung des Ringes auch Seus: Heilsgeschichten, S. 158.

312 Seus erkennt zwar, dass diese Szene „überdeterminiert“ ist, zieht daraus jedoch keine Konsequenzen für den Gestaltungsspielraum der von *Discordiâs* Intrige betroffenen Figuren (Seus: Heilsgeschichten, S. 158, vgl. zudem S. 171 in Bezug auf die Mehrfachmotivierung des späteren Parisurteils).

313 TK, V. 1294-1296. Vgl. zudem die Aussage des Wahrsagers Prôtheus: „sich hât zuo dirre hôchgezt/ ein kriece erhaben und ein zorn“ (V. 4594-4595). *Discordiâs* Hass begründet also auch den Hass der anderen Figuren. Über dieses, letztlich tautologische Verfahren zur Geschehensmotivierung wird im *Trojanerkrieg* gleich zu Anfang der Bogen zum nicht mehr fertiggestellten Ende des Romans gespannt.

Athene und Vênus dem für seinen Gerechtigkeitssinn³¹⁴ bekannten Hirten Pârîs.³¹⁵ Alle drei Göttinnen versuchen, ihren Schiedsrichter von sich zu überzeugen, indem sie die durch sie personifizierten „Güter“ und den praktischen Nutzen, den nicht sie, sondern die Menschen daraus ziehen können, hervorheben: Jûnô verkörpert den Reichtum, Athene die Weisheit und Vênus die Liebe.³¹⁶ In diesem Sinne steht jede von ihnen für ein überzeitliches Ideal, dem die Sterblichen entgegenstreben können, wenn sie versuchen, ihre Zukunft aktiv zu gestalten, und jede von ihnen möchte Pârîs davon überzeugen, dass das durch sie verkörperte Ziel das wichtigste und allein seligmachende sei.

Zunächst stehen sich die Göttinnen des Reichtums und der Weisheit mit kontradiktorischen Argumenten gegenüber, die jeweils darauf abzielen, die Abhängigkeit bzw. Minorität der jeweils anderen zu belegen.³¹⁷ Im Unterschied zu Jûnô versteht es Athene jedoch, die Vorzüge der Weisheit auch *auf lange Sicht*, d. h. unter Berücksichtigung potentieller, zukünftiger Veränderungen, anzupreisen: Einerseits mache sie den Menschen von materiellen Gütern unabhängig, da sie dazu befähige, sich letztere immer wieder neu anzueignen, andererseits könne „geistiges Vermögen“ – einmal erworben – nicht mehr verloren gehen: „witz ist ein hort, der niht enkan/ geroubet werden, noch verstoln:/ [...] der wîse mit dem liste sîn/ gewinnet wol êr unde guot,/ ob er die gülte sîn vertuot,/ er kan wol ander gelt bejagen[.]“³¹⁸ Anders als aus flüchtigen Reichtümern ziehe der Mensch aus seinem Wissen also lebenslangen Nutzen. Auf diese überzeitliche Vorrangstellung der Weisheit zielt denn auch Athenes Verweis darauf, dass Gott als Schöpfer aller Dinge *weise* vorgehe, ab.³¹⁹ Sie, die die Weisheit verkörpert, ist folglich Schöpfungsinstrument und

314 Vgl. TK, V. 1616-1621.

315 Pârîs' Festteilnahme lässt sich jedoch auch final begründen, denn sie bildet eine der wichtigsten Voraussetzungen für die spätere Erfüllung von Ecubâs Unheilstram: Hier wird er wieder zu einem Teil der trojanischen Hofgesellschaft, hier gerät er in den Einflussbereich der *minne* und verliebt sich in die (selbst nicht anwesende) Griechin Helena, für die er die Zerstörung Trojas später billigend in Kauf nimmt.

316 Konrad verbleibt bei der Zuschreibung ihrer „göttlichen Gaben“ in der Tradition der christlichen Mythenallegorese, vgl. Lienert: Antikenromane, S. 16.

317 Jûnô, die Frau des Gastgebers, ergreift als erste das Wort und argumentiert Athene gegenüber, dass der Reichtum, dem sie befiehlt, jedem Menschen zu Macht und Ansehen verhelfe, unabhängig davon, wie klug er sei. Darüber hinaus stehe die von ihrer Rivalin Athene verschenkte Weisheit in Abhängigkeit zum Reichtum, da sie letzten Endes nur darauf abziele, den durch sie verkörperten Wohlstand zu erlangen, vgl. TK, V. 1994-2005. Athene entgegnet daraufhin, dass es im Gegenteil der Weisheit bedürfe, um die von Jûnô angepriesenen Reichtümer nicht wieder einzubüßen, vgl. TK, V. 2034-2037.

318 TK, V. 2052-2063.

319 Das Mittelalter erbe von der Antike eine Denktradition, die in der vermeintlichen „Ordnung der Natur“ den Beleg für eine dieser Ordnung übergeordnete „Vernunft“ sehen wollte: „Wenn in der Natur alles zweckmäßig eingerichtet ist, zeigt dies, daß die weise Providenz alles leitet. Für die Stoiker war dies nur ein anderer Ausdruck dafür, daß die Natur, die insgesamt materiell ist, durchgängig rational ist; bei christlichen Autoren diente das Argument dazu, dem als Person gedachten Gott Weisheit attestieren zu können.“ (Flasch: Das philosophische Denken, S. 112)

Lebensspenderin, ihr verdankt jedes Geschöpf seine Existenz und nach ihr zu streben bedeutet letztlich, nach Gott, nach der *ewigen* Quelle des Lebens, zu suchen.

daz ertrîch und der himel dort/ mit künsten wurden ûfgeleit./ si mahte gotes wîsheit/ und allez,
daz in beiden ist./ [...] ze himel und ûf erden/ witz unde reiniu wîsheit/ die krône ûf allen êren
treit.³²⁰

Dem hat Jûnô nichts entgegenzusetzen – im Grunde scheidet sie hier bereits als ernstzunehmende Konkurrentin um den Schönheitspreis aus –, sodass Vênus die Gelegenheit ergreift, um ihre beiden Rivalinnen gemeinsam anzugreifen, indem sie behauptet, die *minne* mache sich beides, materiellen und geistigen Reichtum, für ihre Zwecke zu eigen.³²¹ Denn vollkommenes Glück sei *zu allen Zeiten* nur durch die Liebe zu erlangen; es werde durch sie begründet, durch sie erworben und sei auch immer auf sie ausgerichtet:

ir wizzent wol, daz minne/ brechen muoz vür alliu dinc:/ minne ist der fröuden ursprinc/ und ir mittel und ir ort/ si drücket aller künste hort/ und alles guotes houbetschaz./ ir dienet âne widersaz/ arm unde rîch, wîs unde tump[.]³²²

Ihren Vorrang vor Jûnô und Pallas Athene exemplifiziert Vênus anhand von Beispielen aus dem alten Testament: Schon so reiche, weise und mächtige Männer wie König David, sein Sohn Salomon oder der starke Samson sind ihr unterlegen gewesen. Besonders ausgiebig brüstet sie sich jedoch mit dem Einfluss, den sie auf den Urvater aller Menschen, Âdâm, hatte, und den sie dadurch zur (Erb-)Sünde verführte. Wie die Weisheit beeinflusst folglich auch die *minne* als überzeitliche Konstante das Leben der Menschen, gehört sie zum Menschsein selbst.

ÂDÂM von gotes hende wart/ gebildet und gemachet./ doch het in sô geswachet/ diu minne schiere und ir gebot./ daz er begunde wider got/ sô frefellichen werben./ daz al sîn künne sterben/ muoste durch die schulde sîn./ jô zittert vor dem zorne mîn/ vil manges herzen arke[.]³²³

Im Unterschied zu Athene reiht Vênus ihre guten und schlechten Taten jedoch ohne moralisches Schuldbewusstsein aneinander, um mit ihnen ihre Macht über die Menschen zu belegen. Dabei schreckt sie auch nicht davor zurück, sich bewusst als Antagonistin Gottes in Szene zu setzen, denn der Liebesgöttin zufolge hat Gott die Menschen zwar erschaffen, doch nimmt er nicht alleine auf sie Einfluss. *Diu minne* [...] *und ir gebot*³²⁴ treten so an die Stelle des Teufels, der die Menschen in Gestalt der Schlange zur Erbsünde verführte. In

320 TK, V. 2082-2094.

321 Tatsächlich wird Eros/Amor jedoch schon in der Antike nachgesagt, dass er nach Geld und Reichtum giere – wodurch seine Liebe potentiell käuflich wird, vgl. etwa die *Argonautica* des Apollonios von Rhodos, in der Aphrodite (Kypris) ihren Sohn Eros mit einem kostbaren Ball dazu überreden kann, in Medeia die Liebe zu Iason zu wecken (Apollonios von Rhodos: *Fahrt der Argonauten*, 3. Buch, V. 129-160, S. 200-203).

322 TK, V. 2116-2123. (Hervorhebungen C. K.)

323 TK, V. 2172-2181.

324 TK, V. 2175.

auffälligem Kontrast dazu steht wiederum Athene, die Gottes Schöpfung als ein Produkt seiner Weisheit versteht und sich dadurch selbst zum Werkzeug Gottes bei der Erschaffung der Welt erklärt.³²⁵ Weisheit und Liebe stehen sich hier also wie gut und böse gegenüber. Dieser ethische Antagonismus durchzieht das ganze Romangeschehen, da die Figuren immer wieder zwischen ihren (letztlich zerstörerischen) *minne*-Gefühlen und rationalen Bedenken hin- und hergerissen sind.³²⁶ Entsprechend verlagern Jûnô und Athene ihre Angriffe gegen Vênus nun auf die Ebene der Moral, indem sie ihr vorwerfen, sie verschenke ihre Gunst willkürlich, unabhängig davon, ob ein Mensch sie sich verdient habe oder nicht³²⁷ und schade damit insbesondere den treu Liebenden.³²⁸ Für Jûnô und Athene besteht das größte „moralische Verbrechen“ der *minne* daher darin, dass sich ihr Wankelmüt ausgerechnet dort zeigt, wo sie auf Beständigkeit trifft: „swaz minne wandels ie begienc,/ daz sol man ahten kleine/ biz an die schulde aleine,/ daz si getriuwen herzen/ des grimmen tôdes smerzen/ ze jungest gît ze lône.“³²⁹

Vênus begegnet diesen Anschuldigungen mit verschiedenen Argumenten: Zunächst kontert sie den Vorwurf der Willkür und der Unbeständigkeit damit, dass auch sie nicht wisse, wann das Glück sich gegen einen Menschen wende und sich Freude in Leid verkehre, denn das liege in der Hand Fortûnas, deren Glücksrad sich unentwegt drehe und dadurch die Zukunft der Menschen bestimme.

nieman sô rehte wîse wart,/ der wizzen müge dise lûne,/ wan im ir heil FORTÛNE/ zuo sîgen lâzen welle./ des kan vor ungefelle/ lützel ieman sich bewarn,/ waz mac diu minne, ob ir daz garn/ des ungelückes wirt geleit?/ unheiles netze ist alze breit,/ daz gnuogen wirt gestellet,/ ob einer dar in fellet,/ der herzeclicher liebe pflegt/ und er dar inne tôt geligt,/ dâ wirt diu minne unschuldic an./ dem si vil hôher wunne gan,/ der fellet lihte in arebeit,/ wie mac sie denne sîniu leit/ erwenden mit ir stiure?³³⁰

Sie bestreitet also nicht die Zufälligkeit und Endlichkeit der Liebe, lehnt mit dem Verweis auf Fortûna jedoch jede Verantwortung für das daraus resultierende Unglück der Menschen ab. Denn das Wirken beider Göttinnen ist zeitlich klar voneinander abgegrenzt: Vênus als Urheberin der *minne* löst diese in den Sterblichen aus und handelt dabei streng gegenwartsbezogen. Während also das Wirken der *minne* im Allgemeinen zum

325 Vgl. zum Antagonismus zwischen Vênus und Pallas Athene auch Seus: Heilsgeschichten, S. 169-170.

326 Erinnert sei hier etwa an Médêas inneren Zwiespalt, bevor sie sich Jâson hingibt, an die Beratungen der Trojaner vor Pârîs' Aufbruch nach Citarea und an Helenâs abwägende Haltung im Gespräch mit Pârîs.

327 „diu minne hât unstaeten muot/ und ist sô wandelbaere,/ daz ir daz wirt unmaere,/ daz ir gewesen ist vil zart:/ si triuuet dicke unedel art,/ der si dâ solte sîn gehaz,/ und nidert eteswenne daz,/ dem si von schulden waere holt./ die minne dû niht loben solt,/ wan si gar lützel triuwe hât.“ (TK, V. 2240-2249)

328 Der Erzähler spielt auf die Willkür und Unbeständigkeit der *minne* bereits bei der Vorstellung der Liebesgöttin an: „VÊNUS, diu mit ir zoume/ die minne kêret, swar si wil,/ diu kam zer hôchgezîte spil/ schön unde werdeclichen ouch.“ (TK, V. 1050-1053 (Hervorhebungen C. K.))

329 TK, V. 2322-2327.

330 TK, V. 2356-2373.

Menschsein gehört und damit von „zeitloser“ Bedeutung ist, nimmt sie auf das Leben der einzelnen Figuren nur punktuellen Einfluss. Fortuna wiederum kommt die Aufgabe zu, über die Zukunft der Liebenden zu entscheiden und dabei hält sie sowohl positive als auch negative Erfahrungen für sie bereit, worauf das Rad der Fortuna auch bildlich verweist: Freude und Leid, Vereinigungen und Trennungen wechseln einander ab.

‘ez ist iu beiden wol bekant,/ frô PALLAS und frô JÛNE,/ daz allenthalp FORTÛNE/ vor ungelücke schirmet niht./ wer mac vor leider ungeschicht/ behüeten sich die lenge?/ der saelden aneenge/ belibet niht an einer stat./ jô walzet ir GELÛCKES rat/ vil staetecliche ûf unde nider,/ her unde hin, dan unde wider/ loufet ez spät unde fruo./ dar umb enhoeret niht dar zuo./daz man gefäre sîner art.³³¹

Wenig später gibt Vênus allerdings zu, dass der beständige Wechsel von Freude und Leid auch in ihrem Sinne sei. Denn *liebe* und *sêr* bedingen sich gegenseitig, indem sie nur in Abgrenzung zueinander erfahrbar sind.³³² Das *Liebesglück* des Menschen ist also immer vor dem Hintergrund zuvor erfahrener und/oder zukünftiger *Liebesschmerzen* zu begreifen und damit notwendigerweise endlich: „swem nie von minne wê geschach,/ dem wart nie von ir rehte wol.“³³³

Schlussendlich heißt das, dass Vênus die Verantwortung für das Leiden der Menschen nicht übernehmen möchte, es jedoch funktional, als notwendigen Bestandteil der *minne* gutheißt. Ihren beiden Rechtfertigungsstrategien gemein ist ferner, dass das Leiden, sei es im Wesen der Fortûna oder in seiner Notwendigkeit für jede Erfahrung der Freude, als eine Art „Lebensgesetz“ behandelt wird, dem der Mensch sich nicht entziehen kann. Genauso sicher ist es allerdings auch, dass dieses Leiden zeitlich begrenzt ist, denn allein die Dialektik von Freude und Schmerz und das stete Drehen des Glücksrads überdauern die Zeit.

Zuletzt wehrt sich Vênus gegen den Vorwurf der Sittenlosigkeit. Ihr zufolge gehören Liebe und Tugend untrennbar zusammen, da die *minne* von den Liebenden Treue einfordere:

331 TK, V. 2342-2355.

Vgl. zu diesem Gedanken Boethius: „Du meinst, das Glück habe sich dir gegenüber gewandelt: du irrst! Dies sind immer seine Sitten, dies ist seine Natur. Es hat vielmehr gerade in seiner Veränderlichkeit dir gegenüber seine ihm eigentümliche Beständigkeit bewahrt. [...] Du hast dich dem Regiment der Fortuna anvertraut. Nun mußt du den Sitten der Herrin gehorchen. Du versuchst den Schwung des rollenden Rades aufzuhalten? Aber, törichtester aller Sterblichen, wenn sie anfängt zu beharren, hört sie auf, Zufall zu sein.“ („Tu fortunam putas erga te esse mutatam: erras. Hi semper eius mores sunt, ista natura. Servavit circa te propriam potius in ipsa sui mutabilitate constantiam. [...] Furtunae te regendum dedisti: dominae moribus oportet obtemperes. Tu vero volventis rotae impetum retinere conaris? At, omnium mortalium stolidissime, si manere incipit, fors esse desistit.“) (Boethius: *Consolatio philosophiae*, Buch II, S. 44-47)

332 Der Erzähler unterstützt Vênus' Argumentation an anderer Stelle, wenn er voraussagt, Helenâ werde nicht nur wegen ihrer unübertroffenen Schönheit, sondern auch wegen des grausamen Krieges, der um sie ausgefochten wurde, bis ans Ende aller Zeiten verehrt, vgl. TK, V. 20282-20287 sowie Lienert: Helena, S. 410 u. 414-415.

333 TK, V. 2392-2393.

„ir site ist sô getân,/ daz si den triuweblôzen/ ir fröude wil verstôzen/ und vil hôher süezekeit.“³³⁴ Diese Forderung steht allerdings im Widerspruch zur unvermeidbaren Vergänglichkeit der Liebe und lässt sich am ehesten dadurch erklären, dass hier aus zwei unterschiedlichen Perspektiven auf das Problem der Treulosigkeit geschaut wird: Während Vênus zunächst die *minne*, d. h. sich selbst, als Akteurin in den Vordergrund stellte, verlagert sie den Fokus nun auf die liebenden Figuren als Handlungsträger und nutzt deren vermeintliche Treulosigkeit dazu, sich als „Hüterin der Moral“ zu stilisieren. Der hier vollzogene Wechsel vom Objekt- zum Subjektstatus der Figuren zielt also auf die moralische Entlastung der *minne* ab: „swâ falscher lîp mit sîner trüge/ die minne waenet effen,/ dâ muoz der schade treffen/ in selber und die minne niht[.]“³³⁵ Insgesamt bietet Vênus also drei alternative Rechtfertigungsstrategien für das Liebesleid der Figuren an: Zunächst verweist sie auf den Einfluss des Schicksals, dem auch sie unterworfen sei, danach gibt sie zu bedenken, dass Freude und Leid unweigerlich zur *minne* dazugehörten und schließlich behauptet sie, dass das Leid der Liebenden ihrer eigenen Wankelmütigkeit entspränge.

Und tatsächlich sprechen u. a. Hercules' und Jâsons grausame Tode dafür, dass die Figuren für ihre Treuebrüche bestraft werden, dass in Verbindung mit der *minne* (auch) ein Prinzip der „ausgleichenden Gerechtigkeit“ waltet,³³⁶ das die Verantwortung der Figuren für ihr eigenes Schicksal voraussetzt. Andererseits wird die *minne* überall dort, wo der Erzähler die Liebenden von moralischen Vorwürfen zu entlasten sucht, zur hauptverantwortlichen Akteurin des Geschehens. Wem ist nun also die Treulosigkeit der Figuren anzulasten? Zumindest für Vênus ist es unstrittig, dass die Ehrbarkeit der *minne* durch das

334 TK, V. 2430-2433.

335 TK, V. 2438-2441. In vergleichbarer Weise zielen auch die Versuche des Erzählers, Pâris' Entscheidung für die Liebe zu rechtfertigen, auf einen „moralischen Freispruch“ ab, indem sie ihm seine Wahlfreiheit absprechen (vgl. Lienert: Geschichte und Erzählen, S. 47): Ihm zufolge *zwingt* Vênus ihn nämlich dazu, sich für die *minne* zu entscheiden. Auf diesen Gedanken zielt denn auch das vom Erzähler angeführte *gemeine reht*, eine Art „natürliches Vorrecht der *minne*“, ab: Statt als Person wird die *minne* hier als „Naturgesetz“ beschrieben, das sich durch Pâris' *blüende jugent* (TK, V. 2715) noch verstärkte: VÊNUS geschuof und ir geheiz/ daz wunder an im tougen,/ daz er muost âne lougen/ nâch hôher minne siechen./ daz HELENÂ von KRIECHEN/ geheizen im ze lône was,/ des nam er an sich unde las/ den willen und die sinne./ daz er gestuont der minne/ alsam ir eigenlicher kneht./ ouch twanc in daz gemeine reht/ und sîn spilndiu kintheit,/ daz ir sîn helfe wart bereit/ und der dienest sîn bekant. (TK, V. 2740-2753) So wird er als *eigenlicher kneht* der *minne* zumindest partiell von der Schuld am späteren Untergang der Trojaner freigesprochen, obwohl seine Zukunfts- und Zielvorstellungen von nun an gänzlich von der Suche nach Helenâ bestimmt werden.

336 Hasebrink spricht in diesem Zusammenhang vom Muster der „Bestrafung des Ehebruchs“ (Burkhard Hasebrink: Rache als Geste. Medea im „Trojanerkrieg“ Konrads von Würzburg. In: Literarische Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters. Festschrift für Volker Mertens zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Matthias Meyer u. Hans-Jochen Schiewer. Tübingen 2002. S.209-230), das m. E. aber nur einen Teil der vergleichbaren Fälle erklärt. Der die Handlung des Streits der Göttinnen initiiierende Racheplan der *Discordiâ* funktioniert z. B. auch nach dem „Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit“, hat aber nichts mit Liebe zu tun. Eng verbunden mit diesem Prinzip ist die im Roman ebenfalls vertretene Vorstellung von der Zusammengehörigkeit von Freude und Leid (s. o.), da sich auch hier zwei antagonistische Konzepte gegenüberstehen, die sich immer wieder gegenseitig ausgleichen.

Fehlverhalten der Menschen nicht herabgesetzt werden kann. Stattdessen degradiert sie ihrerseits Weisheit und Reichtum zu Hilfsmitteln des Liebesbetrugs,³³⁷ um sich damit auch moralisch als die „beste“ aller Göttinnen in Szene zu setzen.

waz hilfet den guot oder kunst,/ der muotes niht ûf minne treit?/ minne aller dinge sūezekheit/ mit frōuden ūbergūetet,/ minne alle tugende brūetet/ sam sīniu kindelīn daz huon./ wer künde tugentlichen tuon./ ob man niht minne pflaege?/ nieman sich hōhe waege/ ûf ēre und ûf der triuwen hort./ ob minne, daz vil reine wort,/ niht waere z'allen stunden/ ze herzen im gebunden.³³⁸

Pârîs wiederum bestätigt ihre theoretischen Ausführungen über die Macht der *minne*, indem er sich, nachdem Vênus ihm Helenâ als Belohnung für ihren Sieg in Aussicht gestellt hat,³³⁹ für die Liebe als größte Glücksspenderin entscheidet:³⁴⁰ „PÂRÎS besitzen/ enwolte weder schaz noch kunst,/ ze frōuden kêrte er sīnen gunst/ und ûf die minne hōchgemuot,/ diu vūr wīsheit und vūr guot/ durchliuhtic in sīn herze gleiz.“³⁴¹ Sein Richterspruch stellt damit einen programmatischen Verweis auf die Vorrangstellung der *minne* in allen Liebesgeschichten des Romans dar. Und auch die in den Vorwürfen und Rechtfertigungsversuchen der Göttinnen thematisierten „Gesetzmäßigkeiten“ der Liebe werden durch das Geschehen des *Trojanerkriegs* illustriert: Ihren theoretischen Ausführungen entsprechend ist das Wirken der *minne* für die Figuren nicht vorhersehbar. Zwar müssen sie mit der Endlichkeit ihrer eigenen sowie der ihnen entgegengebrachten Liebesgefühle rechnen, doch *wann genau* dieses Ende in der Zukunft eintreten wird, wissen sie nicht.

Stattdessen ist ihr *minne*-Glück ganz auf die Gegenwart ausgerichtet; Pârîs' etwa erfährt von Vênus nicht, *wie lange* ihm die Liebe Helenas vergönnt sein wird: „dīn muot erfüllet ûf ein ort/ wirt an der getriuwen [Helenâ]./ ich loese dich von riuwen/ und ûz senender arebeit,/ des nim ze pfande mīnen eit/ und die vil hōhen saelde mīn.“³⁴² Stattdessen verweist die von ihr in Aussicht gestellte *saelde* auf ihre enge Verbindung zu Fortuna. Das Glück ist jedoch anfällig für Veränderungen. Für die Liebenden bedeutet dies, dass es für

337 Vgl. TK, V. 2514-2517.

338 TK, V. 2538-2550.

339 „HELÈNE von der KRIECHEN lant./ diu schoener ist vil denn alliu wīp./ diu muoz ir leben unde ir līp/ an dich mit flīze kêren./ ist, daz ich hie mit êren/ die sigenunft gewinne.“ (TK, V. 2654-2659) Jûnô und Pallas Athene versprechen ihm hingegen Reichtum bzw. Weisheit, vgl. TK, V. 2610-2613 u. V. 2618-2621.

340 Ihm zufolge sei das Liebesglück von geistigen und materiellen Reichtümern unabhängig, während diese in ihrem Dienste stünden: „diu minne mit ir lêre/ machet mangan hōchgemuot,/ den weder wīsheit noch daz guot/ kan frōudenrīch gemachen./ minn ist vor allen sachen/ gewirdet und getiuret./ swen ir genāde stiuret,/ der hāt den wunsch ûf erden./ witz unde guot muoz werden/ durch der minne lōn verzert[.]“ (TK, V. 2774-2783) Im Einklang mit dieser Begründung triumphiert Vênus wenig später auch über Jûnô und Athene, nachdem sie Pârîs' angeborenen Adel durch eine vornehme Garderobe zum Vorschein gebracht hat: „ich hab in dar zuo schiere brāht./ daz sīn armuot ist worden kranc/ und er ân iuwer zweier danc/ muoz den hort besitzen/ von rīchtuom und von witzen.“ (TK, V. 3178-3182)

341 TK, V. 2734-2739.

342 TK, V. 4466-4471.

sie – solange die Zeit existiert – kein „statisches“ (Liebes-)Glück, sondern nur ein ewiges Auf und Ab der Gefühle geben kann. So gesehen bestätigt das Romangeschehen also auch Athenes und Jûnôs Vorwurf der mangelnden Moral der *minne*, denn sie „verführt“ die Figuren immer wieder zur Treulosigkeit ihren Geliebten gegenüber. Die geschilderten Ereignisse geben den beiden Verliererinnen also dahingehend Recht, dass Vênus zwar die *mâchtigste*, doch nicht die im moralischen Sinne *beste* Göttin ist. „Sicherheit“ in Bezug auf die Zukunft besitzen die Figuren eigentlich nur dahingehend, dass sie davon ausgehen müssen, immer wieder von Veränderungen betroffen zu sein. Das Wechselspiel von Freude und Leid verrät daher, dass die Begriffe *minne* und *saelde* bzw. *Vênus* und *Fortuna* im *Trojanerkrieg* über weite Strecken gegeneinander austauschbar sind – beide verkörpern sie Mächte, die die Zukunft der Figuren von „außen“ (mit)bestimmen und ihr eine gewisse Unberechenbarkeit verleihen, sodass die Handlungsträger des Romans keine volle Kontrolle über die Auswirkungen ihres Tuns erlangen können. Die Willkür von Liebe und Fortuna steht einem Wissen über die Zukunft diametral entgegen.

Exkurs: Liebe oder Vernunft bei Thomas von Aquin und Johannes Duns Scotus
Wie dargelegt, diskutieren die Göttinnen bei ihrem Streit letztlich die Frage nach der rechten Zielsetzung für das Leben der Menschen. Interessanterweise wird etwa zu der Zeit, als auch Konrads *Trojanerkrieg* entsteht, unter Theologen eine ähnlich gelagerte Diskussion über die Frage, welches der richtige Weg zu Gott sei, geführt. Auch hier stehen „Verstand“ und „Liebe“ für zwei gegensätzliche Positionen,³⁴³ zu deren exemplarischen Vertretern u. a. der Dominikaner Thomas von Aquin (1224/5-1274) und der Franziskaner Johannes Duns Scotus (1265?-1308) zählen.³⁴⁴

343 Das dritte der allegorischen Güter, der von Jûnô verkörperte Reichtum, spielt in diesem Kontext keine Rolle. Die Möglichkeit, materielle Reichtümer im Sinne Gottes einzusetzen, wird jedoch z. B. im *guoten Gêrhart* des Rudolf v. Ems diskutiert: Der *guote koufman* Gêrhart tritt hier als Exempel dafür auf, dass sich das Streben nach Reichtum – „swâ ich gewinnen kan,/ dâ tuon ich gar swaz iemen tuot/ umbe reht gewonnen guot.“ (Rudolf von Ems: Gêrhart, V. 1512-1514) – mit einem gottgefälligen Leben, das von der Hoffnung auf himmlische Erlösung bestimmt wird, vereinbaren lässt: „wol mich daz mir daz guot ie wart,/ dâ mit ich iuwer arbeit/ vertriben mac und iuwer leit./ nû wil ich mit mîner habe/ iuwer nôt iu koufen abe,/ und bitte got daz er mich wer/swes ich dran ze lône ger[.]“ (Rudolf von Ems: Gêrhart, V. 2356-2362)

344 Vgl. zur Konkurrenz zwischen diesen beiden im 13. Jh. entstandenen Bettelorden Uta Störmer-Caysa: Einführung in die mittelalterliche Mystik. Stuttgart 2004 (RUB; 17646), S. 108.

Aristoteles folgend,³⁴⁵ besitzt das Streben nach Wissen für Thomas eine für alle Menschen zentrale Bedeutung. Er sieht darin *die* „grundlegende Dimension des Menschseins“³⁴⁶ überhaupt, d. h. er definiert den Menschen über seinen Intellekt bzw. über sein Erkenntnisstreben³⁴⁷ und grenzt ihn damit z. B. von reinen „Sinnenwesen“ wie den „vernunftlosen Tieren“³⁴⁸ ab:

Wo sich eine höhere Tätigkeit eines Lebewesens findet, dort findet sich eine höhere Art des Lebens, die dieser Tätigkeit entspricht. Bei den Pflanzen findet sich nämlich eine sich allein auf die Ernährung erstreckende Tätigkeit. Bei den Sinnenwesen aber findet sich eine höhere Tätigkeit, nämlich Sinneswahrnehmung und Ortsbewegung: Daher lebt auch das Sinnenwesen in einer höheren Art des Lebens. Im Menschen aber findet sich eine noch höhere auf das Leben sich erstreckende Tätigkeit als im Sinnenwesen: geistige Erkenntnis nämlich. Also muß der Mensch eine höhere Seele haben, durch die er lebt, als die sinnliche Seele. Keine Seele aber ist höher als der Verstand. Also ist der Verstand die Seele des Menschen und folglich dessen Form.³⁴⁹

Darüber hinaus versteht er den wissbegierigen Verstand als das dem Menschen angebrachte „Vehikel“, um sich der Erkenntnis seines göttlichen Schöpfers³⁵⁰ über einen Prozess der geistigen Verähnlichung anzunähern,³⁵¹ denn „im Erkennen gleicht sich ja der Verstand

345 Vgl. den Eröffnungssatz der *Metaphysik* des Aristoteles: „Alle Menschen streben von Natur nach Wissen.“ (Aristoteles: *Metaphysik*, S. 3) Zur genaueren Abgrenzung des Menschen gegenüber Pflanzen und Tieren: Aristoteles: *Über die Seele*, insbes. Buch III; zur sich seit dem 12. Jahrhundert intensivierenden Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Schriften aus dem griechischen, arabisch-persischen und hebräischen Sprachraum Mechthild Dreyer u. Mary Beth Ingham: *Johannes Duns Scotus zur Einführung*. Hamburg 2003, S. 7-8.

346 Jan Adrianus Aertsen: *Thomas von Aquin. Alle Menschen verlangen von Natur nach Wissen*. In: *Philosophen des Mittelalters. Eine Einführung*. Hrsg. v. Theo Kobusch. Darmstadt 2000. S. 186-201, hier: S. 187.

347 Verstand und Erkenntnisvermögen sind für Thomas im Prinzip das Gleiche: „Was nämlich Verstand hat, das ist erkennend. Erkannt wird aber das, dessen Erkenntnisbild mit dem Verstande vereinigt wird. [...] Klar ist aber, daß wir im eigentlichen Sinne und mit Recht sagen, daß der Mensch erkennt. [...] Der Mensch ist aber durch den Verstand als Erkenntniskraft erkennend.“ („Habens enim intellectum est intelligens. Intelligitur autem id cuius species intelligibilis intellectui unitur. [...] Planum autem est quod proprie et vere dicitur quod homo intelligit[.] [...] Homo autem est intelligens per intellectum sicut per virtutem cognoscitivam.“ (Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis*/Summe gegen die Heiden. 5 Bde. Hrsg. u. übers. v. Karl Albert u. Paulus Engelhardt. Bd. 3.1 u. 3.2 hrsg. und übers. von Karl Allgaier, Bd. 4 hrsg., übers. u. m. einem Nachw. vers. v. Markus H. Wörner. Darmstadt 1974–1996 (Texte zur Forschung; 15-19). Bd. 2, c. 59, S. 248-249)

348 „Animalia irrationabilia“ (Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis* III.1, c. 36, S. 134-135).

349 „Ubi invenitur altior operatio viventis, ibi invenitur altior species vitae, correspondens illi actioni. In plantis enim invenitur sola actio ad nutritionem pertinens. In animalibus autem invenitur altior actio, scilicet sentire et moveri secundum locum: unde et animal vivit altiori specie vitae. Sed adhuc in homine invenitur altior operatio ad vitam pertinens quam in animali, scilicet intelligere. Ergo homo habebit altiorem speciem vitae. Sed vita est per animam. Habebit igitur homo altiorem animam, qua vivit, quam sit anima sensibilis. Nulla autem est altior quam intellectus. Est igitur intellectus anima hominis. Et per consequens forma ipsius.“ (Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis* II, c. 59, S. 250-251).

350 Flasch zeichnet Thomas' Argumentationslinie für die Entstehung des Menschen auf Geheiß seines Schöpfers wie folgt nach: „Die grundlegende, erste Bestimmung von jedem ist „seiend“. Jedes Ding ist seiend, aber die Dinge, die wir kennen, sind nicht *das* Sein. Sie *haben* das Sein, sie *sind* es nicht. Wären sie mit ihm schlechtweg identisch, könnten sie es nicht verlieren. Sie könnten auch nicht nicht sein. Daß sie sind, ohne das Sein zu sein, erweist sie als endlich, als erschaffen. Was in ihnen zu unterscheiden ist, muß in einem ersten Wesen identisch sein, in Gott. Gott ist das reine, das unbegrenzte, das unverlierbare Sein.“ (Flasch: *Das philosophische Denken*, S. 379)

351 „Allein das vernunftbegabte Geschöpf ist fähig, sich „ausdrücklich“ Gott zuzuwenden. Allein der Mensch kann sich durch seine Tätigkeit Gott angleichen.“ (Aertsen: *Thomas von Aquin*, S. 196)

dem Erkannten an.“³⁵² Diese Möglichkeit zur Gottes-Annäherung bzw. -Angleichung begründet für Thomas auch, warum der Mensch von seinem Erkenntnisvermögen *überhaupt* Gebrauch macht, warum es ihn nach Wissen verlangt: Neuplatonischen Überzeugungen folgend,³⁵³ nimmt er an, dass ein jedes Geschöpf sich in erster Linie zurück zu seinem Schöpfer sehnt, sodass sich für den denkenden Menschen hinter der ersehnten Erkenntnis Gottes die Glückseligkeit verbergen muss:

Ein jedes Ding ersehnt am meisten sein letztes Ziel. Der menschliche Verstand aber ersehnt, liebt und genießt die Erkenntnis des Göttlichen, obwohl er nur ein Weniges davon erfassen kann, mehr als die vollkommene Erkenntnis, die er von den untersten Dingen hat. Also besteht das letzte Ziel des Menschen darin, auf irgendeine Weise Gott zu erkennen.³⁵⁴

Aufbauend auf dieser Annahme ordnet er wiederum das menschliche Wollen dem Verstand unter: Erst die vom Verstand gewonnene Erkenntnis des Begehrenswerten gibt dem menschlichen Willen das Ziel, dem dieser dann entgegenstrebt.³⁵⁵ Daraus aber ergibt sich genau genommen ein „doppeltes“ Primat des Verstands: Einerseits öffnet er den Weg zur Glückseligkeit des Menschen, andererseits dominiert er dessen Ziele und Wünsche, sodass „Wissen“ und „Wollen“ in Thomas' idealistischem Menschenbild übereinstimmen.

Jene Tätigkeit des Menschen also ist der Substanz³⁵⁶ nach Seligkeit oder Glückseligkeit, durch die er zuerst zu Gott gelangt. Diese aber ist das Erkennen: denn wir können nicht wollen, was wir nicht erkennen. Also besteht die letzte Glückseligkeit des Menschen der Substanz nach in der Erkenntnis Gottes durch den Verstand, nicht aber in einer Aktualität des Willens.³⁵⁷

Lässt man die Unvereinbarkeit von paganen und christlichen Glaubenssätzen einen Moment außer Acht, hätte Thomas also an Pâris' Stelle die weisheitsspendende Athene gewählt. Doch der das Handeln des Menschen auf Erkenntnis ausrichtende Verstand stellt für

352 Aertsen: Thomas von Aquin, S. 195.

353 „Die Idee, dass die Dynamik der Gesamtwirklichkeit kreisförmig ist, hat Thomas [...] dem Neuplatonismus entnommen. Die ganze Welt durchzieht ein „Eros“ zu dem Einen oder Guten, aus dem die Dinge hervorgegangen sind. Aller Ziel ist die Rückkehr zum Ersten, die in der Einigung mit dem Ursprung vollendet wird. Ursprung und Ende, Prinzip und Ziel sind identisch.“ (Aertsen: Thomas von Aquin, S. 195)

354 „Unumquodque maxime desiderat suum finem ultimum. Intellectus autem humanus magis desiderat, et amat, et delectatur in cognitione divinorum, quamvis modicum quidem de illis percipere possit, quam in perfecta cognitione quam habet de rebus infimis. Est igitur ultimus finis hominis intelligere quoquo modo Deum.“ (Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis* III.1, c. 25, S.100-101) Vgl. auch: „Das natürliche Verlangen nach Wissen erweist sich letztlich als das menschliche Verlangen nach Glück, das in der Gotteserkenntnis besteht.“ (Aertsen: Thomas von Aquin, S. 196)

355 „[I]n Aquina's account of the structure of human acts, every act of will is preceded by an act of intellect. This is exactly what we would expect, given Aquina's understanding of will as intellectual appetite.“ (Thomas Williams: *Human Freedom and Agency*. In: *The Oxford Handbook of Aquinas*. Hrsg. v. Brian Davies u. Eleonore Stump. Oxford [u.a.] 2012. S. 199-208, hier S. 203)

356 Vgl. zur näheren Bestimmung des Substanz-Begriffs bei Thomas von Aquin HWbPh. Bd. 10: Substanz; Substanz/Akzidens (Berthold Wald), insbes. Sp. 513-514.

357 „Illa igitur operatio hominis est substantialiter eius beatitudo vel felicitas, per quam primo attingit ad Deum. Hoc autem est intelligere: nam velle non possumus quod nun intelligimus. Est igitur ultima felicitas hominis in cognoscendo Deum per intellectum substantialiter, non in actu voluntatis.“ (Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis* III.1, c. 26, S. 112-113)

ihn keine diesem übergeordnete Macht dar,³⁵⁸ sondern gehört zum Menschen selbst und er befreit ihn aus der absoluten Abhängigkeit von seinen mit den Tieren geteilten libidinösen bzw. aggressiven „Leidenschaften“ (*potentiae appetitivae*)³⁵⁹, sodass er in seinem Denken weder von „unten“, noch von „oben“ determiniert wird. In der Fähigkeit zu geistiger Erkenntnis liegt für Thomas daher die Freiheit des Menschen – erst durch sie wird er im eigentlichen Sinne „Akteur“ seiner Handlungen, denn erst die auf der Erkenntnis beruhende *Handlungsfreiheit* schafft die Voraussetzung für seine *Handlungsverantwortung* bzw. *Schuldfähigkeit*. Mit der Skizzierung einer für ihn unmöglichen moralischen und sozialen Dystopie, die sich aus der Abhängigkeit des Menschen von seinen tierischen Triebkräften ergäbe, möchte Thomas daher indirekt den Vorrang der menschlichen Rationalität beweisen.

Der Wille des Menschen befindet sich aber nicht außerhalb des Menschen, gleichsam in einer abgetrennten Substanz gegründet, sondern im Menschen selbst. Andernfalls wäre dieser nämlich nicht Herr seiner Tätigkeiten: denn er würde ja durch den Willen einer abgetrennten Substanz in Tätigkeit gesetzt, und in ihm selbst wären nur die in ihren Akten mit Leidenschaft verbundenen Strebevermögen, nämlich das Vermögen des Zornes und das der Begierde, die im sinnlichen Teil sind, wie sie auch in den übrigen Sinnenwesen sind, welche mehr in Tätigkeit gesetzt als tätig sind. Das ist aber unmöglich und würde die gesamte Moralphilosophie und das ganze gesellschaftliche Zusammenleben zerstören. Es muß also ein aufnehmender Verstand in uns sein, durch den [...] wir uns von den Tieren unterscheiden.³⁶⁰

Die Geschehnisse des *Trojanerkriegs* lassen sich mit diesem Unheilsszenario jedoch recht gut zusammenfassen: Indem die handlungstragenden Figuren vernunftwidrig und (nahezu) ausschließlich die Befriedigung ihrer *potentiae appetitivae* zum Ziel haben, sorgen sie wie von Thomas vorhergesehen für den Zusammenbruch der moralischen und gesellschaftlichen Ordnung. Ihm folgend könnte man daher sagen: Wenn die Figuren wie

358 Es liegt nahe, hier an Gott zu denken und ihm als Schöpfer des Menschen auch die völlige Kontrolle über diesen zuzusprechen, doch für Thomas nahm „[d]ie Erstursache (Gott) [...] den Zweitursachen (den geschaffenen Wesen) nicht ihre Eigenständigkeit, sondern begründete sie. Die Erstursache [...] verhielt sich wie ein wohlberatender Lehensherr: Er griff nicht in die Zuständigkeit der Vasallen ein.“ (Flasch: Das philosophische Denken, S. 387)

359 „Die Scholastiker unterscheiden vom Erkenntnis- das Strebevermögen („vis appetitiva“) [...]. Wie Aristoteles sondern sie das sinnliche Begehren vom Willen oder intellektiven Begehren; zu ersterem (dem „appetitus sensitivus“) gehören (wie nach Platon) die „concupiscibilitas“ (Begehrlichkeit) und „irascibilitas“ [das Zornesvermögen][.]“ (Eisler: Begehren. (Rudolf Eisler), S. 85) Vgl. zudem detaillierter: EnFil I: Appetito (Vittorio Mathieu).

360 „Voluntas autem hominis non est extrinseca ad homine, quasi in quadam substantia separata fundata, sed est in ipso homine. Aliter enim non esset dominus suarum actionum, quia ageretur voluntate cuiusdam substantiae separatae; et in ipso essent tantum potentiae appetitivae cum passione operantes, scilicet irascibilis et concupiscibilis, quae sunt in parte sensitiva, sicut et in ceteris animalibus, quae magis aguntur quam agant. Hoc autem est impossibile, et destructivum totius moralis philosophiae et politicae conversationis. Oportet igitur intellectum possibilem in nobis esse, per quem a brutis differamus, et non solum secundum intellectum passivum.“ (Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis* II, c. 60, S. 256-257. (Hervorhebungen: C. K.)) Auch Aristoteles unterscheidet schon zwischen „vernünftigem“ und „unvernünftigem“ Streben, wobei zu erstem nur der Mensch, zu zweitem auch die Tiere in der Lage sind, vgl. Aristoteles: Über die Seele, Buch III, S. 166-167 sowie 172-173.

„vernunftlose“ Tiere ihren irrationalen Strebevermögen folgen, wenn sie nur *minne* und *strîf* im Sinn haben, handeln sie in einer Weise, die dem Menschen nicht angemessen ist³⁶¹ und die sich daher zerstörerisch auf ihn auswirkt. Anders als Thomas es annimmt, fallen ihr Wissen und ihr Wollen gerade *nicht* zusammen.

Bei allen positiven Grundannahmen, die Thomas hinsichtlich des Vorrangs des dem Menschen von Natur aus eigenen Erkenntnisstrebens trifft,³⁶² sollte allerdings nicht übersehen werden, dass er diesem zugleich klare Grenzen setzt: Denn auch wenn dieses Streben den dem Menschen angemessenen Weg darstellt, sich seinem Schöpfer anzunähern und es ihm ermöglicht, Gott als „die Ursache des Seinenden als Seienden“ zu erkennen, ist ihm „die Wesenheit Gottes [...] [aus eigener Kraft] nicht zugänglich.“³⁶³ Diese letzte Stufe der Erkenntnis kann der Mensch nach christlicher Lehre nur durch Gott selbst erlangen, indem sich dieser dem Gläubigen in einem Offenbarungsakt zeigt.

[D]em Menschen sind Verstand und Vernunft gegeben, durch die er die Wahrheit unterscheiden und erforschen kann [...]. [...] Aber das letzte Ziel des Menschen ist darüber hinaus gewissermaßen in der Erkenntnis einer Wahrheit angesiedelt, die seine natürliche Fähigkeit überschreitet: nämlich sogar die Erste Wahrheit in sich selbst zu schauen [...]. [...] Der Mensch bedarf also göttlicher Hilfe, um zu dem besagten [letzten] Ziel zu gelangen.³⁶⁴

In diesem Punkt stimmt Thomas mit Johannes Duns Scotus überein,³⁶⁵ der den Sinn der menschlichen Existenz ebenfalls als eine von Gott selbst gewollte Hinwendung zum Schöpfer begreift – dies allerdings nicht mittels des Erkenntnisvermögens des Menschen, sondern über seine freiwillige, moralisch „richtige“ Entscheidung, sich Gott in „caritativ“, d. h. selbstloser Liebe³⁶⁶ hinzugeben und dadurch potentiell seine Offenbarung

361 Störmer-Caysa: Mittelalterliche Mystik, S. 114.

362 „Wie der Sinn des Menschen Gott untergeordnet ist, so sind der Körper der Seele und die niederen Kräfte der Vernunft untergeordnet.“ (Sicut mens hominis ordinatur sub Deo, ita corpus sub anima ordinatur, et inferiores vires sub ratione.“ (Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis* III.2, c.122, S. 194-195)); „Unter allen Teilen des Menschen findet sich der Verstand als vorrangiger Beweg[er].“ („Inter omnes autem hominis partes, intellectus invenitur superior motor[.]“ (Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis* III.1, c. 25, S. 102-103))

363 Aertsen: Thomas von Aquin, S. 198.

364 „inquantum homini datus est intellectus et ratio, per quae veritatem et discernere et investigare possit; [...] [...] Sed ulterius ultimus finis hominis in quadam veritatis cognitione constitutus est quae naturalem facultatem ipsius excedit: ut scilicet ipsam Primam Veritatem videat in seipsa [...]. [...] Indiget igitur homo auxilio divino ad hoc quod in dictum finem perveniat.“ (Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis* III.2, c. 147, S. 316-319) Vgl. zudem: „Nicht aus seiner natürlichen Kraft, sondern durch Gottes Gnade kann der Mensch sein Endziel erreichen. Der Glaube befreit den Menschen von der Verzweiflung der Philosophie. Eigentümlich für den Denkweg des Thomas ist es, dass das Endziel des *natürlichen* Wissensverlangens mit der Eschatologie des *christlichen* Glaubens zusammenfällt.“ (Aertsen: Thomas von Aquin, S. 199)

365 „Drittens sage ich, daß Gott nicht auf natürliche Weise vom Menschen in seinem jetzigen Zustand im besonderen und eigentlich erkannt wird, daß heißt unter dem Begriff dieses Wesens, wie es in sich ist.“ („Tertio dico quod Deus non vognodicitur naturaliter a viatore in particulari et proprie, hoc est sub ratione huius essentiae ut haec in se.“ (Johannes Duns Scotus: Über die Erkennbarkeit Gottes. Texte zur Philosophie und Theologie. Lateinisch/deutsch. Hrsg. u. übers. v. Hans Kraml u.a. Hamburg 2000 (Philosophische Bibliothek; 529), Liber 1, distinctio 3, S. 100-101)

366 Der Begriff „Caritas“ steht für Scotus primär für die selbstlose Liebe zu Gott, indirekt kann diese Liebe sich aber auch auf den Menschen beziehen: „And in so loving, I love both myself and my neighbor out of charity,

empfangen zu können. Funktional vergleichbar mit Thomas' Grundannahme, der Verstand des Menschen strebe der Erkenntnis Gottes entgegen, setzt Scotus also den Willen des Menschen mit seiner Liebe zu Gott gleich.

Zweck der Sätze der Theologie ist [für Scotus] nicht das Wissen um des Wissens willen, auch nicht das Handeln, sondern das Wollen, nämlich das auf die Seligkeit ausgerichtete und auf übernatürliche Weise durch die Liebe getröstete Wollen. [...] Das Ziel des menschlichen Handelns ist also die Liebe Gottes und des Nächsten; die ganze Praxis insgesamt besteht im Akt des Wollens oder Liebens. [...] Die Theologie ist somit auf die Liebe hin ausgelegt[.]³⁶⁷

Scotus' Begründung für dieses „Liebenwollen“ ist moralischer Natur: Wie für Thomas stellen die Idealität Gottes und das menschliche Streben nach diesem Ideal auch für sein Denken zentrale, nicht hinterfragbare Grundannahmen dar.³⁶⁸ Da Gott aber der Hierarchie alles Guten als das Beste voransteht, erkennt ihn der Mensch als „das Erstrebenswerteste“ aller Ziele, und damit als das, was er zuvorderst wollen *sollte*. Gott lieben zu wollen, ist für Scotus also die logische Konsequenz aus der Erkenntnis seiner unübertroffenen Gutheit und zugleich die „moralische Pflicht“ des Menschen. Insofern stimmen Wissen und Wollen für ihn zwar nicht zwangsläufig überein, doch sie *sollten es*.

I say that to love God above all is an act conformed to natural right reason, which dictates that what is best must be loved most; and hence such an act is right of itself; indeed, as a first practical principle of action, this is something known *per se*, and hence its rectitude is self-evident. For something must be loved most of all, and it is none other than the highest good, even as this good is recognized by the intellect as that to which we must adhere the most.³⁶⁹

Zugleich steht für Scotus jedoch auch fest, dass der Wille des Menschen durch nichts als durch sich selbst bestimmt wird und in diesem Sinne „frei“ zu nennen ist: „Es gibt kein anderes Prinzip kontingenten Tuns als den Willen oder solches, das den Willen begleitet; denn jede andere (Ursache) wirkt aus der Notwendigkeit der Natur, und so nicht in kontingenter Weise.“³⁷⁰ Anders als bei Thomas ist der menschliche Wille für Scotus also nicht dazu *gezwungen*, den Erkenntnissen des Verstandes zu folgen:

viz., by willing that both of us love God in himself. And this is something that is simply good and an act of justice. Thus the first object of charity is only God in himself[.]” („[E]t in hoc volens, diligere me ipsum et proximum ex caritate, volendo mihi et sibi diligere Deum in se, quod est simpliciter bonum et actus iustitiae, ita quod bonum obiectum est solus Deus in se.“ (Duns Scotus: Will and Morality, Ordinatio III, distinctio 28, S. 450-451)

367 Olivier Boulnois: Johannes Duns Scotus, S. 234.

368 „The infinite good, and that alone, will quiet or satisfy the will, and it will do so insofar as it is infinite good.“ („Licet ergo infinitum bonum et solum quietet voluntatem et hoc in quantum est infinitum bonum[.]“ (Duns Scotus: Will and Morality, Ordinatio III, distinctio 27, S. 446-447)

369 „[D]ico quod diligere Deum super omnia est actus conformis rectae rationi naturali, quae dictat optimum esse summe diligendum, et per consequens est actus de se rectus; immo rectitudo eius est per se nota, sicut rectitudo primi principii in operabilibus. Aliquid enim summe diligendum est est nihil aliud a summo bono, sicut non aliud a summo bono est maxime tenendum tamquam verum apud intellectum.“ (Duns Scotus: Will and Morality, Ordinatio III, distinctio 27, S. 424-425)

370 „Nullum est principium contingenter operandi nisi voluntas vel concomitans voluntatem, quia qualibet alia agit ex necessitate naturae, et ita non contingenter.“ (Johannes Duns Scotus: *Tractatus de primo*

Der Intellekt ist der Ort des Wissens, der Wille die Grundlage der Verantwortung. Die Vernunft berät, der Wille entscheidet. Dabei besitzt der Wille die Freiheit zu entscheiden, der Vorschrift der Vernunftseinsicht nicht zu folgen.³⁷¹

Folglich nimmt der Verstand im Menschenbild des Franziskaners nicht die zentrale Rolle ein, die er bei Thomas spielt. Stattdessen versteht Scotus die rationale Suche nach Erkenntnis „nur“ als ein „natürliches Streben“ des Menschen,³⁷² das wiederum dem Willen unterstellt ist, da dieser es auf jedes ihm beliebige Erkenntnisobjekt hinzusteuern vermag: „[T]he will with respect to the intellect is the superior agent, [he] can command thought[.]“³⁷³ So ergibt sich eine umgekehrte Hierarchie der geistigen Kräfte bei beiden Denkern: Thomas glaubt das Wollen in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Verstand, Scotus hingegen versteht das Wollen als den Dirigenten des Denkens. Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass bei Scotus im Unterschied zu Thomas die Willensfreiheit an die Stelle des Erkenntnisvermögens als das den Menschen auszeichnende und seine Liebe zu Gott begründende Charakteristikum tritt.

Wäre es an ihm gewesen, den Streit der Göttinnen zu entscheiden, hätte Scotus demnach die (caritative) Liebe als Lebensziel des Menschen gewählt. Allerdings steht diese im *Trojanerkrieg* genaugenommen gar nicht zur Auswahl, da Vênus eine völlig andere Liebeskonzeption als der franziskanische Mönch vertritt: Statt für eine selbstlose, liebevolle Hinwendung zu Gott steht sie für die niedrigste Stufe der Liebe, für die Befriedigung fleischlicher Bedürfnisse, die für Scotus (wie schon für Thomas) zu den mit den Tieren geteilten „Leidenschaften“ zählt: „Ich spreche [...] von der Liebe [caritas], die eine Tat des Willens ist und nicht von etwas, das ein Vorgang sensitiven Erfahrens ist.“³⁷⁴ Das Wollen der Figuren des *Trojanerkriegs* ist für Scotus demnach völlig falsch ausgerichtet: Gänzlich ohne

principio/Abhandlung über das erste Prinzip. Hrsg. u. übersetzt v. Wolfgang Kluxen. Darmstadt 1974 (Texte zur Forschung; 3), S. 68-69) Vgl. auch: „Während seiner gesamten Lehrtätigkeit macht Scotus immer wieder deutlich, dass nichts dem Willen Außenstehendes die Kraft besitzt, diesen in seiner Wahl zu bestimmen. Der Wille ist frei, und zwar aufgrund einer Unbestimmtheit, die ihn von allen anderen existierenden Ursachen abhebt. Es gibt keine andere Ursachenart, anhand derer man die Tätigkeit des Willens ausreichend erklären kann, da keine andere Ursache existiert, die dem Willen gleich ist. Der Wille ist Ursache sui generis.“ (Dreyer/Ingham: Duns Scotus, S. 68)

371 Jan Peter Beckmann: Johannes Duns Scotus und Wilhelm von Ockham: Willensfreiheit als rationales Handlungsprinzip. In: Hat der Mensch einen freien Willen? Die Antworten der großen Philosophen. Hrsg. v. Uwe an der Heiden u. Helmut Schneider. Stuttgart 2007 (RUB; 18521). S. 114-127, hier: S. 122. Ähnlich auch Dreyer/Ingham: Duns Scotus, S. 70, sowie Olivier Boulnois: Johannes Duns Scotus, S. 232.

372 Vgl. Dreyer/Ingham: Duns Scotus, S. 70.

373 „voluntas est agens superius respectu intellectus, [...] et sic potest imperare cogitationem[.]“ (Duns Scotus: Will and Morality, Opus oxoniense II, distinctio 42, S. 174-175)

374 „et hoc loquendo de amore qui est actus voluntatis non de aliquo qui est passio appetitus sensitivi.“ (Duns Scotus: Will and Morality, Ordinatio III, distinctio 27, S. 440-441)

Interesse an einer „höheren“ Instanz,³⁷⁵ „lieben“ sie in ihrem Streben nach Triebbefriedigung eigentlich nur sich selbst und ihren persönlichen Vorteil.

Unabhängig davon, welcher Position man hinsichtlich der Frage nach der dem Menschen angemessenen Annäherung an seinen Schöpfer und der damit verbundenen, rechten Lebensführung eher zugeneigt ist, eröffnen sich durch den Nachvollzug der Überlegungen beider Denker Erklärungsansätze für den Untergang der Trojaner in Konrads Roman: Denn die „vernünftigen“ Warnungen der trojanischen Gelehrten Helenus, Cassander und Eufebius setzen sich gerade nicht gegen das rationalen Argumenten völlig unzugängliche und skrupellose Wollen der Figuren durch. Stattdessen wird das Streben sämtlicher Protagonisten entweder durch ein übermächtiges *minne*-Begehren (insbesondere durch Pârîs' Liebe zu Helenâ) oder durch ein (von Griechen und Trojanern gleichermaßen geteiltes) zorniges Verlangen nach *râche* bestimmt. Wie bei Scotus ist das (fehlgeleitete) Wollen der Figuren also mächtiger als ihr rationales Wissen. Zugleich wird dieser Umstand jedoch kritisch hinterfragt – besonders an den von den Figuren ungenutzten Handlungsalternativen wird ersichtlich, dass es eigentlich – wie in Thomas' Menschenbild – der Verstand sein müsste, der ihr Handeln anleitet. Der Roman hat also theoretisch Thomas' Vertrauen in die Vernunft, doch in der Praxis zeigt sich, dass der menschliche Wille wie bei Scotus nicht notwendigerweise vernunftgebunden entscheidet.

Darauf verweist auch der im heidnischen Handlungskontext des Romans ansonsten recht unpassend anmutende Gegensatz zwischen den paganen Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Im scharfen Kontrast zu Athene, die die durch sie dargestellte Weisheit als Instrument der göttlichen Schöpfung anpreist, prahlt Vênus mit ihrer zerstörerischen Macht, die sie als Verkörperung des sinnlichen Begehrens über die Menschen besitzt, und ihrer Gegnerschaft zu Gott. Es liegt daher nahe, die Frage nach der rechten Lebensführung im Roman zugunsten der *wîsheit* zu entscheiden. Das bedeutet allerdings nicht, dass die Figuren sich auch an dieser Vorrangstellung orientieren würden; kausal motiviert wird die Romanhandlung stattdessen entweder über den unheilvollen Einfluss der fleischlichen Liebe oder über das *râche*-Begehren der Figuren. Die Hauptakteure der Geschichte scheinen daher unfähig, die „richtigen“ Entscheidungen für ihre Zukunft zu treffen und steuern so konsequent auf den den Trojanern vorausgesagten Untergang zu. Vernunftgeleitetes Wollen oder

375 Der Glaube an einen oder mehrere Götter spielt in ihrem Leben eigentlich keine Rolle. Wenn doch, erfolgt eine Annäherung der menschlichen Figuren an das Göttliche entweder aus utilitaristischen Gründen, etwa wenn Mêdêâ Hekate im Zuge eines ihrer Zauberrituale anruft oder in Form von konventionalisierten Riten, wie dem Fest des Bachûs, an dem Dêîdamîe und Achill teilnehmen.

selbstlose Liebe zu Gott – weder zur einen noch zur anderen Ethik-Konzeption ist der (heillose) Mensch in Konrads *Trojanerkrieg* in der Lage.

3.2 Jâson und Mêdêâ

In den nun folgenden Teilkapiteln zum Zusammenhang zwischen *minne* und Zukunftswissen in Konrads *Trojanerkrieg* werden insbesondere die Liebesbeziehungen von Jâson und Mêdêâ, Achill und Dêdamîe sowie Pârîs und Helenâ einer genaueren Betrachtung unterzogen. Dabei wird sich zeigen, dass sich alle Liebenden den Gesetzen (bzw. dem Handlungsschema) der *minne* beugen müssen, auch wenn sie sich hinsichtlich ihres Wissenshorizonts und ihres allgemeinen Gestaltungsspielraums deutlich voneinander unterscheiden.

3.2.1 Mêdêâs Zukunftspläne für Jâson oder: Der Kampf um das Goldene Vlies

Kausal motiviert wird die Binnenerzählung von der Liebe zwischen Jâson und Mêdêâ³⁷⁶ zunächst durch eine Intrige seines Onkels Pêleus,³⁷⁷ der Jâson in den Kampf um das Goldene Vlies schickt, weil er darauf spekuliert, dass er dabei sterben und so als heroischer Konkurrent seines Sohnes Achill ausscheiden werde.³⁷⁸

So wie die Handlungsstränge, die von Pârîs' und Achills Jugend berichten, vom Bestreben ihrer Eltern bestimmt werden, die Zukunft ihrer Kinder „umzuschreiben“, wird daher auch Jâsons Suche nach dem Goldenen Vlies durch eine Figur aus der Elterngeneration des Helden initiiert, ohne dass ihm die genauen Umstände seiner Situation bekannt wären.³⁷⁹ Jâson zeichnet sich also von Anfang an als eine Figur aus, die nicht über alle für sie relevanten Informationen verfügt. Das macht in seinem Fall jedoch nichts, denn selbst wenn er von Pêleus' bösen Absichten wüsste, würde er sich der an ihn herangetragenen

376 Ihre Geschichte wird als eine in sich geschlossene Vorgeschichte zum trojanischen Krieg erzählt, beginnt mit der Beschreibung Jâsons bei TK, V. 6506 und endet mit seinem Tod bei V. 11361. Ein darin eingebetteter Streit zwischen Jâson und dem trojanischen König Lâmedon motiviert zudem die erste Zerstörung Trojas.

377 Schon bei Benôit verschmelzen die antiken Figuren Peleus (Vater des Achilleus) und Pelias (Initiator der Fahrt der Argonauten) zu einer Person, sodass „Achills Eltern nicht nur über den Streit der Göttinnen beim Hochzeitsfest [sondern auch über die Argonautenfahrt] mit der Konfliktentstehung verbunden [sind]“ (Cormeau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept, S. 307-308).

378 „ûf des erwelten mannes tôt/ wart er [Pêleus] sô gîtîc alzehant,/ daz JÂSON vür in wart besant/ schier und in kurzer stunde./ mit einem falschen munde/ sprach er wider in alsô:/ [...] den schaeper edel unde glanz,/ den ûf im der wider trage,/ nefe getriuwer, den bejage/ mit ellentrîcher hende./ sô wirt biz ûf ein ende/ dîn ère brâht mit vollen.“ (TK, V. 6630-6719)

379 Wie von Pêleus erhofft, durchschaut Jâson die bösen Absichten seines Onkels nicht – „sît dû mir lobes und èren ganst,/ sô tuon ich, swaz dû lêrest mich“ (TK, V. 6678-6679) – und bricht sogleich nach Colcos auf.

Heldenprobe wohl kaum entziehen. Für ihn zählen Tapferkeit und körperliche Stärke, nicht das Wissen, was aus ihnen in der Zukunft folgen wird.

ich bin ein starker jungelinc,/ der strîtes wil geruochen,/ swaz ieman sol versuochen,/ des lâz ich unversuochet niht./ [...] ich wil von im den schaeper holn/ und dâ mit strîte an im gesigen/ oder aber tût umb in geligen.³⁸⁰

Wie die herausragenden Kämpfer der späteren Kriegshandlungen, insbesondere wie Hector, Hercules und Achill, verkörpert auch Jâson ein archaisches Männlichkeitskonzept, das allein auf die ehrenvolle Bewährung im Kampf abzielt:³⁸¹ „In the last resort a hero's honour means more to him than anything else, and, if it comes to a choice between it and no matter what else, he is almost bound to follow honour.“³⁸² Insofern ist die Intrige des *ungetriuwen* Pêleus für die Kausalmotivation der *Argonautenfahrt* eigentlich überflüssig – die Entscheidung Jâsons, auf diese Weise nach Ruhm zu streben hätte völlig ausgereicht. Zusätzlich liefert die Intrige aber auch das Motiv für den späteren Rachemord an Pêleus, den Mêdêâ an Jâsons Stelle ausführt. Denn dank ihres magischen (Zukunfts-)Wissens ist sie die eigentliche Drahtzieherin des Geschehens.

Dabei ist das Bild, das Konrad von Mêdêâ zeichnet, von Anfang an ambivalent:³⁸³ Nach außen weiß sie zwar den Eindruck einer makellosen Königstochter zu vermitteln – sie ist jung, schön und beherrscht die höfische Etikette perfekt –³⁸⁴ hinter dieser angepassten Fassade verbirgt sich jedoch eine Meisterin der *nîgromancie*³⁸⁵, die einen deutlich größeren Handlungsspielraum als ihr späterer Ehemann besitzt:³⁸⁶ „mîn zouber ist alsô getân,/

380 TK, V. 6754-6772.

381 Dass „Ehre und Tod“ hier zu Alternativen werden, „bei denen die physische Existenz für Jason eine untergeordnete Rolle spielt“, hält auch Toepfer fest. (Toepfer: Höfische Tragik, S. 413)

382 Cecil Maurice Bowra: Heroic Poetry. London [u. a.] 1966, S. 62.

383 Vgl. z. B. Seus: Heilsgeschichten, S. 122-128 und Schulz: Das Goldene Vlies, S. 300-302. Im Kontrast hierzu sieht Toepfer Konrads Mêdêâ deutlich positiver (Toepfer: Höfische Tragik, S. 402-408).

384 „vor aller missewende frî/ was diu maget wolgesite./ mit einem lîsen engen schrite/ kam si dort her geslichen./ schön unde zühteclîchen/ gie si dâ stille swîgende/ und mit dem houpte nîgende/ den gesten algemeine./ [...] ir schoene brach vûr alliu wîp./ die dâ ze lande wâren./ si kunde wol gebâren/ und was ze wunsche wolgestalt[.]“ (TK, V. 7516-7555)

385 „[D]as mhd. Wort *nigromanzie* <Schwarzkunst> ist aus *necromantia* <Kenntnis des Künftigen mittels Befragung Toter> durch Latinisierung (lat. *niger* <schwarz>) des weniger geläufigen griech. Wortelements *nékro-* <Leichen> entstanden.“ (Helmut Birkhan: Magie im Mittelalter. München 2010, S. 97)

386 Vgl. zum „Sonderstatus“ der Zauberkunst auch die Ausführungen von Meyer: „Im [...] Begriff [*nigromanticus*] zeigt sich bereits eine Ambivalenz, die dem Zauber anhaftet: er ist zum einen etwas nicht erklärbares, andererseits wird gerade mit dem Hinweis auf die damit verbundene *liste*, auf die *nigromancie* als Kunst, als *ars* im mittelalterlichen Sinne, verwiesen. [...] Zauber ist so nicht etwas Über- oder besser Nebennatürliches, sondern ein schlichtes Arkanum, ein Bereich, der einerseits ausgegrenzt, andererseits durchaus in bestimmte Gesetze der Erklärbarkeit und der Logik eingebunden ist.“ (Matthias Meyer: Struktureller Zauber. Zaubersalben und Salbenheilungen in der mittelhochdeutschen Literatur. In: Zauberer und Hexen in der Kultur des Mittelalters. III. Jahrestagung der Reineke-Gesellschaft. E.V. San Malo, 5.-9. Juni 1992. Hrsg. v. Danielle Buschinger u. Wolfgang Spiewok. Greifswald 1994 (Wodan. Greifswalder Beiträge zum Mittelalter; 33). S. 139-151, hier: S. 139-140) Mêdêâ ist also eine Art Gelehrte, die ihre Fähigkeiten durch das Studium der *septem artes liberales* und ihrer Zauberbücher erlangt hat. Ihre *kunst vremd unde wilde* ist als okkulte Erweiterung

daz ich schick allez, daz ich wil,/ dekeiner dinge ist mir ze vil,/ diu man getuon mit listen mac.“³⁸⁷ Negativ konnotiert werden ihre Künste u. a. durch Umschreibungen, die im Kontrast zu den im Roman ansonsten häufig vorkommenden Lichtmetaphern³⁸⁸ stehen – wie die Bezeichnung ihrer magischen Schriften als *swarze buoche* oder die von ihr hervorge-rufene *vinster naht*.³⁸⁹ Denn Mèdêâ bedient sich auch der Kräfte des Bösen,³⁹⁰ wenn sie mit ihrer Magie in die natürliche (d. h. gottgegebene) Ordnung der Welt eingreift.³⁹¹

Das erste Mal ersichtlich wird ihr erweiterter Gestaltungsspielraum, als sie Jâson im Kampf um das Goldene Vlies³⁹² unterstützt: Sie führt ihm zunächst die Aussichtslosigkeit seines Vorhabens vor Augen, dann bietet sie ihm ihre Hilfe als einzig mögliche Rettung vor dem Tod an. Allerdings muss Jâson ihr dafür versprechen, sie nach der Erbeutung der *wolle* treu zu lieben und zu heiraten. Mèdêâ eröffnet Jâson also genau zwei Zukunftsoptionen: Er kann zwischen einer ihn zur Treue verpflichtenden Liebesbeziehung oder seinem sicheren Heldentod wählen.³⁹³

waer iuwer muot alsô getân,/ daz ir mich wolent minnen/ mit durchnehtigen sinnen/ und ze staeteclicher ê,/ sô schüefe ich, daz ir âne wê/ die wollen sanfte erwürent/ und daz ir niht verdürbent/ durch daz wunnebaere golt./ [...] wirt iu von dem gewalte mîn/ rât unde helfe niht beschert,/ sô wizzent, daz ir ungenert/ belibent ûf der erden/ und daz ir mügent werden/ von keiner arzenie erlöst./ mîn rât muoz werden iuwer trôst,/ ob ir den schaeper wellent hân.³⁹⁴

ihres gelehrten Wissens zu verstehen.

Wobei schon allein die Tatsache, dass sie als Frau überhaupt über Wissen und Macht verfügt, im Mittelalter als bedenklich verstanden werden kann, vgl. zum Ideal weiblicher *einvalt* z. B. die Ausführungen im *wälschen Gast*: „Ein vrouwe hât an dem sinne genuoc/ daz si sî hüfisch unde geuoc,/ und habe ouch die gebærde guot/ mit schöner rede, mit kiuschem muot./ ob si dan hât sinnes mêre,/ sô hab die zuht und die lêre,/ erzeig niht waz si sinnes hât:/ man engert ir niht ze potestât./ ein man sol haben künste vil;/ der edelen vrouwen zuht wil/ daz ein vrouwe hab niht vil list,/ diu biderbe unde edel ist;/ einvalt stêt den vrouwen wol.“ (Thomasin von Zerklare: Thomasin von Zerklare: Der wälsche Gast des Thomasin von Zirclaria. Hrsg. v. Heinrich Rückert. Mit Einl. u. Reg. v. Friedrich Neumann. Berlin 1965, V. 837-849)

387 TK, V. 8360-8363.

388 Vgl. Lienert: Antikenromane, S. 127.

389 Vgl. TK, V. V. 7426-7453.

390 Mèdêâ versteht es etwa, *den hellegeist*en ihren Willen aufzuzwingen, vgl. TK, V. 7430-7433.

391 Vgl. zur Mèdêâs Zauberkünsten und ihren positiven wie negativen Auswirkungen auch Jan-Dirk Müller: Häutungen und neue Kleider. Zum ‚wilden‘ Subtext der Medea-Episode in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘. In: *wildekeit*. Spielräume literarischer *obscuritas* im Mittelalter. Hrsg. v. Susanne Köbele u. Julia Frick. Berlin 2018 (Wolfram-Studien; XXV). S. 297-322, insbes. S. 303-307.

392 Vgl. Oëtas’ Einschätzung der Situation: „er [Jâson] wil ouch kêren in den wert/ durch den wider wunneclich,/ dâ von sîn leben riuwet mich,/ daz âne zwîfel wirt verlorn“ (TK, V. 7622-7625) sowie den Kommentar des Erzählers, der zu Beginn der Geschichte betont, wie aussichtslos Jâsons Vorhaben sei: „swer sîner hiute schaeper/ mit strîfe wolte erwerben,/ der muoste drumbe sterben/ und âne zwîfel tût geligen./ [...] sîn ende hete dâ genomen/ durch in vil manic ritter./ des argen tôdes bitter/ môht er dekeine wîs genesen./ swer sô getürstic wolte wesen,/ daz er den schaeper wolte holn[.]“ (TK, V. 6780-6799)

393 Der Abbruch des „Abenteuers“ kommt für ihn nämlich nicht in Frage, Jâson würde lieber sterben als die Schmach eines Rückzugs ertragen zu müssen, vgl. TK, V. 8274-8288.

394 TK, V. 8314-8359.

Die typischen Geschlechterrollen sind hier also vertauscht:³⁹⁵ Während Mèdêâ sich aktiv um die Erfüllung ihrer Wünsche bemüht – sie offenbart ihre Liebe, macht das Hilfs- bzw. Heiratsangebot und legt die Bedingungen ihrer Übereinkunft fest –³⁹⁶ bleibt Jâson, obwohl auch er sich zu ihr hingezogen fühlt – auffallend passiv und muss sich mit dem Beginn ihrer Beziehung in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Mèdêâ begeben. Wie bei Achill führt die Liebeskrankheit also auch bei ihm zum Verlust seiner heroischen Handlungsbereitschaft.

der heizen minne siechtagē/ ûf JÂSÔNEN balde fiel./ wan er sô faste in leide wiel/ durch die
keiserlichen frucht./ daz im der sorgen jâmersuht/ kraft unde farwe swachete/ und in sô bleichen
machete./ daz man sîn trûren grundelôs/ an sîme erwelten bilde kôs.³⁹⁷

Bei genauerer Betrachtung findet ein Wechsel vom Subjekt- zum Objektstatus jedoch nicht nur bei Jâson, sondern auch bei Mèdêâ statt. Denn so frei wie es im Kontrast zu seiner Abhängigkeit von ihr scheint, ist sie gar nicht: Schon bei ihrer ersten Begegnung mit ihm ist Mèdêâ Jâson ganz und gar verfallen, muss sie die Entscheidungsgewalt über ihre Zukunft an die *minne* abtreten und später alles für Jâson opfern. Letztlich wird das Handeln *beider* Figuren von der *minne* bestimmt.³⁹⁸

besunder alliu sîniu lider/ begunde si betrahten/ und in ir herzen ahten/ die ritterlichen forme
sîn./ si lie dâ sîner farwe schîn/ durch ir gedenke loufen./ als si in wolte koufen/ umb ir lîp und
umb ir leben./ si wolte umb in sich selber geben[.]³⁹⁹

Gleichzeitig wird Mèdêâ jedoch auch von Zukunftsängsten und einem schlechten Gewissen⁴⁰⁰ ihrem Vater gegenüber geplagt. Denn während sie Jâsons Rettung und ihre erste

395 Auch Toepfer erkennt, dass „die ausgehandelten Bedingungen [...] das übliche Geschlechterverhältnis [verkehren]“ (Toepfer: Höfische Tragik, S. 405).

396 Mèdêâ durchbricht hier erstmals die Schranken weiblicher Verhaltensnormen, die ihr doch schamvolle Zurückhaltung und die Unterordnung unter den Willen ihres Vaters abverlangten. Später wartet sie ungeduldig darauf, mit Jâson das Bett teilen zu können, sodass ihre Dienerin sie darüber belehrt, wie sie sich auf ihre Zusammenkunft mit Jâson vorzubereiten habe: „besliezent iuwer ougen./ als ob ir hânt geslâfen sît./ swie faste er iu ze herzen lît./ doch sît ze balt niht wider in./ tuont dem gelîch, als iuwer sin/ niht von im verwundet sî./ belîbent ungebaerde frî./ daz ist iu guot für itewîz./ scham unde reiner zûhte flîz/ wol zierent wîbes minne.“ (TK, V. 9002-9011)

397 TK, V. 7898-7906.

398 Allerdings versucht Mèdêâ mehrfach, sich von ihrem Verlangen nach Jâson zu befreien und ihn im Kampf um das Vlies sterben zu lassen, doch wird sie jedes Mal wieder von ihren *minne*-Gefühlen übermannt. Kausal motiviert wird ihr Scheitern u. a. mit der „Natur“ der *minne*: „Instinktiv“ verstehen Jâson und Mèdêâ (wie später Pârîs und Helenâ), dass sie einander auf dieselbe Art und Weise begehren und diese Erkenntnis übt eine Art „natürlichen Liebes-Zwang“ auf sie aus: „JÂSON und MÈDÊÂ/ von der natûre krefte sâ/ begunden merken under in./ daz gelîch ir beider sin/ an rechter liebe kunde wegen./ der hôchgeborne junge degen/ spürt an der kûniginne./ daz im ir sîeze minne/ wol unde rechte fuogete./ daz selbe si beluogete/ an im des mâles unde kôs./ dâ von diu schoene dô verlôs/ ir willen und ir frîgez leben./ diu beidiu wâren dô gegeben/ in der eigenscheffe bant.“ (TK, V. 7813-7827, vgl. auch V. 7798-7811) Vgl. Hasebrink: Rache als Geste, S. 219.

399 TK, V. 7708-7716, vgl. zudem V. 7824-7831: „dâ von [durch die minne] diu schoene dâ verlôs/ ir willen und ir frîgez leben./ diu beidiu wâren dô gegeben/ in der eigenscheffe bant./ diu minne fienc si mit der hant/ gewaltelîche und âne wer./ wan ir kraft was ir ein her/ und ein übermehtic schar.“

400 „Hinsichtlich seiner Kontrollfunktion kann das G[ewissen] sich a) *rückschauend* auf *vergangenes* eigenes Verhalten beziehen oder b) *vorausschauend* auf *zukünftiges*, noch zu vollziehendes Verhalten. [...]

gemeinsame Liebesnacht plant, weiß sie genau, dass beides nicht mit ihren Rechten und Pflichten als ehrbarer Frau und loyaler Tochter vereinbar ist: Sie hilft einem Fremden dabei, das Goldene Vlies aus dem Besitz ihres Vaters zu entwenden und verschenkt an ihn ihre Jungfernschaft. Außerdem muss sie, um mit Jâson zusammenleben zu können, die gefährliche Überfahrt nach Griechenland überstehen, doch ob er sie nach der Rückkehr in sein Heimatland tatsächlich zur Frau nehmen wird, ist ungewiss: „ich fürhte faste,/ daz er dâ kebse mînen lîp/ und er dâ neme ein ander wîp[.]“⁴⁰¹ Auch ihr ist es also unmöglich, die Zukunft in *allen* Bereichen zu kontrollieren. Mêdêâs magisch-erweiterter Handlungsspielraum beschränkt sich vielmehr auf zeitlich überschaubare, äußere Abläufe mit einem konkreten Zielpunkt – wie den Erwerb des Goldenen Vlieses, die Verjüngung ihres späteren Schwiegervaters Êson oder den Mord an Pêleus – auf die sie planvoll hinarbeiten kann. Auf das „Innenleben“ der Figuren hat ihre Magie hingegen genauso wenig Einfluss wie auf Entwicklungen, die weiter in der Zukunft liegen und/oder die sich wie das Walten des (Un-)Glücks bzw. der *minne* durch schiere Willkür auszeichnen. Doch wie alle Liebenden des *Trojanerkriegs* schiebt auch sie ihre Zukunftsängste zugunsten ihres *minne*-Begehrens beiseite; selbst wenn die Figuren wie sie über die möglichen Konsequenzen ihrer Liebe reflektieren, handeln sie zuletzt doch wider ihr besseres (Zukunfts-)Wissen:⁴⁰²

waz mir guot oder schade sî,/ daz hân ich beidez wol erfarn/ und mac mich doch niht hie bewarn/
vor schedelicher swaere./ [...] nû wol, swie schemelich ez sî,/ mîn wille muoz an im ergân./ ich
mac niht langer widerstân/ bliuclicher schame und ir gebote./ ich folge an im der minne gote/
der mich in triuten heizet!⁴⁰³

Im Wissen um ihre Hilflosigkeit bleibt Mêdêâ daher letztlich nur die Möglichkeit, sich auf Jâsons mehrfach erbrachten⁴⁰⁴ promissorischen Treueeid⁴⁰⁵ zu verlassen. Immerhin geht ihr Geliebter mit diesem *hôhen tiuren eit* eine rechtlich bindende Verpflichtung für die Zukunft ein, die im Falle eines Eidbruchs eine Bestrafung durch die Götter nach sich zöge:⁴⁰⁶

„Schlecht“ heißt ferner das vorschauende G., wenn es mir vorhält, daß ich in meinem Planen einem bestehenden Anspruch zuwiderzuhandeln vorhabe.“ (HWbPh Bd. 3: Gewissen (Hans Reiner), Sp. 591-592)

401 TK, V. 8744-8746, vgl. zu Mêdêâs innerem Zwiespalt ferner V. 8630-8792.

402 Vgl. Werner Schröder: Über die Scheu vor der Tragik mittelalterlicher Dichtung. München 1992 (Abhandlungen der Marburger Gelehrten Gesellschaft), S. 430.

403 TK, V. 8668-8711.

404 Jâson schwört Mêdêâ insgesamt drei Mal die Treue, bevor sie mit ihm das Bett teilt: Vgl. TK, V. 8402-8411, 9074-9083 und 9094-9126.

405 Zu unterscheiden ist der auf die Zukunft gerichtete, promissorische Eid (auch Versprechungs-Eid) vom gegenwarts- oder vergangenheitsbezogenen, assertorischen Eid (auch Aussage-Eid), vgl. Thomas von Aquin: *Summa theologia*/Summe der Theologie. Die katholische Wahrheit oder die theologische Summa des Thomas von Aquin deutsch wiedergegeben durch Ceslaus Maria Schneider. 12 Bde. Regensburg 1886-1892, II, q. 89, art. 7.

406 „Im Gegensatz zum Gelübte als feierlich abgelegtem, persönlichem Versprechen, das allerdings durch einen E[id] bekräftigt werden kann, nehmen E[id]leistende nicht nur eine Verpflichtung auf sich, sondern sind einer

bî den göten ich iu swere/ einen hôhen tiuren eit,/ daz ich durch liebe noch durch leit/ von iu
gescheide niemer./ ich wil iuch minnen iemer/ mit durchnehtigen sinnen/ und füere iuch mit mir
hinnen,/ swenn ich ze lande kêre,/ daz nim ich ûf mîn êre/ und ûf mîn ritterlichez leben.⁴⁰⁷

Dass Jâson seinen dritten und letzten Eid auf ein Abbild des Jûpiter schwört, lässt jedoch aufhorchen.⁴⁰⁸ Schließlich ist er für seine zahlreichen Ehebrüche und Täuschungsmanöver bekannt⁴⁰⁹ und insofern denkbar ungeeignet, um als göttlicher Garant der Beständigkeit zu wirken. Jâsons „misslungener“ Schwur weist hier vielmehr auf seine spätere Untreue an Mêdêa voraus und überdies zeugt er davon, dass Wissen und Magie gegen die Gesetze der *minne* nichts auszurichten vermögen.⁴¹⁰ Mêdêa kann ihre *künste* nur zur Erfüllung ihres *minne*-Begehrens, nicht aber zu dessen Unterdrückung oder gar zur Veränderung der Bedingungen, die den Figuren durch die Liebe auferlegt werden, einsetzen. Dementsprechend vermag sie Jâsons Treue in der Zukunft weder zu erzwingen, noch seinen späteren Verrat an ihr vorherzusehen.

ir kunst ir keine stiure bôt/ vür der hôhen minne kraft,/ si enhalf niht al ir meisterschaft/ noch ir
starken witze list,/ diu minne enwürde in kurzer frist/ an ir muote sigerîch./ an hôher kunst was
ir gelîch/ kein frouwe ûf al der erden/ und mohte doch niht werden/ gefrîget vor der minne starc,/
diu sich in ir gemüete barc/ vil tougenlichen als ein diep.⁴¹¹

Dagegen lassen sich die heroischen Bewährungsproben, denen sich Jâson im Kampf um das Goldene Vlies stellen muss, mit Hilfe der Magie minutiös vorausplanen:⁴¹² Um

rechtlich-rel. Sanktionierung unterstellt und werden im Falle der Nichteinhaltung ihres E[ides] zur Rechenschaft gezogen.“ (RGG Bd. 2: Eid (Hock), Sp. 1121-1122, hier Sp. 1122) Vgl. Hasebrink: Rache als Geste, S. 222.

407 TK, V. 8402-8411.

408 „sus leite er uf daz bilde dâ/ die finger sîn nach ir gebote/ und swuor vil tiure bî dem gote,/ der JÛPITER dâ hieze,/ daz er si niht enlieze/ und er si minnen wolte,/ die wîle er leben solte.“ (TK, V. 9120-9126)

409 Vgl. hierzu den Ratschlag Ovids in der *Ars amatoria*: „Und sei mit Versprechungen nicht ängstlich; Versprechungen ziehen Mädchen an. Und rufe als Zeugen dafür nach Belieben Götter an. Jupiter lacht aus der Höhe über die Meineide der Liebenden und läßt sie bedeutungslos im aeolischen Südwind verwehen. Beim Styx pflegte Jupiter der Juno Meineide zu leisten: Da er selbst das Beispiel gegeben hat, ist er jetzt in diesem Punkt nachsichtig.“ („Nec timide promitte: trahunt promissa puellas;/ pollicito testes quoslibet adde deos./ Iuppiter ex alto periuria ridet amantum/ et iubet Aeolios inrita ferre Notos./ per Styga Iunoni falsum iurare solebat/ Iuppiter; exemplo nunc favet ipse suo.“) (Publius Ovid Naso: *Ars amatoria*/Liebeskunst. Lateinisch/Deutsch. Übers. u. hrsg. v. Michael von Albrecht. Stuttgart 2014 (RUB; 357), S. 46-47)

410 Vgl. Hasebrink: Rache als Geste, S. 220, der ebenfalls auf das Spannungsverhältnis zwischen Mêdêas magisch-erweitertem Handlungsspielraum und ihrer Ohnmacht als Liebende hinweist. Mêdêa selbst unschreibt die Liebe als göttliche Macht, als *minne gote* (TK, V. 8710), der sie sich nicht entziehen könne, vgl. hierzu auch Seus: Heilsgeschichten, S. 126. Doch gegenüber anderen Göttern weiß sie sich durchaus zu behaupten – Jâsons monströse Gegner entstammen z.B. einem Schutzauber des Kriegsgottes Mars, vgl. TK, V. 8150-8157 – denn Konrad unterscheidet nicht konsequent zwischen heidnischen Gottheiten und Zauberern.

Vgl. zudem die auf die Zukunft vorausweisende Klage des Erzählers über Jâsons Treubruch an Mêdêa: „daz diu getriuwe künigîn/ von ir vater schiet durch in/ und mit im fuor ze lande hin,/ daz was ein übel maere,/ wan diu vil tugentbaere/ wart sît von im verlâzen:/ der helt begunde mâzen/ triuwen sich engegen ir,/ daz wirt iu noch geseit von mir,/ ê disiu rede ein ende neme./ swie sêre unstaete missezeme,/ doch brach er sîne staetkeiteit,/ sin tugent nider wart geleit/ an der vil küniclichen frucht,/ er brach an ir lieb unde zuht,/ als ir gehoerent wol hernâch.“ (TK, V. 10206-10221)

411 TK, V. 7842-7853.

412 Vgl. TK, V. 9190-9347.

göttlichen Beistand für sein Vorhaben zu erwirken, soll er auf der Widderinsel zunächst ein Abbild Júpiters opfern und drei Mal ein Gebet aus Mêdêâs *swarzen buochen* verlesen.⁴¹³ Danach wird er sich seinen monströsen Gegnern stellen müssen, die er nur mit Mêdêâs magischen Hilfsmitteln – einem besonderen Leim, einem Zauberring und einer schützenden Kräutersalbe –⁴¹⁴ besiegen wird. Allerdings kann Mêdêâ ihn nicht dazu zwingen, sich auch an ihre Anweisungen zu halten. Die letzte Entscheidung über den Ausgang seiner Heldenprobe liegt also bei Jâson selbst:

owê mir vil armez wîp,/ wie sol ez hiute umb iuch gefarn!/[...] ich weiz wol, daz iu niht enkan/
gewerren, hôchgemuoter degen,/ welt ir eht mînes râtes pflegen/ und in vollenden âne spot./ ist
aber, daz ir mîn gebot/ zerbrechent hiute und übergânt,/ sô wîzzent, herre, daz ir hânt/ den lîp
verloren und daz leben.⁴¹⁵

Insofern eröffnet Jâsons Wille hier eine Alternative zu einem Ablaufschema, das den Rezipienten durch die von Mêdêâ vorgenommene Prolepse schon vor ihrer Inszenierung bis ins Detail bekannt ist. Trotz all ihrer Absicherungsbemühungen ist Jâsons Tod möglich, wodurch der tatsächliche Kampf um das Vlies wieder an Spannung gewinnt und vom Erzähler nochmals genau beschrieben werden kann.⁴¹⁶ Und tatsächlich versucht Jâson zunächst auf *seine* Art das Vlies zu erbeuten, indem er die Ochsen heldenhaft mit dem Schwert attackiert. Erst als er sich davon überzeugt hat, dass er sie allein mit seiner körperlichen Stärke nicht besiegen wird, bedient er sich des Leims, um damit ihre Nasenlöcher zu verschließen.⁴¹⁷ Nun hat auch er verstanden, dass er Mêdêâs Handlungsanweisungen entweder wie eine Marionette ausführen oder dem eigenen Tod ins Auge blicken muss: „[ez] möhte in niemer hân genert/ sîn kraft und al sîn degenheit,/ waer im diu helfe

413 Vgl. TK, V. 9294-9317. Mêdêâs Magie basiert demnach nicht unwesentlich auf der „Macht des Wortes“ (vgl. folgende Klimax: „kein dinc hât ûf der erden/ an kreften alsô rîchen hort,/ sô steine, kriuter unde wort[.]“ (TK, V. 10858-10860)) und spiegelt damit (vornehmlich in negativem Sinne) das Christentum als Buchreligion. Ferner scheint sich die Kraft ihrer magischen Worte durch Wiederholung zu potenzieren. Vgl. zur großen Bedeutung, die (gesprochenen und geschriebenen) Worten im magischen Denken zukommt, Monika Schulz: *Beschwörungen im Mittelalter. Einführung und Überblick*. Heidelberg 2003, S. 13-33 sowie Monika Schulz: *Magie oder Die Wiederherstellung der Ordnung*. Frankfurt am Main u. a. 2000 (Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore. Reihe A: Texte und Untersuchungen; 5), S. 175-208.

414 Die Wirkung des Leims wird nicht erklärt, denn jeder weiß, dass Leim klebrig ist – *dieser* Leim ist es nur in besonderem Maße: „ein lîm, der kan sô faste kleben,/ daz sich von sînen kreften/ keine sache mac enheften,/ diu mit im berüeret wirt.“ (TK, V. 9258-9261) Die Kräfte, die Jâson aus dem Ring zieht, sind eindeutig dem in den Ring eingefassten Edelstein zu verdanken, vgl. hierzu Mêdêâs Erklärung seiner Wirkungsweise: „und als ir wellent, daz iuch spehen/ kein mensche künne ûf erden,/ sô lânt gekêret werden/ den liechten stein in iuwer hant,/ wan swenne er ist dar in gewant,/ sô wirt sô rehte wilde/ den liuten iuwer bilde,/ daz iuch kein ouge merket.“ (TK, V. 9210-9217) Die Wirkung der Schutzsalbe ist hingegen auf besondere Kräuter zurückzuführen: „ûz guoter wûrce stamme/ die salben ich gekochet hân,/ ir tugent ist alsô getân/ und alsô reine erkennt,/ daz nieman sich verbrennet,/ der mit ir salbet sîne hût./ ich hân vil manic edel krût/ zersoten und zerstôzen,/ ê daz ich die vil grôzen/ arzenie braechte zuo.“ (TK, V. 9242-9251).

415 TK, V. 9506-9523.

416 Vgl. TK, V. 9536-10083.

417 Vgl. TK, V. 9684-9745.

niht bereit/ gewesen von der frouwen sîn.“⁴¹⁸ Für Jâson gibt es genau *einen* Weg, über den er lebend mit dem Vlies zurückkehren kann sowie *viele* verschiedene Alternativen, die seinen Untergang bedeuteten.

Die Colcher und Jâsons Männer teilen hingegen nur eine Vorstellung von seiner Zukunft: Da bisher niemand den Kampf um die kostbare *wolle* überlebt hat, sind sie überzeugt davon, dass auch er den Tod finden wird.⁴¹⁹ Sein Erfolg zeugt jedoch davon, dass das Zukünftige sich nicht immer aus dem Vergangenen ableiten lässt. Stattdessen spielen immer auch Faktoren eine Rolle, die dem Menschen verborgen bleiben (so wie Mèdêas heimliche Hilfe für Jâson) und/oder die er nicht kontrollieren kann (so wie Jâsons Entscheidungsfreiheit, sich nicht an Mèdêas Vorgaben zu halten). Das Zukünftige bleibt somit für alle Figuren in unterschiedlichem Maße kontingent.

Mèdêas Plan zur Rettung ihres Geliebten scheint jedoch zunächst aufzugehen, da Jâson nach der Erbeutung des Vlieses wie versprochen um sie wirbt und von Oêtas die Einwilligung zur Hochzeit erhält.⁴²⁰ Entgegen der Stofftradition⁴²¹ ist ihm ihr Vater im *Trojanerkrieg* nämlich von Anfang an wohlgesonnen, initiiert und forciert sogar den Kontakt zwischen den Liebenden.⁴²² Dadurch, dass die traditionelle Konfliktlinie zwischen Oêtas und Jâson getilgt wird, muss sich Mèdêa nicht mehr zwischen der *minne* einerseits und ihren familiären und sittlichen Verpflichtungen andererseits entscheiden, sondern kann beides in einer gesellschaftlich legitimierten Ehe vereinen. Darüber hinaus wird sie – insbesondere durch den entfallenen Brudermord – moralisch deutlich aufgewertet.⁴²³ Konrad hätte die Geschichte von Jâson und Mèdêa an dieser Stelle also mit einem Happy-Ending

418 TK, V. 9836-9839.

419Für sie hat Jâson daher nach seiner erfolgreichen Rückkehr an den Königshof das Unmögliche erreicht: „er wart gehandelt als ein man,/ der von dem tôde erstanden ist.“ (TK, V. 10098-10099)

420 Vgl. TK, V. 10188-10196.

421 Vgl. Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 69.

422 Oêtas stellt Jâson seine Tochter selbst vor und verweist ausdrücklich darauf, dass er diese Ehre seinen Gästen sonst nicht gewähre, vgl. TK, V. 7404-7411. Später hält er Mèdêa dazu an, sich mit Jâson zu unterhalten, damit er sich von seinen Leiden (seiner heimlichen Liebeskrankheit) erhole, vgl. TK, V. 8012-8026.

423 Auch Toepfer: *Höfische Tragik*, S. 407 (Anm. 297), versteht Oêtas' Wohlwollen gegenüber Jâson als Konsequenz aus dem positiven Bild, das Konrad von Mèdêa zeichne. Eindeutig zurückzuweisen ist hingegen Schröders Annahme, Oêtas' Freundlichkeit entspringe allein der Überzeugung des Königs, dass sein Gast den Kampf um das Goldene Vlies nicht überleben werde (vgl. Schröder: *Über die Scheu*, S. 10). Ganz im Gegenteil ist es so, dass Oêtas Jâson vor seinem Aufbruch zur Widderinsel eindringlich davor warnt, die tödliche *reise* anzutreten: „des widers âventiure/ lânt belîben underwegen,/ gedenkent, hôchgelobter degen,/ daz ich iu werde und êre gan,/ und fristent iuch, vil saelic man,/ vor des tôdes freise./ vermîdent dise reise/ zuo des wilden meres hage:/ als liep iu sî der lebetage,/ sô legent iuwer fart dernider,/ wan ez enkam nie mensche wider,/ der nâch der wollen ie geranc./ [...] mir ist daz inneclîchen leit,/ verdirbet iuwer klâriu jugent,/ wan mich erbarmet iuwer tugent,/ der hôhes lobes nie gebrast.“ (TK, V. 9396-9423)

beschließen können, doch nach ihrer Heirat treten die Schattenseiten der *minne* und der in ihrem Dienste waltenden schwarzen Magie immer deutlicher zu Tage.

3.2.2 Mêdêâs Scheitern an den Gesetzen der *minne*

Die Kausalmotivation für den Fortgang der Handlung bildet Jâsons Bitte an Mêdêâ, seinen Vater Êson zu verjüngen. Das umgekehrte Machtgefälle zwischen ihnen bleibt also auch nach ihrer Eheschließung bestehen; zur Verjüngung seines Vaters beitragen kann Jâson nur, indem er anbietet, Êson etwas von seiner Jugend zu spenden.⁴²⁴ Mêdêâ verspricht er als Gegenleistung allerdings nochmals seine Treue: „ist, daz im iuwer güete/ die stiuere und die genâde birt,/ daz er von iu gejunget wirt,/ sô wil ich iemer, saelic wîp,/ iuch minnen vür mîn selbes lîp“⁴²⁵, die sich in seinem Mitgefühl für den Vater auch schon zu bestätigen scheint: „er ist ein gar getriuwer man/ [...] / sît er nû sînes vater lîp/ wil êren hie spât unde fruo,/ sô sol ich helfen im dar zuo/ mit kreften und mit sinne.“⁴²⁶ Doch handelt es sich hierbei lediglich um einen Scheinbeweis seiner *triuwe*, da das Verhältnis zwischen Jâson und seinem Vater, anders als seine Beziehung zu Mêdêâ, nicht von den Gesetzen der *minne* bestimmt wird.

Bevor Mêdêâ mit der eigentlichen Verjüngungsprozedur beginnt, bittet Mêdêâ um die Gunst und Unterstützung der antiken Göttin der Gespenster, der Zauberei und des Mondes, Hekate.⁴²⁷ Wie schon auf der Widderinsel sind die Grenzen zwischen Magie und Religion also auch hier fließend.⁴²⁸ Versinnbildlicht wird die Anrufung der Göttin durch einen Wetterumschwung, den Mêdêâ *nachts*⁴²⁹ im Wald mit ihren magischen Worten auslöst: Als sie diese in die Stille spricht, kracht und knackt es plötzlich im Unterholz, Felsen

424 Vgl. TK, V. 10398-10405. Mêdêâ wird Êson jedoch verjüngen, ohne die Lebensspanne ihres Mannes zu verkürzen. Zum einen fürchtet sie den Unmut der Griechen, wenn sie ihn seiner Lebenszeit beraubt würde, zum anderen möchte sie sich selbst weiterhin an seinem jungen Körper erfreuen, vgl. TK, V. 10470-10477.

425 TK, V. 10410-10414. Toepfer bemerkt in diesem Zusammenhang richtig, dass Jâson seine Treue nun „unter einen Vorbehalt“ stellt und „von Medeas Leistung abhängig“ macht, obwohl er ihr diese zuvor bereits geschworen hatte. (Toepfer: Höfische Tragik, S. 419)

426 TK, V. 10434-10439.

427 Vgl. Roscher Bd. I.2: Hekate (Wilhelm Heinrich Roscher) sowie Habiger-Tuczay: Magie und Magier, S. 19.

428 Vgl. Schulz zur grundsätzlichen Wesensähnlichkeit von Magie und Religion (Schulz: Magie, S. 372-378), auf die auch das vom Erzähler verwendete Vokabular zur Beschreibung des magischen Vorgangs hinweist: „sich muoste manic tolde regen,/ dô si lac an ir gebete/ daz si gesprochen dicke hete/ mit flîzeclicher andâht/ von ir wart z‘einem ende brâht,/ swes man ze lâchenie darf.“ (TK, V. 10546-10551 (Hervorhebungen C. K.)) Da Mêdêâs Magie in erster Linie bei der Beschwörung und Kontrolle von göttlichen Kräften zur Anwendung kommt, lässt sie zudem die Frage nach den Kausalzusammenhängen des Geschehens in den Hintergrund treten. Vgl. hierzu Hasebrink: Rache als Geste, S. 227: „Die Magie im Handeln der Figur entspricht erzähltechnisch gesehen ‚göttlicher Gnade.‘“

429 Vorzugsweise in der Dunkelheit der Nacht geschieht im *Trojanerkrieg* alles Verbotene, moralisch Verwerfliche oder auch Private: Achill vergeht sich spät in der Nacht an Dêidamie, Jâson und Mêdêâ treffen sich nachts in ihrer Kemenate, Mêdêâ lässt den schlafenden Pêleus nachts von seinen Töchtern ermorden. Die Beispiele zeigen zudem, dass insbes. Mêdêâ eine starke Affinität zur Dunkelheit besitzt. Vgl. zur Symbolik von Tag und Nacht auch Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 107-110.

zerbersten und der Wind heult auf.⁴³⁰ Durch das Malen von *karactères*, magischen Schriftzeichen, verfinstert sich die vormals sternenklare Nacht und es beginnt zu regnen und zu hageln:⁴³¹ Der nächtliche Wald als ein *unhöfischer* Raum, fernab des öffentlichen Lebens und seiner Normen, verwandelt sich so in einen *locus terribilis*,⁴³² in dem Mèdêâs Macht über das Wetter bereits symbolisch auf die andere, die gefährliche Seite der Zauberei vorausweist, ohne dass diese sich schon in ihren Handlungsabsichten niederschlagen würde. Das Aufklaren des Himmels impliziert sodann das Ende der Zeremonie: Mèdêâ ist es gelungen, die Voraussetzungen für Êsons Verjüngung zu schaffen und sich der Hilfe Hekates sowie ihrer eigenen Fähigkeiten zu versichern.⁴³³

Bei der Zubereitung des Verjüngungselexiers verwendet sie verschiedene pflanzliche und tierische Zutaten: Zusammen mit Balsam und Aloëholz, die für ihre besonderen Heilkräfte bekannt sind,⁴³⁴ kocht Mèdêâ in heiligem Wasser die Organe bzw. Körperteile einer Schlange, einer Krähe und eines Hirschs ein. All diese Tiere zeichnen sich dadurch aus, dass sie ein langes Leben hinter sich haben, was nach dem Prinzip der Ähnlichkeit, lat. *similis similibus*,⁴³⁵ erklärt, warum sie auf der Zutatenliste für das Elexier stehen: Die Langlebigkeit dieser Tiere soll sich *pars pro toto*, über die Beimischung ihrer Hirne, Herzen oder Geweihe, auf Êson übertragen und die Lebenszeit des altersschwachen Königs künstlich verlängern (bzw. ihm eine zweite Jugend gewähren).⁴³⁶

ein wazzer vor dem paradîs/ teilet in vier ende sich/ an sîme ursprunge lûterlich,/ daz kam ir ouch ze heile./ [...] mit disem wazzer si dô sôt/ diu guoten kriuter âne smalz./ der balsam edel wart ir salz,/ den warf si drûf mit willen dâ./ von ir gewonnen was ein krâ,/ diu wol hundertjaeric schein;/ [...] si brach den gebel ir enzwei./ der alt was unde firme/ und nam her ûz daz hirne,/ daz mit ir blanken hende trût/ wart dâ gemischet in daz krût./ Ouch hetes' einen slangen/ begriffen und gefangen/ mit ir lâge stricke./ der was vil harte dicke/ gejunget und gemûzet./ [...] der grimme tugende blôze schalc/ was ir under hende komen:/ sîn herze wart von ir genomen/ in daz krût

430 Vgl. TK, V. 10528-10549.

431 Wie bei Jâsons Gebet im Tempel auf der Widderinsel sind es auch hier die gesprochenen oder geschriebenen Worte, die ihre Macht über andere Menschen, die Götter und die Natur begründen.

432 Vgl. grundlegend RAC. Band XXIII: *Locus amoenus* (Karin Schlapbach), vertiefend etwa Gianna Petrone: *Locus amoenus/locus horridus: due modi di pensare la natura*. In: *L'uomo antico e la natura*. Atti del convegno nazionale di studi. Hrsg. v. Renato Uglione. Turin 1998. S. 177-195.

433 Vgl. TK, V. 10552-10565.

434 Vgl. Adelung Bd. 1: Aloe, Sp. 221-223 sowie Meyers: Aloeholz.

435 „Ein elementarer Aspekt der mittelalterlichen Magie ist die auf die Antike zurückgehende Lehre von der »Sympathie des Alls« und der Wesensidentität von Mensch und Natur [...] aus der die Anschauung resultiert, [...] daß Gleiches Gleiches bewirkt (*similis similibus*), ergänzt durch den Grundsatz, daß das Gegenteil Gegenteiliges bewirkt.“ (Habiger-Tuczay: *Magie und Magier*, S. 12)

436 „Die vordergründige Ähnlichkeit [von Mensch und Natur], so die Vorstellung, basiert auf einem inneren Zusammenhang. Die kontagiöse Magie basiert auf dem Grundsatz, daß etwas, das einmal in Zusammenhang gestanden hat, nach einer Trennung immer noch verbunden ist. *Pars pro toto*, ein Teil steht für das Ganze, z. B. abgeschnittene Nägel, Haare, das Blut eines Menschen [...].“ (Habiger-Tuczay: *Magie und Magier*, S. 12) Vgl. zum Konstrukt einer auf Ähnlichkeit aufbauenden „Schicksalsidentität“ auch Schulz: *Magie*, S. 145-154; interessant sind in diesem Zusammenhang auch Schulz' Ausführungen zu „Analogie und Kontiguität“ (Schulz: *Magie*, S. 225-245).

rein unde starc./ [...] diu wol gelêrte künigîn/ schoup in diu kriuter ûzerkorn/ ouch eines alten
hirzes horn,/ der in der brunst erslagen was.⁴³⁷

Aus christlicher Perspektive ist die Mischung ihrer Zutaten jedoch verdächtig: Mêdêâ kocht das Herz der Schlange, des *grimmen tugende blôzen schalcs*, die wie kein anderes Tier die Sünde des Menschen verkörpert, im Wasser aus den vier Flüssen, die dem Paradies entspringen. Sie macht folglich keinen Unterschied zwischen „guten“ oder „bösen“ Kräften, sondern bedient sich ihrer gleichermaßen, um sie durch das Aussprechen von Zauberworten zu bändigen und in das Verjüngungsexier zu transformieren.⁴³⁸ Von daher besitzt die Szenerie, auch wenn Mêdêâs Zauber gelingt – Êson verjüngt sich durch den von ihr gekochten Lebenssaft innerlich und äußerlich um 30 Jahre –⁴³⁹ einen unverkennbar ambivalenten Unterton: Wie die *minne* bleibt auch die Magie den moralischen Kategorien des Guten und Bösen gegenüber indifferent. Darüber hinaus erhebt sich Mêdêâ mit der Verjüngung Êsons zu einer Art „Herrin über die Zeit“ und maßt sich damit eine Rolle an, die eigentlich nur Gott (als dem Schöpfer der Zeit) zusteht. Die Ambivalenz des Vorgangs spiegelt sich ferner an den Reaktionen von Êsons Untertanen: Es ist die Rede von einem staunenswerten Wunder (*wunderlîche wunder*), aber auch von etwas Fremdartigem (*wildez dinc/fremde âventiure*) oder Unrechtem (*unbilde*). Der ganze Vorgang ist so merkwürdig, dass die Griechen in Scharen an den Königshof strömen, um ihren nicht mehr alten Herrscher zu bestaunen.

diz wunderliche wunder/ schal über allez KRIECHEN./ daz von dem alten siechen/ wart ein
gesunder jungelinc./ daz dûhte ein alsô wildez dinc./ daz beide arm und rîche/ dar kâmen
algelîche/ und daz unbilde sâhen./ si sprâchen unde jâhen./ ez würde nie gehoeret ê/ noch
geschaeh ouch niemer mê/ kein fremder âventiure.⁴⁴⁰

Der sich an die Verjüngung anschließende Mord an Êsons Bruder Pêleus stellt hingegen eine eindeutig negativ zu bewertende Grenzüberschreitung dar, die auffälligerweise mit dem Umschlag vom Glück ins Unglück für Jâson und Mêdêâ zusammenfällt. Kausal motiviert wird er als Racheakt: Mêdêâ tötet Pêleus, weil er Jâson auf die Suche nach dem Goldenen Vlies schickte, um für seinen Sohn Achill einen heroischen Konkurrenten aus dem

437 TK, V. 10658-10699. Konrads detaillierte Schilderungen passen zur literarischen Mode seiner Zeit: „Das Interesse an Astrologie und Wahrsagerei nimmt vom 13. Jahrhundert an ziemlich zu, und die Passagen, die astrologisch gebildete Personen und deren Instrumentarium beschreiben, werden in der Literatur immer breiter gestaltet.“ (Christa Habiger-Tuczay: *Magie und Magier im Mittelalter*. München 1992, S. 298)

438 Vgl. TK, V. 10700-10705.

439 „geheilet wart er und genas/ von aller sîner swaere dâ./ sîn hâr als ein tûbe grâ/ daz wart im sam ein sîde gel/ und wart sîn runzelehtez fêl/ gestreckt unde schône gat./ sîn munt alsam ein rôsenblat/ begunde blüejen unde roten./ im wart diu snellekeit geboten./ daz er spranc rehte alsam ein hirz./ daz schuof der arzenie wirz/ und daz edele tiure salp./ daz in durchgienc allenthalp.“ (TK, V. 10788-10800)

440 TK, V. 10818-10829.

Weg zu räumen.⁴⁴¹ Sie schlüpft hier also noch einmal in die Rolle der Beschützerin ihres Mannes, doch bedient sie sich hierfür einer grausamen Intrige: Indem sie Pêleus' *einfallige* Töchter glauben lässt, dass sie den Verjüngungszauber auch an ihm vornehmen werde,⁴⁴² bringt Mèdêa sie dazu, den schlafenden Vater unwissentlich zu ermorden: „welt ir, daz ich in frîe/ mit mîner arzenîe/ vor allen sorgen manger slaht,/ sô kêrent über in ze naht,/ swenn er an sînem bette lige,/ und sô der slâf an im gesige,/ sô stechent in ze tôde gar.“⁴⁴³

Die Brüder Êson und Pêleus stehen einander folglich als Repräsentanten der positiven und negativen Auswirkungen der Magie kontrastiv gegenüber: An ihnen zeigt sich, dass Mèdêa das Leben der Figuren nach ihrem Gutdünken verlängern oder verkürzen kann und dass sie, während sie über die Zeit bzw. Zukunft bestimmt, keine moralischen Tabus kennt. Zudem spiegeln sich an der bewussten Täuschung seiner Töchter auch Pêleus' eigene, hinterlistige Mordpläne. Von einem moralisch-didaktischen Standpunkt aus betrachtet, erscheint sein Tod daher als Strafe für den versuchten Mord an Jâson. Denn im Gegensatz zu Mèdêas Hilfe für Jâson beim Kampf um das Goldene Vlies oder bei Êsons Verjüngung, besitzt dieser Mord *keine unmittelbare Notwendigkeit* bzw. nur eine schwache Kausalmotivation: Die Zauberin schaltet so zwar einen politischen Gegner ihres Mannes aus, doch zum gegenwärtigen Zeitpunkt geht keine Gefahr mehr von ihm aus. Auch wird sie dieses Mal nicht von ihrem Mann um Hilfe gebeten, sondern wandelt sich eigenmächtig von der liebenden Helferin zur erbarmungslosen Rächerin. Ohne das Motiv der Vergeltung lässt sich daher aus dem Handlungskontext nicht erschließen, weshalb Pêleus sterben muss.⁴⁴⁴ Wie das *râche*-Streben der heroischen Krieger bedarf offenbar auch dieser Mord keines aktuellen Anlasses, sondern stellt eine „reflexartige Ausgleichshandlung“ für vorausgegangenes Unrecht dar. Und wie Prîamus, der sich an den Griechen rächen will, obwohl er nach dem Wiederaufbau seiner Stadt ein annehmlisches Leben führt, übergeht auch Mèdêa den nahezu idealen Status Quo, wenn sie ihrem *râche*-Bedürfnis folgt:

441 Vgl. zu Pêleus' Intrige: TK, V. 6604-6730, zu Mèdêas Entscheidung: V. 10894-10899. Woher Mèdêas Kenntnis der Intrige stammt, wird allerdings nicht verraten. Jâson wusste davon jedenfalls nichts, als er nach Colcos aufbrach: „der helt vil ûzerkorn./ het âne zwîvel des geswon./ daz diu rede [Pêleus Ratschlag, das Vlies zu erbeuten] geschehe durch guot./ er wânde, daz getriuwen muot/ sîn veter haete wider in[.]“ (TK, V. 6731-6735)

442 „‘seht,’ sprach dô zuo in beiden/ diu küniginne wolgetân./ ‘als ich diz schâf erniuwet hân./ alsô bînamen und alsus/ wirt iuwer vater PÊLEUS/ an sîner kraft gejunget./ daz alter, daz in stunget./ daz wirfe ich hie mit künste nider/ und gibe im sîne jugent wider.“ (TK, V. 11058-11066)

443 Vgl. TK, V. 11073-11079.

444 Vgl. Pêleus' Reaktion nach Jâsons erfolgreicher Rückkehr aus Colcos: „daz er [Jâson] nâch sîner [Pêleus] girde/ gelac niht underwegen tôt,/ daz was sîn allermeistiu nôt/an herzen und an sinne./ er truoc im kranke minne/ und was im âne schult gehaz./ doch hal er tougenlîchen daz/ und tet niht dem gelîche.“ (TK, V. 10264-10271) (Hervorhebungen C. K.) Zu diesem Schluss gelangt auch Hasebrink: Rache als Geste, S. 227.

„dô diu küniginne/ an PÊLEÔ den mein vernam,/ dô wart diu schoene im alsô gram,/ daz si gedâhte sâ zehant,/ si wolte kêren in sîn lant/ und an im rechen die geschiht.“⁴⁴⁵

Zusätzlich begründet wird Pêleus' Ermordung darüber hinaus mit dem Einfluss der *minne*, die dem Erzähler zufolge *als eigentliche Urheberin* hinter Mêdêâs Rachebedürfnis stehe: „gelouben ir der maere sult,/ daz ir JÂSÔNES minne/ ze herzen und ze sinne/ lac mit ganzer staetekeit,/ dâ von diu küniginne leit/ durch dise untriuwe grôzen pîn,/ daz PÊLEUS, der veter sîn,/ truoc wider in falsch unde mein.“⁴⁴⁶ Erneut überlagern sich hier also sowohl kausale als auch finale Begründungen für ein handlungsentscheidendes Ereignis. Gleichzeitig folgt der Mordanschlag einer für den *Trojanerkrieg* zentralen Motivkopplung, der engen Verknüpfung von *minne* und *râche*, von libidinösen und aggressiven Handlungsimpulsen; schließlich wird auch der große Zerstörungskrieg zwischen Griechen und Trojanern als Rachezug für die Entführung Helenâs motiviert. Die erneute Rückführung der Handlungsmotivation auf eine externe, den Figuren übergeordnete Macht hat zudem den Effekt, dass Mêdêâs Verantwortung für das Geschehen (wie schon bei ihrem inneren Kampf gegen ihre Gefühle für Jâson) relativiert wird: Seit Mêdêâ unter dem Einfluss der *minne* steht, entscheidet sie nicht mehr allein über ihr Handeln und damit über ihre Zukunft.

Ebenso werden für das Ende ihrer Beziehung zu Jâson verschiedene Lesarten angeboten: Einerseits folgt Jâson schlicht und einfach den Gesetzen der *minne*, wenn er Mêdêâ für Grêûsâ von Thêbân verlässt. Es bedarf daher auch keiner weiteren Erklärung für seinen Treuebruch, als der durch ihre Abwesenheit geschaffenen Gelegenheit dazu:

dô si niht widerkêren/ wolt in vil kurzen stunden,/ dô wart sîn muot gebunden/ mit niuwer liebe minne./ wan er dô sîne sinne/ leit ûf ein ander wîp zehant./ GRÊÛSÂ sô was si genant/ und lûhte schône und ûzerkorn,/ von THÊBÂN was si geborn/ und hete mit ir friuntschaft/ JÂSÔNES herze alsô behaft,/ daz er durch si wart triuwelôs/ und er sîn êlich wîp verkôs.⁴⁴⁷

Andererseits scheint Mêdêâ für ihr Unglück (zumindest mit-)verantwortlich zu sein: Denn so wie Pêleus' Mordpläne seinen eigenen Tod bewirkten, führt auch Mêdêâs heimtückischer Betrug an seinen Töchtern dazu, dass sie selbst betrogen wird. Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang, dass sie ihre Reise zu Pêleus offiziell damit rechtfertigt, dass Jâson sich von ihr abgewendet habe: „ouch seite si daz überlût/ durch eine grôze kündekeit,/ JÂSON der taete ir manic leit/ und braeche an ir sîn êre gar,/ dâ von si waere komen dar/ und wolte dâ belîben,/ biz er von ir vertriben/ begünde fientlichen haz.“⁴⁴⁸

445 TK, V. 10894-10899.

446 TK, V. 10978-10985.

447 TK, V. 11200-11212.

448 TK, V. 10928-10935.

Und ohne dass sie es ahnen würde, weißt diese Lüge als eine Art „unwissentliche Vorausdeutung“ tatsächlich auf ihre Zukunft voraus, denn noch während ihrer Abwesenheit verlässt Jâson sie für Grêûsâ. Es liegt daher nahe, die Strafe für Mêdêâs mörderischen Betrug wiederum darin zu sehen, dass die dafür von ihr instrumentalisierte Lüge wahr wird. Das Romangeschehen folgt hier also (wie etwa auch bei der Binnenerzählung zum Tod des Hercules) dem moralischen Prinzip der „ausgleichenden Gerechtigkeit“: Das Schlechte fällt auf seinen Verursacher zurück, Jâson und Mêdêâ tragen *beide* Schuld am grausamen Ende ihrer Liebesbeziehung.⁴⁴⁹

Eine, die Eigenverantwortung der Figuren betonende Interpretation des Geschehens wird zudem dadurch gestützt, dass Mêdêâ sich nun auch für Jâsons Untreue an ihr rächt: Sie webt ein vergiftetes Kleid für Grêûsâ, das sich, als diese das vermeintliche Geschenk anlegt, von selbst entzündet, sodass sie und Jâson in den Flammen umkommen.⁴⁵⁰ Noch einmal begeht Mêdêâ hier also einen heimtückischen Rachemord – doch von ihrer Liebe ist nichts übrig geblieben, sie hat sich vollständig in ihre Kehrseite, in Hass und Zerstörung, verwandelt.⁴⁵¹ Die Geschichte von Jâson und Mêdêâ bildet so ein besonders eindrückliches Exempel für die guten wie die schlechten Seiten der *minne*.⁴⁵²

Letztlich bezahlt Jâson jedoch nicht nur für seinen Eidbruch,⁴⁵³ sondern auch für seine Emanzipationsbestrebungen mit dem Leben. Denn mit der Entscheidung, Mêdêâ für Grêûsâ zu verlassen, entwickelt er das erste und einzige Mal einen eigenständigen Zukunftsentwurf und verhängt damit zugleich sein Todesurteil. Berücksichtigt man auch die Geschehnisse um den initialen Kampf um das Goldene Vlies, den er nur durch Mêdêâs Hilfe überleben und gewinnen konnte, wird ersichtlich, dass Jâson ohne Mêdêâ schlicht zum Tode verdammt ist. Der Tod des Helden, der bereits im Kampf um die kostbare *wolle*

449 Vgl. hierzu die Ausführungen zur „literarisch diskutierte[n] Schuldfrage“ bei Störmer-Caysa: „Schuld entsteht, das macht ihren Begriff aus, in einem Resultat, und sie belastet dessen Urheber, sie ist also ein moralischer Sproß der Kausalität.“ (Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 99)

450 Vgl. TK, V. 11290-11338.

451 Vgl. zur Engführung von Liebe und Hass etwa Ovid: „Wer mit Hass die Liebe beendet,/ liebt noch, oder er macht schwer von der Liebe sich los.“ („odio qui finit amorem./ aut amat aut aegre desinet esse miser.“ (Ovid: *Remedia amoris*, V. 657-658))

452 Anders als etwa Ovids *Remedia amoris* (Buch 7, V. 396) spart der *Trojanerkrieg* jedoch den grausamen Mord an ihren Kindern aus und ersetzt ihn durch Mêdêâs direkte Rache an Jâson und Grêûsâ. So wird einerseits das Prinzip der „ausgleichenden Gerechtigkeit“ gewahrt, andererseits verliert Mêdêâ nicht gänzlich den Status eines Opfers der *unstaetekeit* der *minne*. Vgl. Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 75, sowie Hasebrink: *Rache als Geste*, S. 228.

453 Vgl. die Einschätzung des Erzählers, die ebenfalls klar auf Jâsons Eigenverantwortung für seinen Tod abzielt: „Er hete gar vergezzen,/ daz er von ir gesezzen/ was in würde manicfält/ und daz er wart von ir gewalt/ an der wollen sigehaft./ daz von ir hōhen meisterschaft/ sîn vater was in jugent brâht./ des wart vil kleine dô gedâht/ von sînem falschen muote./ im was von ir ze guote/ geschehen maniger hande dinc./ daz übersach der jungelinc/ und der ungetriuwe man,/ dâ von er schaden vil gewan/ und in kumber wart geleit.“ (TK, V. 11213-11227)

hätte eintreten müssen, ereilt ihn nun nachträglich und zwar durch die Figur, die ihn bislang am Leben gehalten hatte. Und wie schon im Umgang mit Pêleus gelingt es Jâson auch in Bezug auf seine mächtige Ehefrau nicht, die Situation und die damit verbundenen Gefahren richtig einzuschätzen. Jâson scheitert also auch an sich selbst und trägt damit mindestens eine Teilverantwortung für seinen eigenen Tod.⁴⁵⁴ Hier wiederholt sich die implizite Kritik an einem Figurentypus, der ganz auf Tapferkeit und körperliche Stärke spezialisiert ist und die Auswirkungen seines Handelns dabei nicht bedenkt. Immer wieder präsentiert der Roman zwei völlig unterschiedliche Herangehensweisen an das Geschehen, die u. a. von Mêdêâ und Jâson exemplifiziert werden: Während sie die Zukunft wissensgesteuert zu modellieren versucht, folgt er allein seinem heroischen Ethos, für das die Zukunft keine Rolle spielt.⁴⁵⁵ Konfrontiert mit der *minne* und ihrer *unstaetekeit* erweisen sich jedoch beide Handlungsstrategien als gleichermaßen unterlegen, die *minne* determiniert sowohl die geistigen als auch die körperlichen Kräfte der Figuren.

3.2.3 Motivvariation: der Tod des Hercules

Im Gegensatz zu den breiter auserzählten Liebesbeziehungen des *Trojanerkriegs* spart der Bericht, den der Binnenerzähler Filothêtes⁴⁵⁶ den Griechen zur Beziehung von Hercules und Dîanîra liefert, die ansonsten detailliert beschriebene Phase der Paarfindung aus und informiert – wie von den fiktiven Rezipienten gewünscht – in erster Linie über den qualvollen Tod des Helden.⁴⁵⁷ Kausal motiviert wird diese Erzählung durch eine *arge list* des Kentauren Nessus, der anbietet, Dîanîra für Hercules auf die andere Seite eines reißenden Flusses zu tragen,⁴⁵⁸ um sich danach ungestört an ihr vergehen zu können. Wie Mêdêâ, die sich mit einem falschen Hilfsangebot an Pêleus' Töchter wendet, stattet der Kentaure seine Opfer auch mit falschem Zukunftswissen aus, um seine wahren Handlungsabsichten zu verschleiern: „Der starke biderbe HERCULES/ der wânde ân allen zwîfel

454 Ähnlich stellt Toepfer fest: „Die Beziehung der beiden Protagonisten scheitert einerseits aufgrund von Jasons Fehlverhalten, das vom Erzähler gebrandmarkt wird, und andererseits aufgrund des widersprüchlichen Wesens der Minne.“ (Toepfer: *Höfische Tragik*, S. 437)

455 Beide Handlungsstrategien stehen sich auch beim Streit zwischen Helenus und Trôilus vor der Entführung Helenâs gegenüber.

456 Filothêtes, Hercules' ehemaliger Waffenträger, erzählt die Geschichte während einer Kampfpause vor Troja, vgl. TK, V. 37951-37957.

457 Bei Jâson und Mêdêâ braucht es nach dem Aufflammen der Liebe weitere 1300 Verse (vgl. TK, V. 7744-9127) bis zur ersten Liebesnacht, Achill und Dêidamîe benötigen gute 2300 Verse (vgl. TK, V. 14646-16953), Pâris und Helenâ gar über 3000 Verse (vgl. TK, V. 19782-22879). Im Gegensatz dazu wird Hercules' erfolgreiches Werben um Dîanîra lediglich kurz erwähnt („dô sich der edele HERCULES/ geniete maniger frûmekeit/ und er mit sîner tugent erstreit/ die stolzen DÎANÎRAM [...]“ (TK, V. 37960-37963)), die erste Liebesnacht der beiden wird überhaupt nicht thematisiert. Es wird daher auch von keinem Treuegelöbnis berichtet, allerdings erwähnt Filothêtes, dass Hercules Dîanîra zunächst *mit triuwen* (TK, V. 38969) verbunden gewesen sei.

458 „gip mir die wunneclîchen her,/ sô füere ich si mit frîer ger/ sanft über disen wilden bach.“ (TK, V. 38013-38015)

des,/ daz im dâ NESSUS seite wâr.“⁴⁵⁹ Anders als Mèdêâ kann er seinen Plan jedoch nicht gänzlich umsetzen, da Hercules ihn mit einem seiner Giftpfeile tödlich verwundet.⁴⁶⁰

Richtig liegt Nessus jedoch mit seiner Einschätzung der *minne*: Er weiß, dass Hercules Dîanîra in der Zukunft betrügen wird⁴⁶¹ und nutzt dieses Wissen, um sich für den tödlichen Schuss zu rächen: Bevor er stirbt, übergibt er Dîanîra sein giftgetränktes Oberhemd und behauptet, es würde sich wie eine Art Treuezauber auswirken, wenn Hercules es trüge: „wirp, daz im daz hemde/ bedecke sîne blôze hût,/ sô wirst dû sînes herzen trût/ vür alle vrouwen ûzerwelt.“⁴⁶² Gutgläubig⁴⁶³ nimmt Dîanîra das vermeintliche Hilfsmittel an sich und übersendet es Hercules, nachdem er sie für Îolê verlassen hat. Weder sie noch er wissen also von den Racheabsichten des inzwischen verstorbenen Kentaur, die das Geschehen nach wie vor kausal motivieren.

Einblick in die wahren Gegebenheiten erhalten sie erst, als es bereits zu spät ist, als Hercules durch das im blutgetränkten Oberhemd enthaltene Schlangengift langsam von außen nach innen verbrennt.⁴⁶⁴ Wie Jâson stirbt also auch er den Flammentod durch ein vergiftetes Kleidungsstück, das ihm von seiner verlassenen Ehefrau als Geschenk gesandt wurde.⁴⁶⁵ Anders als Mèdêâ hat Dîanîra jedoch wie gesagt nicht die Absicht, ihren untreuen Gatten zu töten, sondern glaubt im Gegenteil, das vergiftete Oberhemd könne ihn ihr zurückbringen.⁴⁶⁶

Einerseits verbindet Konrad die beiden Liebesgeschichten also durch die Art und Weise, wie die Männer sterben, andererseits kontrastiert er sie über die mit den todbringenden

459 TK, V. 38037-38039. Vgl. die falschen Hoffnungen von Pêleus' Töchtern: „si für eine wârheit/ dô wizzen beide wolten,/ daz si beschouwen solten/ ir vater jungen unde frô.“ (TK, V. 11068-11071)

460 Vgl. TK, V. 38060-38104.

461 „ich weiz wol, daz der starke helt/ verkebsen dich beginnet/ und manige vür dich minnet,/ diu von im sagen hoeret“ (TK, V. 38126-38129)

462 TK, V. 38122-38125.

463 Es bleibt natürlich eine Motivationslücke: Warum glaubt Dîanîra jemandem, der gerade versucht hat, sich *unter falschem Vorwand* an ihr zu vergehen? Ihre bis ins Unglaubliche gesteigerte Naivität teilt sie mit Achills Geliebter Dêidamîe, die dessen wahres Geschlecht, obwohl schon im Liebeskampf mit ihm verstrickt, erst erkennt, als er sich ihr namentlich zu erkennen gibt. Ihre Einfalt macht beide Frauen zu idealen Opfern, an denen sich das Fehlverhalten der männlichen Figuren leicht demonstrieren lässt.

464 Konrad spart hier nicht mit grausamen Details, die durchaus eines modernen Horrorfilms würdig wären: Im Todeskampf versucht Hercules noch, sich des Hemdes zu entledigen, doch da dieses sich bereits in seine Haut „eingebrannt“ hat, reißt er sich dabei auch das Fleisch vom Körper. Teilskelettiert, als eine Art wandelnder Untoter, findet er sodann noch die Kraft, Dîanîras Kleiderboten zu ermorden und einen Scheiterhaufen aufzurichten, um sein ehrloses Sterben durch äußere Flammen zu beschleunigen, vgl. TK, V. 38432-38585.

465 Wobei in Jâsons Fall nicht er direkt, sondern seine Geliebte Grêûsâ, von Mèdêâ beschenkt wird, sodass beide in den mörderischen Flammen umkommen, vgl. TK, V. 11303-11338. Was hingegen aus Hercules' zweiter Frau Îolê wird, bleibt unklar, vgl. TK, V. 38391-38722.

466 „[Dîanîra] wolte gerne daz gewant/ ir friunde senden bî der zît,/ dar umbe daz er würde sît/ gereizet ûf ir minne als ê./ si wände, daz im [seine Geliebte] ÎOLÊ/ würd in dem muote fremde,/ swenn er daz feige hemde/ geleite an sînen blôzen lîp.“ (TK, V. 38274-38281, vgl. zudem V. 38338-38341)

Geschenken verbundenen Zukunftskonzepte der Frauen. Doch unabhängig davon, ob die Figuren dies (wie Mêdêâ) mit ihrem Handeln intendieren oder (wie Dîanîra) gänzlich andere Absichten verfolgen, können sie zu Handlangern einer ihnen und ihren persönlichen Zielvorstellungen übergeordneten (Schicksals-)Macht werden, die zumindest partiell auf ausgleichende Gerechtigkeit ausgerichtet ist, indem sie die *unstaetekeit* der Figuren rückwirkend mit dem Tod bestraft. Ungewöhnlich ist in diesem speziellen Fall jedoch, dass Hercules' qualvoller Tod nicht vom Erzähler, sondern vom sterbenden Helden selbst in diesem Sinne gedeutet wird: „ich hân von DÎANÎREN/ empfangen jaemerlichen solt./ [...] ouch hât si rehte mir getân,/ sît daz ich triuwe an ir zerbrac/ [...] durch fremder wîbe minne./ ich pflac unstaeter sinne,/ daz hât si mir vergolten.“⁴⁶⁷

Todgeweiht erkennt Hercules, dass sich sein Treuebruch nun bitter rächt und leitet daraus eine allgemeine Forderung der Todesstrafe für alle Betrüger ab: „die falschen alle solten/ den lôn enpfâhen, den ich nime[!]“⁴⁶⁸ Allerdings ist dies nicht die einzige Erklärung, die er für sein Sterben ins Spiel bringt: Wenig später erklärt er, dass sein Tod als Rache der Götter für seine Gewaltexzesse an den Trojanern zu verstehen sei.

ich hân durch mînen übermuot/ in [den Trojanern] schaden vil erzeiget,/ dâ von wird ich gefeiget/
durch mîne schulde manicfalt./ der göte kraft und ir gewalt/ hânt mînen mein gerochen./ daz
TROIE wart zerbrochen/ des êrsten mâles, daz schuof ich,/ und riuwet daz nû sêre mich,/ wan
ich ir hân gewalt getân.⁴⁶⁹

Und um zu verhindern, dass die Griechen den Trojanern weiteres Unrecht zufügen, beauftragt er Filothêtes damit, seine tödlichen Giftpfeile zusammen mit seiner Asche zu vergraben.⁴⁷⁰ Wie sein Gegner Nessus versucht auch er, über den Tod hinaus Einfluss auf das Geschehen zu nehmen – nicht jedoch, um seinen Feinden weiteren Schaden zuzufügen, sondern um diesen von ihnen abzuwenden, bzw. um „den Mechanismus von Rache und Gegenrache außer Kraft zu setzen.“⁴⁷¹

Im Angesicht des Todes leitet Hercules aus seiner persönlichen Vergangenheit also zwei miteinander konkurrierende Deutungsperspektiven für das Geschehen ab, die die beiden zentralen Triebfedern menschlichen Handelns im *Trojanerkrieg* – das Streben nach *minne*

467 TK, V. 38466-38475. Und tatsächlich ist es ja auch so, dass Nessus' heimtückischer Racheplan nur deshalb gelingt, weil Hercules Dîanîra für Îolê verlässt, vgl. Worstbrock: Tod des Hercules, S. 277. Vgl. zum Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit auch Hercules' Vorwurf an Lâmedon: „er eidet unde garnet/ dar nâch von schulden sîne tât/ swer übel vor gewürket hât/ und ûf sich alte schulde ledet!“ (TK, V. 12726-12729)

468 TK, V. 38476-38477.

469 TK, V. 38660-38669.

470 Vgl. TK, V. 38670-38684.

471 Andrea Sieber: Die *angest* des Herkules. Zum Wandel eines emotionalen Verhaltensmusters in mittelalterlichen Trojaromanen. In: Codierungen von Emotionen im Mittelalter/Emotions and Sensibilities in the Middle Ages. Hrsg. v. Stephen Jaeger u. Ingrid Kasten. Berlin 2003, S. 222-234, hier: S. 231. Vgl. außerdem Worstbrock: Tod des Hercules, S. 281 sowie Worstbrock: Erfindung der wahren Geschichte, S. 163.

und das Streben nach *râche* – kritisch hinterfragen und ihm eindeutig die Verantwortung für sein ehrloses Sterben zuschreiben.⁴⁷² Insofern exemplifiziert die Binnenerzählung vom Tod des Hercules „im Kleinen“, worauf die Gesamthandlung des Romans „im Großen“ zusteuert: Den Untergang der Figuren aufgrund ihrer libidinösen und/oder aggressiven Bestrebungen.⁴⁷³

In diesem Sinne bestreiten Hercules und Jâson jedoch auch einen symbolischen Kampf, in dem ihre Gegner nicht nur für das Chaos und die Gefahren stehen, denen der einzelne Mensch fortwährend durch seine Umwelt ausgesetzt ist,⁴⁷⁴ sondern auch für die destruktiven Anteile in ihnen selbst.⁴⁷⁵ Beiden Helden gelingt es scheinbar mühelos, äußere Gefahren abzuwenden, doch in dem Moment, in dem sie ihre Frauen hintergehen und verraten, scheitern sie im moralischen Sinne an sich selbst und müssen dafür die tödlichen Konsequenzen tragen.⁴⁷⁶ Hercules' späte Reue zeugt insofern auch davon, dass die Treubrüche der Männer nicht allein ihrem Einflussbereich entzogenen Mächten (wie der *minne*) zuzuschreiben, sondern durchaus auch als ihr persönliches Versagen zu lesen sind. Folgt man aber dieser Lesart, relativiert sich die Allmacht der *minne* und stellt sich vornehmlich als eine Möglichkeit dar, die Unzulänglichkeit des Menschen (durch die Darstellung eines abstrakten, ihm übergeordneten Wirkungsprinzips bzw. dessen Personifikation *Vênus*) greifbar zu machen, ohne sie psychologisieren zu müssen.

3.3 Achill und Dêdamîe

Ausschlaggebend für den Beginn von Achills und Dêdamîes Liebesgeschichte ist die Absicht seiner Mutter Thêtis, den ihrem Sohn prophezeiten Heldentod zu verhindern.⁴⁷⁷ Die

472 Ich stimme daher nicht mit Müller überein, der die Schuldfrage hier für unbeantwortbar hält, da sie sich auf verschiedene Figuren und unterschiedliche Handlungsziele („Der liebestolle Nessus? Hercules mit seinem giftigen Pfeil? Der heimtückische Rat? Hercules' Untreue? Dianiras *âkust* beim Versuch, ihn zu halten?“ (Müller: Spielregeln, S. 460)) zurückführen lasse. Natürlich können diese Perspektiven mitgedacht werden, doch sind sie m. E. Hercules' explizit formulierter Selbstanklage unterzuordnen. Auch wenn Konrad im *Trojanerkrieg* ständig verschiedene, miteinander konkurrierende Deutungsperspektiven gegenüberstellt, handelt es sich hier um eine der seltenen Situationen, in denen eine Figur (als Stellvertreter des Erzählers) das Geschehen für die Rezipienten ausdeutet. Vgl. zu Hercules' Selbstanklage auch Lienert: *wildekeit* und Widerspruch, S. 328-331.

473 Vgl. Worstbrock: Tod des Hercules, S. 278-283. Worstbrock geht es jedoch weniger um den Handlungsspielraum der Figuren als um ihre Schuld am katastrophalen Geschehen, d. h. um die „Dissoziation [...] von Handeln und moralischer Erkenntnis“ (S. 278), die zu einem „kollektiven Defekt der handlungstragenden Figuren“ (S. 284) führe.

474 Die Beschreibungen der Figur sind ausschließlich negativ konnotiert und streng kontextbegunden, da sie immer auf sein hinterhältiges Vorgehen referieren: „sîn ungetriuwer lîp“ (TK, V. 38003) „stuont [...] ûf hôhen mein“ (TK, V. 37997) usw. Damit bildet Nessus das Gegenbild zum höfisch versierten und integren Schîron, in dessen Obhut Achill zum Krieger heranwächst, vgl. Kap. 2.2.2.

475 Vgl. RAC Bd. XXIV: Mischwesen (Speyer), Sp. 904.

476 Vgl. Sieber, die „eine assoziative Verbindung zwischen dem, was Herkules erleidet, und dem, was jeden in ähnlicher Weise sündigen Menschen potentiell als Höllenqual erwartet[,]“ sieht. (Sieber: *Die angst* des Herkules, S. 229)

477 Vgl. hierzu Kap. 2.2.

beiden Liebenden lassen sich in ihrem Handeln hingegen kaum von Überlegungen über die Zukunft leiten: Nach seiner äußerlichen Verwandlung vom wilden Krieger zur braven Jungfrau ist die Zukunft für Achill nur sehr eingeschränkt, in Hinblick auf die von ihm ersehnte Befriedigung seines libidinösen Begehrens von Bedeutung. Dêdamîe wiederum lebt bis zu ihrer Entjungferung in einem scheinbar unveränderlichen Insel-Idyll, in dem das Voranschreiten der Zeit keine Rolle spielt. Danach wird sie jedoch von Zukunftsängsten geplagt, die sich nach Achills Abreise in ein ohnmächtiges Wissen um das Ende ihrer Liebe wandeln.

3.3.1 Achills Verwandlung in Jocundille

Nach seiner Ankunft auf Scÿros weigert sich Achill zunächst vehement dagegen, seine (männliche) Kriegeridentität – und damit den wichtigsten Ziel- und Orientierungspunkt in seinem Leben – auf unabsehbare Zeit aufzugeben⁴⁷⁸ und dafür in die Rolle eines Mädchens zu schlüpfen. Eine Zukunft als wehrlose Frau erscheint ihm völlig undenkbar:

ich sol ûf werde ritterschaft/ herz unde sinne stellen/ und wîben niht gesellen/ mîn leben unde mînen muot!/ [...] ê daz ich würde z'einer maget/ und als ein wîp gebârte mich,/ frouw unde muoter, ê wolt ich/ ein her bestân aleine.⁴⁷⁹

Doch als er Dêdamîe erblickt,⁴⁸⁰ bemächtigt sich die *minne* seiner Gedanken und Gefühle, zähmt sein *gemüete wilde*⁴⁸¹ und schafft damit doch noch die Voraussetzungen für seinen Genderwechsel⁴⁸²: Statt der ehrenhaften Bewährung im Kampf, hat Achill von nun an allein die Eroberung seiner Geliebten im Sinne⁴⁸³ und wehrt sich nur noch zum Schein

478 Erst nach dem Ende des Krieges will Thêtis ihn zurück zu Schÿron bringen, vgl. TK, V. 14306-14312.

479 TK, V. 14352-14361.

480 „Die Liebe entsteht nach antiker wie mittelalterlicher Auffassung mit dem plötzlichen Eindringen eines Sehstrahls ins Auge. Das Bild vom Pfeilschuß des Amor ist dafür sehr treffend. Die Redensart von der „Liebe auf den ersten Blick“ kennen wir alle.“ (Hartmut Kugler: Liebeskrankheit im mittelalterlichen Roman – Einige Beobachtungen unter dem Aspekt der Geschlechterdifferenz. In: Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen. Hrsg. v. Frank Stahnisch u. Florian Steger. Stuttgart 2005 (Geschichte und Philosophie der Medizin; 1). S. 181-195, hier: S. 185)

481 Vgl. TK, V. 14670-15671.

482 Vgl. zur Unterscheidung von *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (soziales/kulturelles Geschlecht) sowie zu den Problemen bei der Übertragung dieser Begriffe auf die „Geschlechtskonzeption(en)“ der Vormoderne Bennewitz: Körper der Dame, S. 232-237 sowie Ingrid Bennewitz: Zur Konstruktion von Körper und Geschlecht in der Literatur des Mittelalters. In: Genderdiskurse und Körperbilder im Mittelalter. Eine Bilanzierung nach Butler und Laquer. Hrsg. v. Ingrid Bennewitz u. Ingrid Kasten. Münster 2002 (Bamberger Studien zum Mittelalter; 1). S. 1-10, hier: S. 2-3 u. 7. Die Tatsache, dass Achill lediglich sein soziales Geschlecht wechselt, liefert auch eine Erklärung dafür, warum es ihm zu keinem Zeitpunkt gelingt, eine ungebrochen weibliche Identität anzunehmen: Ihm fehlt schlicht die biologische Grundlage dafür. Vgl. zum Gedanken des Körpers als „letzter Instanz des Geschlechts“ Peters (Ursula Peters: Gender trouble in der mittelalterlichen Literatur? Mediävistische Genderforschung und Crossdressing-Geschichten. In: *Manlîchiu wîp, wîplîch man*. Zur Konstruktion der Kategorien „Körper“ und „Geschlecht“ in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Ingrid Bennewitz u. Helmut Tervooren. Berlin 1999 (Beihefte zur ZfdtP; 9). S. 284-304, hier: S. 303).

483 Vgl. Peters: Gender trouble, S. 288.

gegen seine Wiedergeburt⁴⁸⁴ als Jungfrau, da diese es ihm ermöglicht, Dêdamîe unerkannt nah zu sein.⁴⁸⁵ Der (temporäre) Verlust seines Heldenstatus' geht also auch mit dem Verlust einer seinem eigentlichen „Charakter“ angemessenen Zukunftskonzeption einher: „daz er kaem in der megde schar,/ daz was im widerwertic vor,/ nû kam er ûf des willen spor,/ möht ez mit fuoge wol geschehen,/ daz er sich wolte lâzen sehen/ in ir geselleschefte guot.“⁴⁸⁶

Achills „Verwandlung“ zur Jungfrau vollzieht sich nun schrittweise, von außen nach innen: Zunächst hüllt Thêtis ihn in kostbare Frauengewänder und bündigt sein Haar in einer reich verzierten Flechtfrisur.⁴⁸⁷ Da seine Körpersprache (*gebâr*) für eine Frau jedoch *ze wilde* ist, erhält er von ihr eine Unterweisung in den wichtigsten jungfräulichen Benimmregeln, die sich u. a. auf Gestik und Mimik sowie Sprech- und Tischmanieren beziehen. Letztlich laufen Thêtis' Anweisungen alle auf eine strenge Kontrolle seines Verhaltens, auf die höfischen Ideale „Besonnenheit“ (*rehte mâze*) und „Sittsamkeit“ (*zûhte*) hinaus.⁴⁸⁸ Richtungsweisend hierfür ist das Gefühl der *schame*⁴⁸⁹, wie ihre Konversationsauflagen exemplarisch belegen:

dû solt dich boeser worte schamen,/ swâ man si vor dir sprechen wil,/ gerede ouch selbe niht ze vil,/ daz êret hôchgeborniu wîp!/ frâgt ieman ihtes dînen lîp,/ des gip antwûrte im über lanc!/ lâz einen wîsen fûrgedanc/ behûeten al die sprûche dîn!⁴⁹⁰

Die *schame* stellt für die Frauenfiguren des *Trojanerkriegs* den Ausgangspunkt allen tugendhaften Handelns dar, sie fungiert – wie der rachsüchtige *zorn* der Männer – als eine Art „Basisemotion“ an der sich ihr gesamtes Verhalten und damit auch ihre Ziel- und Zukunftsvorstellungen orientieren.⁴⁹¹ In der Praxis führt das Primat der *schame* allerdings

484 Vgl. die Beschreibung von Achills Verwandlung in eine Frau als „Wiedergeburt“: „er meinte die juncfrouwen kluoc./ diu mit ir lîbe wunnefar/ ein niuwez leben im gebar/ und im sîn altez bilde/ gemachet hete wilde./ als ez der minne kraft gebôt./ si was ein muoter sîner nôt/ und der figûren wîplich./ in die verwandelt hete sich/ sîn frecher lîp vil unverzag.“ (TK, V. 15648-15657)

485 Vgl. TK, V. 14860-14865.

486 TK, V. 14908-14913.

487 Unabhängig von ihren unzureichenden Textkenntnissen (weder wird Achills Verwandlung zur Frau bei Konrad „nicht beschrieben, weil sie zu weit in der Vergangenheit liegt“, noch „wächst [er] unter den Mädchen am Hof [des Licomedes] auf“ und „erfährt [eine] von vornherein weibliche Sozialisation“) bemerkt Weichselbaumer richtig, dass Achills Bartwuchs ihn eigentlich als Mann hätte verraten müssen. (Ruth Weichselbaumer: *Er wart gemerket unde erkant/durch seine [sic!] unvroweliche [sic!] site*. Männliches Cross-Dressing in der mittelhochdeutschen Literatur. In: *Manlichiu wîp, wîplich man*. Zur Konstruktion der Kategorien „Körper“ und „Geschlecht“ in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Ingrid Bennewitz u. Helmut Tervooren. Berlin 1999 (Beihefte zur ZfdtP; 9). S. 326-341, hier: S. 333, 334 u. 339)

488 Vgl. TK, V. 14980-15068.

489 Nhd. u. a. „Züchtigkeit“, „Ehrgefühl“ (Lexer: *schame*)

490 TK, V. 15020-15027.

491 Vgl. Dêdamîes Lobesrede auf die *vrouwelichiu schame* mit der sie später versucht, Achill davon abzuhalten, sich an ihr zu vergehen: „lâ stân durch got, mîn trûtgespil,/ geloube dich der sache,/ diu wîbes namen swache,/ und habe die schemelichen site,/ dâ manic kiusche frouwe mite/ blüeme ir leben unde ir jugent!/ scham ist ein krône reiner tugent./ diu wîbes lop beschoenet/ und werde frouwen kroenet/ an herzen unde an lîbe,/ kein tugent

dazu, dass der Handlungsspielraum der Frauen (nicht nur im *Trojanerkrieg*) weitaus beschränkter ist als der der Männer: Sie dürfen sich nur mit langsamen, kurzen Schritten fortbewegen, mit leiser Stimme sprechen, müssen Kopf und Hände stillhalten und den Blick senken, wenn sie angeschaut werden; sie dürfen beim Essen nicht über die Stränge schlagen, nicht lachen und sollen den Kontakt zu anderen Menschen (insbesondere zu Männern) meiden.⁴⁹² Deutlich spiegelt sich in diesen Benimmregeln also der Objektstatus der Frauen in einer männlich dominierten Gesellschaft wieder.⁴⁹³

Unter dem Einfluss der *minne* muss sich Achill nun in dieses neue Rollenbild einfügen,⁴⁹⁴ auch wenn er mit seiner Wildheit und seinem *frechen muot* eigentlich für einen weiblichen Verhaltensnormen völlig entgegengesetzten, freien und impulsiven Lebensstil steht.⁴⁹⁵ Das Leben nach *vrouwen site* verlangt von ihm daher nicht nur ein Höchstmaß an Selbstkontrolle und die Akzeptanz seiner sozialen Degradierung, es widerstrebt gänzlich seiner männlichen *art*⁴⁹⁶: Optisch etwa hebt er sich von den anderen Jungfrauen durch seinen breiten Brustkorb ab;⁴⁹⁷ auf der Ebene des Verhaltens fällt es ihm schwer, sich leise und mit gesenkten Blicken zu bewegen und innerlich hält sich sein Interesse am Erlernen weiblicher Handarbeiten in starken Grenzen: „reht als ein maget reine,/ sus tet er und gebârte,/ gelimpfes er dâ fârte,/ der wîbes êren tohte,/ doch kunde er noch enmohte/ gebâren dâ sô rehte niht[.]“⁴⁹⁸

stât dem wîbe/ sô wol sô frouwelichiu schame,/ wan aller hôhen tugent name/ von schamerîchem muote wirt./ scham, êre und alle saelde birt/ und ist für schande ein obedach,/ daz beste, daz man ie gesach.“ (TK, V. 16766-16782) Achill sagt sich in dieser Szene jedoch explizit vom weiblichen *schame*-Konzept los: „wie schame sî gestalt/ des muoz ich nû vergezzen“ (TK, V. 16786-16787).

492 Vgl. TK, V. 14994-15039.

493 Vgl. zum Kontrast von „männlicher Aktivität“ und „weiblicher Passivität“ auch Thêtis' Erklärung gegenüber Licomedes: „si [Jocundille] wolte ûf einem felde/ nâch einem tiere gerner jagen/ und bogen unde pfile tragen/ dann under wîben sitzen.“ (TK, V. 15192-15195 (Hervorhebungen C. K.)) Bennewitz spricht in diesem Zusammenhang von „Strategien raumzeitlicher und mentaler De-Mobilisierung sowie physischer und intellektueller Reduktionierung“ (Bennewitz: *Körper der Dame*, S. 225); vgl. zur höfischen Erziehung von Männern und Frauen außerdem Bumke: *Höfischer Körper*, S. 84-85.

494 Vgl. Friedrich: *Wilde Aventure*, S. 288-289.

495 Vgl. Achills frühere Selbstbeschreibung: „mîn herze alrêrst von sprunge fert/ und ist reht als ein vogel frî./ waz grimme sorge und angst sî,/ daz wil ich wizen kleine[.]“ (TK, V. 14526-14529)

496 So sagte man schon als Kind über Achill: „er ist ein zwelfjaeriger knabe./ des ellent mâze niht enhât!“ (TK, V. 6356-6357) Thêtis verlangt jedoch von ihm: „louf niht ze balde noch enschrît/ und habe die rehten *mâze*!“ (TK, V. 14996-14997) Vgl. zur Gegensätzlichkeit von Thêtis' Vorgaben und Achills „gewohnten männlichen Ausdrucksformen“ ferner Lydia Miklautsch: *Das Mädchen Achill. Männliches Crossdressing und weibliche Homosexualität in der mittelalterlichen Literatur*. In: *Literarisches Leben*. Teil 2. Hrsg. v. Matthias Meyer [u.a.]. Tübingen 2002. S. 575-596, hier: S. 587.

497 Anders als Sieber gehe ich daher davon aus, dass Achills breiter Brustkorb sehr wohl seine Männlichkeit unterstreicht und nicht „ikonisch [für] die Vortrefflichkeit des Weiblichkeitskonstruktes“ steht. (Sieber: *daz frouwen cleit*, S. 57)

498 TK, V. 15116-15121.

Insofern entbehrt Jocundilles Erscheinungsbild nicht einer gewissen Komik,⁴⁹⁹ die daraus resultiert, dass Konrad dem verliebten Achill zwei an sich inkompabile Rollenbilder zuschreibt: die des kampfwütigen Helden und die der schamvollen Jungfrau. Die *frechiu maget*⁵⁰⁰ Jocundille erinnert so an ein nicht klar ausgerichtetes Wechselbild, in dem Aspekte weiblicher und männlicher Identität miteinander verschmelzen. In ihr überlagern sich zwei unvereinbare Normsysteme, die durch ihre Zusammenfügung ad absurdum geführt werden: Ein kriegssüchtiger Held tanzt normalerweise nicht artig in Frauenkleidern. Zudem weist die komische Szenerie darauf hin, dass Achill unter dem Einfluss der *minne* keinen irreversiblen Genderwechsel vollzogen hat. Die *minne* hat den wilden Krieger in ihm lediglich in eine Art passiven Ruhezustand versetzt, der äußerlich von einem weiblichen Trugbild überlagert wird.

Thêtis wiederum weiß Achills mangelhaftes Rollenspiel für sich zu nutzen, indem sie es zum offiziellen Grund für seinen Aufenthalt auf Scÿros macht: Licomedes und seinen Töchtern erklärt sie, Jocundille solle hier endlich lernen, sich wie eine Frau zu verhalten.⁵⁰¹ Und um seine spätere Flucht von der Insel zu verhindern, hält sie den König dazu an, Jocundille unter ständige Beobachtung zu stellen.⁵⁰² Thêtis versucht also, die Zukunft ihres Sohnes so weit wie möglich vor auszuplanen bzw. dem Bereich des Kontingenten zu entziehen und bittet darum auch die Götter um ihren Beistand:

mit herzen und mit munde/ die göte si vil tiure bat,/ daz si der ûzerwelten stat./ der si befolhen
het ir kint./ gelückes vil ân underbint/ zuo sîgen unde fliezen/ von ir gewalte liezen/ und iren sun
dar inne/ vor allem ungewinne/ geruochten fristen unde sparn/ und vor den kielen dâ bewarn/
die dar von KRIECHEN fûeren.⁵⁰³

Sie „ahnt“ also, dass ihr Vorhaben, Achill mit Hilfe einer Scheinidentität vor seinem propezeiten Heldentod zu bewahren, scheitern könnte. Insbesondere die fernere Zukunft

499 Amüsant mutet auch die Bewunderung der Jungfrauen für das stattliche Äußere ihrer neuen Spielgefährtin an: „die megde ir [Achill/Jocundille] alle zarten/ begunden unde muosten jehen,/ daz von in würde nie gesehen/ kein maget sô lûterbaere,/ diu zuo den brüsten weare/ sô wît und alsô rehte breit/ sô diu juncfrouwe vil gemeit./ [...] umb in huop sich dâ michel strît,/ welch frouwe in haben sollte,/ ir iegelichiu wolte,/ daz er würde ir trûtgespil.“ (TK, V. 15324-15349) Ähnlich äußert sich schon Jackson über die „ironischen oder gar komischen Aspekte[...] der Situation“ (Jackson: Außen und Innen, S. 239). Wenn man hingegen mit Miklautsch annimmt, dass Achills herausragende Schönheit damit zu erklären sei, dass seine Verwandlung in ein Mädchen „perfekt“ gelungen ist, verkennt man die auffälligen Defizite in seinem Gebaren, die Ulixes und Dîômêdes schließlich auch auf seine Spur bringen (vgl. Miklautsch: Das Mädchen Achill, S. 587 u. 590).

500 TK, V. 15163.

501 Vgl. TK, V. 15170-15183. Vgl. zu Thêtis' List auch Sieber: *daz frouwen cleit*, S. 57. Die Akzeptanz ihrer Erklärungen durch König Licomedes (vgl. TK, V. 15265-15269) zeugt wiederum davon, dass Zwischentöne im Graubereich zwischen männlichen und weiblichen Stereotypen im *Trojanerkrieg* durchaus möglich sind – im Prinzip können Frauen (wie etwa die kriegstreibenden Amazonen, vgl. TK, V. 15196-15209) genauso kämpfen, jagen und reiten wie Männer – doch ist dies sozial nicht erwünscht.

502 „lânt si werden funden/ in staeteclicher huote gar,/ durch daz si zuo dem walde iht far/ und iu dar ûz entrinne.“ (TK, V. 15258-15261)

503 TK, V. 15426-15437.

bleibt auch für sie kontingent und damit anfällig für unvorhergesehene Veränderungen, zumal das Gelingen ihres Planes von der Unterstützung der willkürlich waltenden *minne* abhängig ist. Zunächst scheint Achill die Zukunftspläne seiner Mutter jedoch zu übernehmen. Denn er passt sich, wenn auch nicht völlig, so doch weit genug, seiner Rolle als Jungfrau und der neuen Lebensumwelt an.

3.3.2 Die Macht der *minne* über Achill und Dêîdamîe

Nach Achills Verwandlung in Jocundille entwickelt sich zwischen ihm und Dêîdamîe schnell eine enge Freundschaft,⁵⁰⁴ die für ihn allerdings nur die Vorstufe ihrer zukünftigen sexuellen Beziehung darstellt.⁵⁰⁵ Daher häufen sich im Laufe der Zeit die Situationen, in denen er grenzüberschreitend den „Mustern männlichen Sexualstrebens folgt“⁵⁰⁶ und damit für Verlegenheit und Verwunderung bei Dêîdamîe sorgt. Doch für sie ist es offenbar unvorstellbar, dass die äußere Erscheinung ihrer Freundin ein Trugbild darstellen könnte,⁵⁰⁷ sie zieht jedenfalls keine weiteren Schlüsse aus ihren Beobachtungen, die ihr dabei helfen könnten, Achills sexuellen Übergriff vorherzusehen oder gar abzuwenden.

‘waz meinet, daz mîn ougen/ sô dicke schouwet mîn gespil?/ si luoget an mich harte vil/ und ist mir alze gerne bî./ mich wundert, waz der maere sî,/ daz si mich alsô gerne siht –/ und waere si

504 Die beiden sind unzertrennlich und vertreiben sich die Zeit mit gemeinsamen Naturaufenthalten, gegenseitigem Unterrichten und Würfelspielen, vgl. TK, V. 15688-15903. Zudem besiegeln sie ihre Freundschaft mit einem Treueeid, vgl. TK, V. 15386-15389.

505 „sîn herze truoc die zuoversiht,/ si gaewe sîme leide ein zil./ dar umbe er dô wart ir gespil/ und ir geselle gerne[.]“ (TK, V. 15396-15399) Achills und Dêîdamîes unterschiedliche Handlungsziele sind auf zwei verschiedene Formen von Liebe zurückzuführen: Neben der von Achill angestrebten, geschlechtlichen Liebe zwischen Mann und Frau, gr. *eros*, kennen die Figuren auch die von Dêîdamîe intendierte Liebe zwischen Freunden, gr. *philia* (vgl. WbaPh: *philia* (Ralf Elm) sowie *eros* (Thomas Buchheim)). Außerhalb von Scÿros pflegt Achill eigentlich mit seinem Kampfgefährten Patroclus ein solches Liebesverhältnis: Die beiden Helden begleiten sich schon während ihrer Ausbildung bei Schîron und kämpfen gemeinsam gegen die Trojaner, bis Patroclus stirbt. Achill verspricht daraufhin, seinen Freund zu rächen und zeigt damit nochmals seine Verbundenheit zu ihm (vgl. TK, V. 31024-31033). Der *philia* kann daher auch nicht der gegenüber *eros* bzw. *Vênus* formulierte Vorwurf der Treulosigkeit gemacht werden. Dêîdamîe stellt in diesem Sinne lediglich einen temporären Ersatz für Achills echten Lebenspartner dar. Vgl. zur Beziehung zwischen Achill und Patroclus auch Andreas Kraß: Achill und Patroclus. Freundschaft und Tod in den Trojaromanen Benôits de Sainte-Maure, Herborts von Fritzlar und Konrads von Würzburg. In: LiLi 29, H. 114. 1999, S. 66-98.

506 Miklautsch: Das Mädchen Achill, S. 589. Achill nutzt jede Gelegenheit, um Dêîdamîes Körper zu „erkunden“, sei es beim Musikunterricht (vgl. TK, V. 15834-15843), bei freundschaftlichen Balgereien (vgl. TK V. 15774-15781) oder beim Fußbad im Bach (vgl. TK V. 16060-16071). Darüber hinaus konfrontiert er sie verbal mit seinen Wünschen und Handlungsabsichten: „hey, kunde ich daz gemachen/ und wol bringen über ein,/ daz unser einiu von uns zwein/ würd ein liutsaelic jungelinc,/ sô möhten wir der minne dinc/ nâch wunsche wol getriben./ an herzen und an lîben/ würd uns ein wunneclichez leben/ von lieben dingen hie gegeben.“ (TK, V. 16118-16126)

507 Vgl. Jackson: Außen und Innen, insbes. S. 240-241. Dabei bemerkt Dêîdamîe durchaus, dass Jocundilles Körperbau nicht dem einer Frau, sondern dem eines *ritter ellentrîch* gleicht: „swie vaste dir entwidet/ sî mênlicher orden,/ doch bist dû sêre worden/ eim ûzerwelten man gelîch./ alsam ein ritter ellentrîch/ bist dû gar wîtzen brüsten:/ dich möhte wol gelüsten./ daz dû soltest als ein man/ harnasch und îsen fûeren an.“ (TK, V. 16152-16160)

ein maget niht,/ ich möhte denken, daz ir lîp/ mich wolte meinen, als ein wîp/ gemeinet wirt von einem man[.]⁵⁰⁸

Konrad instrumentalisiert Dêîdamîes Naivität hier als ein die Handlung retardierendes Moment: Sie wird bis zur Unglaubwürdigkeit ausgespielt, während Achill parallel dazu ihre (sowie seine eigenen) Grenzen austestet. Der spätere Sexualakt stellt daher den Endpunkt einer Aneinanderreihung von immer kühneren verbalen und körperlichen Annäherungsversuchen dar, die Achills eigentliches Ziel, die sexuelle Vereinigung mit Dêîdamîe, vorbereiten.⁵⁰⁹ Unter dem Einfluss der *minne* besitzt er (wie alle Liebenden) nur eine sehr eingeschränkte Zukunftsperspektive, die mit dem ersehnten Beischlaf endet; alles andere und darüber hinausreichende bleibt vor seinem geistigen Auge ausgeblendet: „diu minne diu het im verspart/ des herzen und der ougen tür.“⁵¹⁰ Darum ist Achill Dêîdamîe zu diesem Zeitpunkt auch vollkommen treu: Sein unerfülltes Begehren ist nicht nur Auslöser, sondern auch notwendige Bedingung seiner *triuwe*, sodass mit dem Beginn ihrer Liebesbeziehung auch schon ihr Ende vorprogrammiert ist:

sîn wille und sînes herzen gir/ gereinet wurden von der nôt,/ daz sîn gemüete in leide sôt/ unde in jâmer alle tage./ [...] als in der gluot ein edel golt/ wirt von hitze lûtervar,/ sus wart sîn edel herze gar/ von seneclicher swaere/ an triuwen lûterbaere/ und âne mein erkennet.⁵¹¹

Auf dem Fest des Bachus bietet sich Achill schließlich die ideale Gelegenheit zur Stillung seines *minne*-Begehrens. Denn bei diesem exzessiven Gelage, das mit *mete*, *môrat unde wîn* bis tief in die Nacht hineinreicht, stehen die Frauen nicht wie sonst unter Beobachtung, sondern können ausnahmsweise die engen Grenzen ihres durch *zuht* und *schame* reglementierten Alltags verlassen.⁵¹² Und auch Achill selbst wird von den Feierlichkeiten darart enthemmt,⁵¹³ dass er das ihm aufgezwungene „Korsett“ aus weiblichen Verhaltensregeln ablegt und die ihm ursprünglich zuge dachte Rolle des risikobereiten Kriegers wieder zum Vorschein kommt, für den die zukünftigen Folgen seines Handelns keine Rolle

508 TK, V. 15930-15939. Sieber plädiert dafür, dass das scheinbar homosexuelle Begehren Jocundilles bei Dêîdamîe eine „Sexualitätskrise“ hervorrufe, weil auch sie sich zu der vermeintlichen Freundin hingezogen fühle, vgl. Sieber: *daz frouwen cleit*, S. 61-62. M. E. widerspricht diese Lesart jedoch ihrer späteren Schlussfolgerung: „Der männlich begehrende Blick der Freundin fungiert nicht nur als Auslöser homosexueller Erregung, sondern bewirkt auch die Dekodierung der Geschlechterfassade.“ (Sieber: *daz frouwen cleit*, S. 70; Hervorhebungen C. K.)

509 Ihre Liebesbeziehung entwickelt sich in fünf Stufen, den schon in der Antike bekannten *quinque lineae amoris*: vom Sehen (*visus*), zum Gespräch (*colloquium*) zur Berührung (*tactus*) bis hin zum Kuss (*osculus*), nur zum Geschlechtsverkehr (*coitus*) kommt es erst später, vgl. Rüdiger Schnell: *Ovids Ars amatoria* und die höfische Minnetheorie. In: *Euphorion* 69.2 (1975). S. 132-159, hier: S. 139 u. 143-144 sowie Sieber: *daz frouwen cleit*, S. 59.

510 TK, V. 14892-14893.

511 TK, V. 16030-16041.

512 Voraussetzung hierfür ist jedoch eigentlich, dass die Frauen bei den Feierlichkeiten unter sich bleiben, eine Begegnung beider Geschlechter ist nicht vorgesehen, vgl. TK, V. 16242-16281.

513 Vgl. TK, V. 16424-16435.

spielen. Achill lässt sich nun also wieder allein von seinen „Trieben“ steuern: „mich riuwet, daz ich ie gebeit/ sô vil und alsô lange./ [...] ez sî mir schade oder frume,/ ich wil an si genenden/ und mînen muot vollenden/ an ir und an ir lîbe.“⁵¹⁴

Dêïdamîes Entjungferung wird von Konrad ambivalent, als eine Mischung aus Vergewaltigung und einvernehmlichem Liebesakt, inszeniert. Diese Ambivalenz spiegelt sich etwa im Kontrast zwischen dem die Figuren umgebenden *locus amoenus*⁵¹⁵ und der vor dieser Kulisse stattfindenden Überwältigung Dêïdamîes, sie zeigt sich aber auch an den Erzählerkommentaren, die Achills Vorgehen unterschiedlich bewerten⁵¹⁶ und am inneren Monolog, in dem er die Entscheidung, Dêïdamîe zu vergewaltigen, trifft: Einerseits begreift Achill sich selbst als Opfer der *minne*, unter deren Herrschaft er nun lange genug gelitten habe: „‘mich hât der strengen minne bant/ nû lange zît getwungen,/ ich hân mit nôt gerungen/ ze dicke und alsô mangan tac,/ des ich niht mê gelîden mac,/ noch langer wil verdulden.“⁵¹⁷ Die Entscheidung zur Vergewaltigung stellt für ihn daher eine Art „Befreiung“ aus den Fesseln der Liebe dar. Andererseits begreift er seinen Entschluss, sich an Dêïdamîe zu vergehen, auch als ein Zugeständnis an die *minne*, deren Herrschaftsanspruch er sich auf diese Weise erst endgültig unterwerfe:

ich bin der werden minne gote/ gewesen widerspaenic,/ nû wil ich undertaenic/ im werden hie mit triuwen./ mich sol daz iemer riuwen,/ daz ich durch mîne blûcheit/ sô grimmen kumber ie geleit,/ als ich dâ her geliten hân.⁵¹⁸

Achills Argumente widersprechen sich also, wenn er den von ihm intendierten Geschlechtsakt gleichzeitig als Ausdruck der Befreiung *und* Unterwerfung umschreibt,⁵¹⁹ denn Konrad spielt hier erneut mit dem Subjekt- bzw. Objektstatus der Figuren, ihrem Grad an Selbst- und Fremdbestimmung. Wie so oft bleibt daher auch in diesem Falle

514 TK, V. 16668-16701.

515 Vgl. TK, V. 16530-16559. Vgl. die Definition des *locus amœnus* von Curtius: „Sein Minimum an Ausstattung besteht aus einem Baum (oder mehreren Bäumen), einer Wiese und einem Quell oder Bach. Hinzutreten können Vogelgesang und Blumen. Die reichste Ausführung fügt noch Windhauch hinzu.“ (Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. 8. Auflage. Bern/München 1973, S. 202)

516 Im Großen und Ganzen nimmt der Erzähler die Perspektive des liebessiechen Achill ein, sodass ihm die Situation im Grunde unproblematisch erscheint und er sie zum Anlass nehmen kann, allen Liebenden dazu zu raten, ihr Verlangen zu stillen, sobald sich ihnen die Gelegenheit dazu biete, vgl. TK, V. 16564-16590. Auf der anderen Seite gibt er jedoch zu, dass Achill sich Dêïdamîes *mit gewalt* bemächtigt und dabei Zucht und Anstand vergesse, vgl. z. B. TK, V. 16716-16727.

517 TK, V. 16608-16613.

518 TK, V. 16632-16639.

519 Entsprechend fleht er Dêïdamîe vor ihrer Entjungferung an, sie solle sich seiner erbarmen, weil nur sie ihn aus seinem Liebesschmerz erlösen könne, macht ihr zugleich jedoch deutlich, dass er sie notfalls auch zum Sex zwingen werde: „ich bin ein minnesiecher man/ an herzen unde an lîbe/ und wil dich hie ze wîbe/ gewinnen unde erwerben/ oder aber hinaht sterben/ durch dich vil keiserlîchîu maget!/ [...] mîn trôst und mînes herzen ger/ sint vil gar an dich geleit,/ des lâ mich dîner saelikeit/ geniezen, hîchgeborniu frucht,/ und stille mîne jâmersuht/ mit der vil reinen minne dîn,/ wan ez enmac niht anders sîn,/ mîn wille muoz an dir geschehen.“ (TK, V. 16806-16835)

unklar, wer als letztverantwortlicher Akteur des Geschehens anzusehen ist: die Liebe oder die Liebenden?

Dêïdamîe nimmt zunächst jedoch eindeutig die Rolle des unschuldigen und unwissenden Opfers ein: Denn sie weiß weder von Achills wahrer Identität, noch von seinen Handlungsabsichten – „waz nû, gespil, waz sol diz sîn?/ [...] sô dû mich triutest als ein man,/ sô enweiz ich, wes ich denken sol“⁵²⁰ – und wehrt sich entschieden gegen seine Annäherungsversuche, nachdem die Situation sich auch für sie geklärt hat. Es kann daher kein Zweifel daran bestehen, dass Achills Tun zunächst *nicht* in Dêïdamîes Sinne ist: „von [...] hinnen kêre/ und lâ mit êren mich durch got!“⁵²¹ Wenig später erfährt die Handlung jedoch eine bemerkenswerte Wendung: Denn Achills Zudringlichkeiten lösen bei Dêïdamîe dieselbe *senende nôt* aus,⁵²² die auch seinen Übergriff kausal motivierte. Von nun an begrüßt sie sein Vorgehen heimlich und setzt sich nur noch gegen ihn zur Wehr, um das Bild einer *kiuschen maget* zu wahren:

si tet, als al die megde tuont,/ die sich von êrst beginnent wern,/ sô man der minne wil verhern/
ir kiuschen unde ir reinen lîp./ ungerne wart si niht sîn wîp/ und werte sich doch faste sîn./ [...]
si dûhte unschemelicher daz/ er laege ir mit gewalte bî,/ dann ob diu kiusche wandels vrî/
gesprochen haete wider in:/ ‘vollende dînes herzen sîn/ an mir und dînen willen.’⁵²³

Insofern lässt sich weder Achills, noch Dêïdamîes Rolle bei ihrem ersten Sexualkontakt eindeutig bestimmen. Aufgrund der miteinander konkurrierenden Erklärungsansätze für sein Handeln und des Auseinandertretens von innerer und externer Handlung bei Dêïdamîe schwankt der Text bis zuletzt zwischen zwei sich eigentlich ausschließenden Lesarten für die Ereignisse um Dêïdamîes Entjungferung.⁵²⁴ Denn die Auflösung der genannten Widersprüche erfolgt nicht kausal-logisch, sondern rein chronologisch: Im Vorranschreiten der Zeit wird die Handlung durch die Zusatzinformationen zu Dêïdamîes heimlichen Gefühlen von einer anfänglichen Vergewaltigung zu einer Liebesszene umgeschrieben. Konrad greift hierfür auf ein misogynies *minne*-Konzept ovidianischer Tradition zurück,⁵²⁵ demzufolge Frauen nur allzugerne den sexuellen Übergriffen ihrer männlichen Verehrer nachgeben und auch einer Vergewaltigung heimlich zustimmen. Dem antiken Autoren zufolge werden Frauen nämlich wie Männer von ihrer Wollust getrieben,

520 TK, V. 16746-1655.

521 TK, V. 16914-16915. Vgl. zu Dêïdamîes Versuchen, Achill abzuwehren, außerdem V. 16850-16918.

522 Vgl. TK, V. 16960-16967.

523 TK, V. 16976-16989.

524 Wenn man die Ereignisse bis zur ersten Liebesnacht von Achill und Dêïdamîe als „breite höfische Minnehandlung“ (LexaG: Achilles (Manfred Kern), S. 8) umschreibt, ist dies daher zu einseitig. Auch Jackson erkennt diese Ambivalenz, wenn er feststellt, dass Achill Dêïdamîe „vergewaltigt bzw. [...] verführt“, leider zieht er daraus jedoch keine weiteren Schlüsse für seine auf die Diskrepanz von „Innen“ und „Außen“ ausgerichtete Analyse. (Jackson: Außen und Innen, S. 226)

525 Vgl. Schnell: Ovids *Ars amatoria*, S. 143-150.

sie können sie jedoch nicht ohne Ehrverlust ausleben und sind deshalb darauf angewiesen, dass die Männer sich ihrer mit Gewalt bemächtigen und sie zu ihrem Glück „zwingen“:

Magst du es auch Gewalt nennen, diese Art der Gewalt ist den Mädchen willkommen; was Freude macht, wollen sie oft geben, ohne es wahrhaben zu wollen. Jede, der durch plötzlichen Liebesraub Gewalt angetan wurde, freut sich, und Unverschämtheit ist hier so viel wie ein Geschenk.⁵²⁶

Dieses Verständnis von Liebe degradiert die weiblichen Figuren aber zu bloßen Liebes-Objekten, da ihnen wie Dêïdamîe, die *plötzlich* in Liebe zu Achill entbrennt, während dieser sich an ihr vergeht, lediglich eine Reaktion zugesprochen wird, die das Begehren des männlichen Handlungsträgers spiegelt. Im engeren Sinne besitzen sie also keine eigene Sexualität und damit auch nicht die Möglichkeit, selbst über ihren Körper und ihre Zukunft zu bestimmen.⁵²⁷

3.3.3 Die Trennung von Achill und Dêïdamîe

Unabhängig davon, ob der Verlust ihres *magetuoms* nun mit oder ohne ihr Einverständnis erfolgt, stellt er *die* zentrale Zäsur in Dêïdamîes Leben dar, denn mit ihrer Jungfernschaft verliert sie auch ihre Freiheit: Bis zu ihrer Entjungferung lebt Dêïdamîe nahezu *zeitlos* in den Tag hinein, danach befindet sie sich in einem Abhängigkeitsverhältnis zu Achill und muss, neben einer Schwangerschaft und dem Zorn ihres Vaters, insbesondere die Untreue ihres Geliebten fürchten. Zusätzlich befeuert werden diese Zukunftsängste durch Achills nonverbales Verhalten, denn – auch wenn er ihr die Treue verspricht –⁵²⁸ bleiben seine Augen nun auch an ihren Schwestern haften.⁵²⁹ Nach ihrer Entjungferung lebt Dêïdamîe daher in der ständigen Angst davor, von Achill verlassen zu werden – „getrûren wolte ich niemer/ von keiner slahte swaere,/ ob ich des sicher waere/ an der bescheidenheite dîn,/

526 „vim licet appelles: grata est vis ista puellis;/ quod iuvat, invitae saepe dedisse volunt./ quaecumque est Veneris subita violata rapina,/ gaudet, et improbitas muneris instar habet.“ (Publius Ovid Naso: *Ars amatoria*/Liebeskunst. Lateinisch/Deutsch. Übers. u. hrsg. v. Michael von Albrecht. Stuttgart 2014 (RUB; 357), S. 48-51)

527 Ähnlich Miklautsch: Das Mädchen Achill, S. 590. Dementsprechend bewertet Ovid Deïdamias Abhängigkeit von Achill nach ihrer Entjungferung auch als Beweis für ihr Einverständnis in ihre Schändung: „Er besiegte sie zwar mit Gewalt (so ziemt es sich zu glauben), aber sie wollte doch mit Gewalt besiegt werden. Oft sagte sie: ‚Bleib!‘, als Achill schon enteilte; denn er hatte den Spinnrocken beiseite gelegt und sich die kriegerischen Waffen genommen. Wo ist nun die Gewalt, von der die Rede war? Was hältst du mit schmeichelnder Stimme den Mann auf, der dich schändete, Deïdamia? Nicht wahr: Man schämt sich zwar, bei gewissen Dingen selbst den Anfang zu machen, aber man erduldet sie gern, wenn ein anderer damit beginnt.“ („viribus illa quidem victa est (ita credere oportet),/ sed voluit vinci viribus illa tamen./ saepe ‚mane‘ dixit, cum iam properaret Achilles:/ fortia nam posito sumpserat arma colo./ vis ubi nunc illa est? quid blanda voce moraris/ auctorem stupri, Deïdamia, tui?/ scilicet, ut pudor est quaedam coepisse priorem,/ sic alio gratum est incipiente pati.“) (Ovid: *ars amatoria*, S. 50-53)

528 „erweltiu frouwe, saelic wîp,/ sprach er zuo der künigîn,/ ‘dû maht des âne vorhte sîn,/ daz ich von hinnen kêre./ [...] ich hân ze frouwen dich erkorn/ ûz allen werden wîben/ und wil an dir belîben/ staete biz an mînen tût./ [...] gevorschen noch gefrâgen/ sol ich ze lande niemer/ die wîle, daz ich iemer/ kann alhie bî dir betâgen.“ (TK, V. 17150-17181)

529 „swie nâhe im an sîn herze wac/ ir minne ob allen frouwen,/ doch wolte er dicke schouwen/ der wunneclichen megde schar./ [...] dâ von diu schoene denne/ truoc in ir herzen ungemach.“ (TK, V. 17250-17289)

daz dû bî mir hie woltest sîn/ und mir für wâr gehiezest,/ daz dû mich niht enliezest“⁵³⁰ – und bereit, dass sie seine Maskerade nicht schon früher durchschaut hat, obwohl sie ihr retrospektiv völlig offensichtlich erscheint: „weizgot, ich möhte wol an dir/ gemerket mannes bilde hân,/ dô mir kunt von dir getân/ wart sô manic wilder tuc.“⁵³¹ Doch die Handlungszusammenhänge vereindeutigen sich für sie (wie für die meisten Figuren des *Trojanerkriegs*) erst im Rückblick auf die Vergangenheit, was hingegen im Hier und Jetzt geschieht oder in der Zukunft auf sie zukommen wird, vermögen sie nicht zu sehen.

Ihr heimliches Zusammenleben kann daher auch nur vordergründig als Liebesidyll verstanden werden,⁵³² unerschwellig wird es von Anfang an durch das für die Zukunft drohende Ende der Beziehung getrübt. Denn nach der Eroberung seiner Geliebten löst sich Achill nicht nur von seiner weiblichen Scheinidentität, sondern auch von ihr. Anders als Dêïdamîes Zukunftsängste ist Achills Begehren nämlich nicht auf die Langzeitperspektive ausgerichtet, sondern kumuliert in der sexuellen Vereinigung als Zielpunkt seines Handelns. Daher kann sein Liebesversprechen ihr auch keine echte, d. h. langfristige, Sicherheit geben, was der Erzähler an dieser Stelle erneut mit dem Wesen der *minne* zu rechtfertigen sucht.⁵³³ Zur Liebe gehöre es, dass sie sich im Voranschreiten der Zeit verändere, dass sie – ähnlich wie das auf- und absteigende Glücksrad – nicht nur Freude, sondern auch Leid verschenke. Es sei daher grundsätzlich falsch, zu erwarten, dass ein einmal erfahrenes Liebesglück (und das diesem Glück zugrundeliegende Treueversprechen), in der Zukunft ungetrübt bestehen bleibe.

530 TK, V. 17138-17144. Mit Dêïdamîes Entjungferung geht überdies eine Umkehrung der emotionalen Befindlichkeiten einher: War Achill zuvor von Kummer und Sorgen erfüllt, ist es nun Dêïdamîe, die darunter leidet. Vgl. zu den Auswirkungen der *minne* auf die Hierarchie der Geschlechter die Ausführungen von Kugler: „Ein Mann, der sich der Liebe ausliefert, liefert sich der Frauenherrschaft aus. Der Diskurs über die krankmachende Gewalt der Minne ist unerschwellig auch ein Diskurs über die Gewaltverhältnisse zwischen den Geschlechtern. Der Mann muß sich selbst beherrschen, damit er die Herrschaft über die Frau behält; dieser patriarchalische Gedanke läuft als *Basso ostinato* beim Durchspielen des Motives der Minnekrankheit immer mit[.]“ (Kugler: Liebeskrankheit, S. 188)

531 TK, V. 17076-17079.

532 Jacksons Behauptung, „Deïdamia [nehme] nach ihrer Verführung am fortgesetzten Betrug der übrigen Mitglieder des Hofes ohne Bedenken teil (17206-11)“ (Jackson: Innen und Außen, S. 246) greift daher zu kurz. Eine allein auf den männlichen Protagonisten zugeschnittene Deutung ihres Liebesverhältnisses nimmt z. B. auch Cormeau vor, wenn er konstatiert, dass beide Figuren sich einer „heimlichen, aber ungestörten Minneehe [erfreuten]“ und dass Dêïdamîe von Konrad zu Achills „gleichrangige[r] Minnepartnerin, die die besten Kräfte des Mannes herausforde[re]“, aufgewertet werde. (Cormeau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept, S. 313)

533 An anderer Stelle redet der Erzähler die polygamen Tendenzen des Helden klein und stellt Dêïdamîes Reaktion darauf als überzogene, weibliche Eifersucht dar – ein etwaiges Fehlverhalten ist also auf ihrer Seite zu suchen: „ir [der Frauen] herze und ir gemüete laz/ wirt an vröuden umb den wint,/ swie sicher si an dem manne sint,/ daz er in holde sinne trage,/ doch hazzent si daz alle tage,/ ob er ein ander wîp ansiht./ si wizzent wol, daz im geschiht/ kein liep, wan daz er blicket dar,/ und nîdent doch daz selbe gar/ mit herzen und mit sinne[.]“ (TK, V. 17264-17273)

ez waere ein übergulde/ der saelden und der êren,/ daz minne künde mêren/ vröud âne
kumberlichen haz –/ nein, si wil iemer etewaz/ in daz gemüete stricken,/ daz liep kund
underspicken/ mit sorgen eteswenne[.]⁵³⁴

Insofern zeugen Achills polygame Neigungen schon lange vor seiner Enttarnung durch Ulixes und Dîomêdes von der dem Wesen der *minne* eingeschriebenen Vergänglichkeit. Der Treueanspruch der Frauen aber erscheint vor diesem Hintergrund schlicht unerfüllbar und die spätere Trennung des Paares unausweichlich.⁵³⁵ Auch wenn Achill und Dêdamîe ihre Liebe scheinbar gefahrenlos ausleben können und das Ende ihrer Beziehung (vorerst) nicht von außen erzwungen wird,⁵³⁶ werden auch sie irgendwann in der Zukunft auseinandergehen.

Konrad führt für die Trennung des Paares also verschiedene, kausale und finale Motive ins Feld: Achills Bedürfnis, der eigenen *art* entsprechend für den Kampf zu leben, seine gesellschaftlichen Verpflichtungen, die von Ulixes und Dîmêdes verkörpert werden, sowie natürlich die wesenhafte Vergänglichkeit der *minne*.⁵³⁷ Wie so häufig im Einflussbereich der *minne* kommt es daher zur Überschneidung figureninterner und -externer Faktoren, kann Achill auch in dieser Schlüsselszene des Romans sowohl als Subjekt als auch als Objekt seiner Handlungen verstanden werden, sodass die Frage der Verantwortung für die Trennung auch dieses Liebespaares unbeantwortet bleibt.

Klar ersichtlich wird jedoch, dass Achills persönliche Zielvorstellungen in der Liebe nicht mit denen der Gemeinschaft der Griechen kompatibel sind, dass sich *minne* und *strît* in seinem Falle also ausschließen und er die Rollen des Liebenden und Kriegers *nicht gleichzeitig, sondern nur nacheinander* einnehmen kann. Seine Liebe zu Dêdamîe stellt daher nur eine mehr oder weniger kurze Episode in seinem Heldenleben dar. Im Grunde seines Herzens liebt Achill nichts und niemanden so sehr wie den Kampf, sodass er sich Ulixes und Dîomêdes schließlich selbst zu erkennen gibt und damit auch selbst die Grundlage seiner heimlichen Liebesbeziehung zu Dêdamîe zerstört:

534 TK, V. 17280-17287. Vgl. zur engen Verbindung von *minne* und *saelde* auch die Ausführungen zum „Streit der Göttinnen“ in Kap. 3.1.

535 Dafür spricht auch das Wiedererwachen seiner *wildekeit*, mit der der Erzähler nochmals Achills Interesse an anderen Frauen rechtfertigt. Man hat sie sich wohl als eine Art „Jagdinstinkt“ zu denken, die Achill nach der Erbeutung Dêdamîes dazu verleitet, sich neuen Zielen zuzuwenden: „iedoch twanc in sîn wildekeit/ zuo den frîlichen dingen./ daz er sîn ougen swingen/ an minneclîche frouwen lie.“ (TK, V. 17314-17317)

536 Explizit wird hier der Vergleich zu Tristan und Isolde gezogen: „si pflâgen hôher wunne mêr/ und wart in groezer fröude erkant,/ danne ÎSÔT und TRISTANT/ mit ein ander trüegen./ [...] wan si bestuonden huote frî/ und lepten âne forhte.“ (TK, V. 17220-17237)

537 Corneaus Feststellung, dass „der Konflikt [...] von außen, von der Gesellschaft“ an die Liebenden herangebracht werde, greift insofern zu kurz. (Corneau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept, S. 315) Stattdessen führt die Ankunft von Ulixes und Dîomêdes bei Achill zur „emotionalen Eskalation“ des bereits bestehenden Konflikts.

ze strîte wart im alsô nôt,/ daz er begunde sâ zehant/ mit frechen henden sîn gewant/ zerbrechen und zerschrenzen./ [...] er begunde grîfen/ daz swert und daz gewaefen an/ vür allez, daz er ie gewan/ von herzenlieben dingen./ [...] [Dêïdamîe] kôs an im des mâles wol,/ daz sîn gemüete strîtes vol/ und al sîn wille was geladen,/ dâ von erschrac si durch den schaden,/ daz si do müeste sîn enbern.⁵³⁸

Mit dem Herzen ist er längst schon wieder auf dem Schlachtfeld, als er Dêïdamîe vor der Abreise aus Scÿros die Treue verspricht:⁵³⁹ „got helfe schiere mir dâ hin,/ daz ich versuoche mîne kraft/ an manheit unde an ritterschaft!“⁵⁴⁰ Seine Geliebte kann an diesem Umstand jedoch nichts ändern.⁵⁴¹ Zwar schlägt sie Achill vor, ihn nun ihrerseits als Mann verkleidet nach Troja zu begleiten,⁵⁴² doch ohne die Hilfe der *minne* hat sie keinen Einfluss auf seine Zukunft. Mehr als ein vages Versprechen seiner Rückkehr nach dem Ende des Krieges kann sie ihm nicht abgewinnen: „[er] nam daz hôhe ûf sînen eit,/ daz er dâ widerkaeme,/ swenn êrst der strît genaeme/ ein ende von der helfe sîn.“⁵⁴³ Insofern weiß Dêïdamîe bereits um ihr zukünftiges Schicksal als betrogene und verlassene Ehefrau, dieses Zukunftswissen zieht auf der Handlungsebene jedoch keine Konsequenzen nach sich.

ach, herre friunt, geselle mîn,/ wie lâst dû mich in riuwe,/ wie hâst dû dîne triuwe/ an mir zerbrochen, herre guot!/[...] mir hât mîn sin gewîssaget,/ daz dû mîn ahtest kleine,/ sô manic frouwe reine/ dich minnet unde triuuet,/ [...] dû wirst ûz mir ein hofespel/ in dîner vrôuden machende,/ mîn schimpfend unde lachende/ hoert man dich sprechen denne:/ ‘ich hete ouch eteswenne/ verborgenlîche ein herzetrit.’/ sich, alsô muoz ich überlût/ dîn spel dâ werden unde sîn./ niht anders dû gedenkest mîn/ in dîner wunne wan alsô./ dû bist dort bî der welte frô,/ sô muoz ich, armiu, trûren hie.⁵⁴⁴

Dêïdamîes Ohnmachtsanfall bei Achills Abreise⁵⁴⁵ symbolisiert daher sowohl ihre Handlungsunfähigkeit als auch ihr Ausscheiden aus der Geschichte, die sich zusammen mit ihrem Geliebten von ihr ab und dem Kriegsgeschehen vor Troja zuwendet. Das gleiche Schicksal erfährt im Übrigen auch Achills Mutter Thêtis, die seine Beziehung zu Dêïdamîe

538 TK, V. 28544-28623.

539: „ich truoc dir ê verholene/ getriuwez herze ân allen fâr,/ daz taete ich nû wol offenbâr/ ob dû belîben woltest hie./ sô rîlich state wart uns nie/ ze minne kunt getân sô nû:/ die saelekeit verzmâhest dû/ und wilt von hinnen scheiden!“ (TK, V. 29074-29081)

540 TK, V. 29016-29018. In seine Gefühlsbeschreibungen für Dêïdamîe mischen sich dementsprechend neben den obligatorischen *minne*-Gefühlen Mitleidsbekundungen, die auf seine wachsende emotionale Distanz ihr gegenüber verweisen: „diu klâre wandels frîe,/ sêr unde vaste weinte./ dâ von der wol gereinte/ liez erbarmen sich ir nôt,/ als im diu minne dâ gebôt/ und sînes herzen triuwe.“ (TK, V. 28702-28707, vgl. zudem V. 29169-29173)

541 Vgl. zur Wehrlosigkeit und zur „traditionell passiv-dekorative[n]“ Rolle der Frau in der mhd. Literatur Elisabeth Lienert: *daz beweinten sît diu wîp*. Der Krieg und die Frauen in mittelhochdeutscher Literatur. In: Vom Mittelalter zur Neuzeit. Festschrift für Horst Brunner. Hrsg. v. Dorothea Klein. Wiesbaden 2000. S. 129-146, hier: S. 138-142.

542 Vgl. TK, V. 29082-29168. Weshalb Sieber in diesem verzweifelten Vorschlag ein „komisches Spektakel“ (Sieber: *daz frouwen cleit*, S. 66) sehen will, erschließt sich mir nicht.

543 TK, V. 29176-28179. Allerdings wiederholt Achill dieses Versprechen nach seiner Abreise noch einmal vor sich selbst: „ist, daz mir wol gelinget dort/ ich mîde unlange dînen lîp,/ ich schouwe dich, vil saelic wîp,/ sô TROIE wirt erfohten.“ (TK, V. 29370-29373)

544 TK, V. 29264-29287.

545 Vgl. TK, V. 29240-29249.

als heimliche Kupplerin erst ermöglichte, um ihren Sohn vom Schlachtfeld fern zu halten, und die mit ihrem Versuch, ihn vor dem ihm bestimmten Schicksal zu schützen nun endgültig gescheitert ist. Achills Wiedereintritt in die Reihen der Krieger ist von daher auch als zweifache Befreiung aus dem Einflussbereich der Frauen zu verstehen, durch den er sich von seinem Konkurrenten Jâson unterscheidet, der an seinen Emanzipationsbestrebungen von Médêâ zu Grunde geht.⁵⁴⁶ Und doch stellt Achill bei aller Kriegsversessenheit nach Pârîs das eindrucklichste männliche Beispiel dafür dar, was mit den Figuren geschieht, wenn sie ganz und gar von der *minne* beherrscht werden: Pârîs opfert für Helenâ in letzter Konsequenz ganz Troja, Achill gibt für Dêdamîe (zumindest zeitweilig) seine Identität als Mann und als Krieger auf, gegen seinen Willen erfährt er tiefgreifende innerliche und äußerliche Veränderungen. Die Frage ist also nicht, *ob* die Figuren sich dem Willen der *minne* beugen müssen, sondern nur *wie lange*.

diu minne des gewaltes pfliget,/ daz nieman ir mac widerstreben,/ in ir gebote müezen leben/ die starken und die grôzen./ wer kann sich ir genôzen/ an hôher meisterscheffe?/ si twinget mit ir krefte/ wîp unde mannes bilde,/ sô frefel noch sô wilde/ wart nie mensche ûf erden./ sîn hochfart möhte werden/ geneiget von der minne./ [...] diz wart bewaeret âne spot/ an dem juncherren ûzerwelt [Achill],/ der an dem lîbe was ein helt/ und alsô frech an sîner art,/ daz sîn gelîch dâ niender wart/ beschouwet in den landen.⁵⁴⁷

3.4 Pârîs und Helenâ

Besonders deutlich tritt die paradigmatische Inkompatibilität von Liebe (oder sexueller Begierde) und Allgemeininteressen auch an Pârîs und Helenâ zu Tage: Denn sie wissen zwar beide, dass ihre Beziehung der Auslöser für einen kriegerischen Konflikt mit katastrophalen gesellschaftlichen Folgen sein wird, doch für ihre persönlichen Zukunftspläne ist dieses Wissen bedeutungslos.

3.4.1 Vorspann: Pârîs' Beziehung zu Egenoê

Bevor Pârîs Helenâ entgegen aller Warnungen entführt und mit ihr eine für die Zukunft aller Trojaner fatale Liebesbeziehung eingeht, lebt er mit der *feine wilde* Egenoê zusammen. Ihr Verhältnis unterscheidet sich allerdings insofern von den anderen Liebesbeziehungen des Romans, als es sich abseits der höfischen Gesellschaft abspielt und nie durch eine Ehe abgesichert wird. Außerdem gehen aus ihr keine Kinder hervor – für Pârîs' gesellschaftlichen Status bleibt sie damit praktisch folgenlos.

Pârîs und Egenoê müssen also allein darauf vertrauen, dass sich die Gefühlslage des Partners/der Partnerin nicht zu ihren Ungunsten verändert. Hier zeichnet sich jedoch von

⁵⁴⁶ Allerdings fußen diese auf dem Austausch seiner Partnerin durch eine andere Frau und nicht auf seiner Kriegsteilnahme.

⁵⁴⁷ TK, V. 14740-14759.

Anfang an ein qualitativer Unterschied zwischen ihnen ab: Denn obwohl sie die *gelîche minne* zueinander treibt, scheint Egenoês Verlangen nach Pârîs von größerer Intensität zu sein als seine Gefühle für sie. Nur von ihr erfahren die Rezipienten, wie sehr sie sich nach ihm verzehrt: „sîn minne si versêrte,/ des wart ir herzen dicke wê./ [...] vil groz wart ir beswaerde/ nâch PÂRÎSE z'aller stunt[.]“⁵⁴⁸ Egenoê nimmt in diesem Sinne also die schwächere, da emotional involviertere Position in ihrer Paarbeziehung ein, auch wenn sie als *feine* bzw. *gotinne*⁵⁴⁹ über einen größeren Handlungsspielraum als ihr menschlicher Geliebter verfügen müsste. Doch ermächtigt dieser sie nicht dazu, Pârîs dauerhaft an ihrer Seite zu halten – wie alle Liebenden, ist auch Egenoê dem willkürlichen Walten der *minne* und ihrer Endlichkeit ausgeliefert. Sie fürchtet sich daher vor einem Umschlag vom Glück ins Unglück, davor etwa, dass Pârîs' ausnehmende Attraktivität eine Rivalin auf den Plan rufen könnte, für die er sie verlassen würde,⁵⁵⁰ und nimmt mit diesen Befürchtungen ihr zukünftiges Schicksal vorweg.

dô sîn varwe schein sô glanz/ und er sô tugentrîche was,/ dô nam dick an sich unde las/ vil sorgen ir getriuwer lîp./ [...] dâ von si z'einer stunde sprach/ erbermeclîchen wider in:/ ‘ach herzefriunt, wie sêre ich bin/ betrüebet alle stunde!/ [...] ich sorge des ûf erde,/ daz von mir dînen werden lîp/ scheidelîhte ein ander wîp/ und mîner minne dich entwene,/ sô daz dîn herze nâch ir sene/und mîn vergessen müeze.’⁵⁵¹

Pârîs wiederum begegnet ihren Zukunftsängsten, indem er ihre Liebe über ein schriftliches Treueversprechen „verewigt“.⁵⁵² Er hat also keineswegs die Absicht, Egenoê über seine wahren Absichten zu täuschen – zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt glaubt er *ân allen falschen mein* an die Beständigkeit seiner *minne*. Und doch entbrennt er später in Liebe zu Helena und verlässt Egenoê – die Erinnerungen an sie und sein altes Liebesglück erlöschen zugunsten seiner neuen Zukunftspläne.

versêret und erfrischet/ wâren sîne sinne/ sô gar mit niuwer minne,/ daz er der alten niht enpfant,/ wan er vergaz dô sâ zehant,/ daz im diu klâre OENÔNÊ/ was liep vor allen wîben ê:/ Si wart ûz sînem muote brâht,/ er haete ungerne dô gedâht,/ daz er geschriben haete,/ wie daz wazzer draete/ ze berge loufen solte,/ swenn er si lâzen wolte/ und scheiden von ir minne[.]⁵⁵³

Auch an diesem Fallbeispiel zum Wirken der *minne* wird daher ersichtlich, dass die Figuren, selbst wenn sie sich aufrichtig darum bemühen, nichts über ihre Zukunft als Liebende aussagen können. Denn diese wird ihnen von der auf Endlichkeit und Unberechenbarkeit

548 TK, V. 710-719.

549 Konrad verwendet beide Begriffe synonym, vgl. TK, V. 707, 713 u. 716.

550 In der Tat ist es später Pârîs' besonderer Schönheit zu verdanken, dass Helenâ sich in ihn verliebt, vgl. TK, V. 20338-20343.

551 TK, V. 750-773.

552 Vgl. TK, V. 784-795.

553 TK, V. 4374-4387.

ausgerichteten *minne* diktiert.⁵⁵⁴ Alle gegenteiligen Vorstellungen von Treue und Beständigkeit erweisen sich als illusorisch: Auch Pârîs verspricht Egenoê nur die Treue, um dieses Versprechen später zu brechen.

3.4.2 Pârîs' Aufenthalt auf Citarêâ

Auffälligerweise begegnen sich Pârîs und Helenâ nach seiner Ankunft auf Citarêâ das erste Mal in einem Tempel und an einem Festtag der Vênus. Es scheint geradezu so, als würde das Geschehen durch die Bemühungen der Liebesgöttin, die Pârîs Helena einst versprochen hatte, final motiviert:⁵⁵⁵ Pârîs erkennt die von ihm lang begehrte, aber nie zuvor gesehene Helenâ sofort an ihrer unvergleichlichen Schönheit – „waz frouwen möhte diz gesîn/ wan HELENÂ, diu künigîn[?]“⁵⁵⁶ – und auch sie wird vom Verlangen nach ihm überwältigt, als sie ihn erblickt: „dô si [...] gesach daz wunder,/ daz an in was besunder/ geleit von schoene über alle man,/ dô wart enzündet unde enbran/ ir herze von der minne heiz.“⁵⁵⁷ Die körperliche Attraktivität, mit der sie beide alle anderen Figuren überstrahlen,⁵⁵⁸ ist daher nicht nur als gemeinhin sichtbares Indiz ihrer vorherbestimmten Zusammengehörigkeit zu werten, sondern auch als die „Waffe“ der Vênus, mit der sie – die sie ja selbst als Siegerin aus dem *Schönheitswettbewerb* hervorgegangen war – sich die Liebenden unterwirft,⁵⁵⁹ um sie gegen alle Widerstände zusammenzuführen. Die Liebesgöttin bewirkt daher nicht nur, dass ihre Gefühls- und Gedankenwelten sich ab ihrer ersten Begegnung nur noch aufeinander beziehen. Sie sorgt auch dafür, dass Pârîs überhaupt Zugang zur von ihm begehrten Helena erlangt, denn Menelâus nimmt den Fremden, der sich

554 Darum schreibt der Erzähler die Verantwortung für den Treuebruch auch nicht Pârîs, sondern der von Vênus verkörperten *minne* zu: „daz schuof der süezen minne bant/ und diu götinne VÊNUS,/ von der sîn herze wart alsus/ gebunden und gefangen.“ (TK, V. 4392-4395)

555 Vgl. Kap. 3.1. Erst kurz vor dem Beginn seiner Reise hatte Vênus ihr Versprechen an Pârîs erneuert, vgl. TK, V. 18901-18926.

556 TK, V. 19809-19810.

557 TK, V. 20338-20343.

558 Vgl. den Kommentar des Erzählers zu Pârîs' Schönheit: „ez enwas nie ritter mê/ beschouwet dâ ze lande/ an lîbe und an gewande/ sô kürlich unde als ûzerkorn./ man haete des dâ wol gesworn./ er waere ein got und niht ein man:/ des wart er vil gekapfet an./ Er gap sô liechtebernden glast./ daz man den hôchgebornen gast/ ie gerner unde ie gerner sach[.]“ (TK, V. 19608-19617) sowie Pârîs' Umschreibung Helenâs: „swaz got an sînehant getât/ rîliches wonders hât geleit,/ daz allez ist ein kunterfeit/ biz an den wunderlichen flîz,/ den er ân allen itewîz/ an ir figûren hât gewant./ [...] ir schoenheit überwildet/ und überwundert allen schîn,/ der von klârheite mac gesîn/ an wîben unde an frouwen.“ (TK, V. 19818-19829)

559 Auch der plötzliche Bewusstseinsverlust, den beide Protagonisten im Vorfeld ihrer ersten Liebesnacht erleiden, zeugt von der überwältigenden Kraft der Liebe und ihrer endgültigen Unterwerfung unter das Gebot der *minne*: Pârîs wird beim Anblick von Helenâs nackter Haut so sehr vom Begehren überwältigt, dass es ihm buchstäblich die Sinne raubt, vgl. TK V. 22390-22397; Helenâ verliert das Bewusstsein als Pârîs sie später küssend umfängt, vgl. V. 22893-22915.

zunächst als Alexander von Karthâge vorstellt,⁵⁶⁰ *durch sînes clâren bildes glast*⁵⁶¹ als Gast an seinem Hof auf. Wie schon in seiner Kindheit und Jugend wird Pârîs' Schicksal also auch im Vorfeld der Entführung maßgeblich von seinem „bezaubernden“ Erscheinungsbild beeinflusst, fallen kausale und finale Handlungsmotivierung im Schönheitsargument, das Gleiches mit Gleichem verbindet,⁵⁶² zusammen.⁵⁶³

Wobei Helenâs topische Schönheit auch für den zwiespältigen Charakter der *minne* steht: Einerseits vermag sie den Figuren als „der tugende sterne/ und aller frouwen sunnenschîn“⁵⁶⁴ größte Freuden zu spenden, andererseits finden durch sie als Kriegsauslöserin mehr Männer den *bitterlichen tôt* als durch alle anderen Frauen vor und nach ihr.⁵⁶⁵ Diesem scheinbar dialektischen Wirkungsprinzip begegnet man im *Trojanerkrieg* auch im Streitgespräch von Vênus, Athene und Jûnô, wenn die Göttin der Liebe ihren Gegnerinnen das Wirken der *minne* als *glücks- und zugleich unglücksspendend* erklärt. Helenâ verkörpert und exemplifiziert dieses allen Liebesgeschichten des Romans zugrundeliegende Wirkungsprinzip, das letztlich weniger auf Widersprüchlichkeit als auf komplementärer Ergänzung basiert: Freude und Leid gehören zusammen so wie Leben und Tod, das Eine ist ohne das Andere nicht zu haben.⁵⁶⁶ Von der überzeitlichen Gültigkeit dieses Wirkungsprinzips zeugt ferner die Unvergänglichkeit ihrer Schönheit: Unabhängig davon, wie viele Jahre zwischen dem Beginn von Pârîs' Fernliebe zu ihr und ihrer Vereinigung vergehen, ist und bleibt Helenâ die schönste Frau für ihn.⁵⁶⁷ So gesehen nimmt sie (bzw. die *minne*)

560 Pârîs reist inkognito, denn Griechen und Trojaner sind seit dem ersten Trojanischen Krieg verfeindet. Als Trojaner wäre er also sicherlich nicht in Helenâs Nähe gelangt. Die Verschleierung seiner wahren Identität stellt zudem eine Parallele zwischen Pârîs und Achill dar. Ohne selbst direkt miteinander in Konflikt zu geraten, repräsentieren sie die verfeindeten Kriegsparteien.

561 TK, V. 20392.

562 Dieses „Naturgesetz“ zeigt auch schon bei Jâson und Mèdêa seine Wirkung, vgl. Kap. 3.2. Gleichzeitig ist es das dem Motiv der „gefährlichen Brautwerbung“ zugrunde liegende Prinzip, als eine Spielart dessen Helenâs Entführung auch gelesen werden kann, vgl. Strohschneider: *Einfache Regeln*, S. 43-44.

563 Unklar bleibt, welche Rolle Gott im Motivationsgeflecht, das zur Liebesbeziehung zwischen Pârîs und Helenâ führt, spielt: Zwar lässt sich Pârîs' angeborener Liebreiz im Säuglingsalter indirekt auf den Willen Gottes zurückführen (vgl. TK, V. 473), im Zusammenhang mit der *minne*-Handlung wird dieser jedoch nirgends erwähnt. Ist hier trotzdem eine Kräftehierarchie anzusetzen, in der Gott über allen anderen numinosen Mächten thront und das Geschehen (unsichtbar für die Figuren) aus dem Hintergrund steuert? Oder handelt es sich bei der *minne* (als fleischlicher Liebe) vielleicht um einen Teilbereich des menschlichen Lebens, in den Gott überhaupt nicht eingreift?

564 TK, V. 20274-20275. Eine detaillierte Analyse ihrer „inkommensurable[n] Schönheit“ findet sich bei Lienert: *Helena*, insbes. S. 411-413. Vgl. zur Ambivalenz Helenâs zudem LexaG: *Helena* (Manfred Kern), S. 187. Letztlich gilt jedoch auch für diese schönste aller Frauen, was Hasebrink für höfische Schönheitsbeschreibungen im Allgemeinen feststellt: „Höfische Schönheitstopik scheint geradewegs in eine Aporie zu führen. Die Schönheit der höfischen Dame beansprucht, nicht nur vollkommen, sondern unübertroffen zu sein, und zugleich ist im höfischen Entwurf die nicht zu überbietende Schönheit potentiell Kennzeichen einer jeden höfischen Dame.“ (Hasebrink: *Rache als Geste*, S. 218)

565 Vgl. zur Funktion Helenas als Kriegsauslöserin Lienert: *daz beweinten sît diu wîp*, S. 132-137.

566 Ähnlich Lienert: *Helena*, S. 417.

567 Vgl. Pârîs' eigene Aussage: „der wunder ist an iuch geleit/ von êren und von reiner tugent./ ich hân dâ her von

innerhalb der zeitlich voranschreitenden Romanhandlung die Funktion eines „unveränderlichen Fixpunkts“ ein, auf den sich Pârîs nach und nach zubewegt. Die Entführung Helenâs stellt aber nicht nur den Zielpunkt all seines Handelns, sondern auch den wichtigsten Wendepunkt im Geschehen dar, von dem aus gesehen es keinen Zweifel mehr am baldigen Untergang der Trojaner geben kann;⁵⁶⁸ sie determiniert die weitere Zukunft der Figuren.

Dennoch werden die Figuren immer wieder vor (scheinbare) Wahlmöglichkeiten gestellt, die als Alternativen zum vorgezeichneten Handlungsverlauf (s. hierzu den Exkurs zur „abgewiesenen Alternative“) mehr oder weniger lange möglich erscheinen, bevor sie endgültig verworfen werden. Als solche Alternativen können etwa auch die Treueschwüre der Figuren verstanden werden, die von ihnen später mit programmatischer Sicherheit gebrochen werden: So gelobt Pârîs Menelâus im Gegenzug für die ihm zuteil gewordene Gastfreundschaft lebenslange Gefolgstreue: „wizzent, herre mîn, daz ich/ iu dar umbe dienen wil/ unz an mînes tôdes zil/ mit lîbe und mit dem guote.“⁵⁶⁹ Er müsste also eigentlich von seinem Entführungsplan absehen und sich in den Dienst seines Gastgebers stellen. Doch stattdessen wird Menelâus nicht nur von seiner Ehefrau Helenâ,⁵⁷⁰ sondern auch von Pârîs betrogen, wenn sie später gemeinsam aus Citarêâ flüchten. Bezieht man die verlassene Egenoê noch mit ein, trägt ihre Liebe daher den bitteren Beigeschmack eines *dreifachen* Treuebruchs und sticht dadurch – bereits bevor der Zerstörungskrieg vor Troja begonnen hat – besonders negativ aus den anderen Liebesbeziehungen des Romans hervor.

Nicht ohne Ironie mutet es vor diesem Hintergrund an, dass Helenâs Ehemann ihr ausdrücklich die Fürsorge für ihren Gast anvertraut, bevor er sich auf einen Kriegszug begibt, und damit nicht nur selbst den Platz an ihrer Seite räumt, sondern – durchaus vergleichbar mit Mêdêâs Vater Oêtas, der den Kontakt seiner Tochter zu Jâson initiiert und gefördert hatte –⁵⁷¹ die Annäherung der Liebenden erst ermöglicht.⁵⁷² Dieser „unbewusste“

kindes jugent/ durch iu gesorget und gesent[.]“ (TK, V. 21000-21003)

568 Ähnlich argumentiert Lienert, die Helenâ als „kompositorisches Zentrum des ‚Trojanerkriegs‘“ begreift (Lienert: Helena, S. 415-417).

569 TK, V. 20548-20551.

570 Dass Helenâ nicht einfach als schuldloses Entführungsoffer anzusehen ist, wird u. a. aus ihrer hämischen Freude über die Abreise ihres Ehemannes und dessen Gebot, sich um ihren Gast Pârîs zu kümmern, ersichtlich: „vor spotte ich mit dem munde/ enthielt mit grôzer noete mich./ ez dûhte mich sô gemellich,/ daz er mich iuwer pflegen hiez,/daz ich mîn lachen kûme liez/ und ich gereden mohte niht,/ wan daz ich sprach: ‘friunt, es geschiht,/ des iuwer herze hât gegert.’“ (TK, V. 22016-22023)

571 Vgl. Kap. 3.2.

572 Vgl. TK, V. 20880-20883. Nach seiner Ankunft auf Citarêâ stellt Menelâus ihm Helena vor und räumt ihm unbefristetes Gastrecht auf der Insel ein, vgl. TK, V. 20396-20407.

Fehler des Menelâus verleiht der Liebe von Pârîs und Helena einerseits den Anschein schicksalhafter Unabwendbarkeit – denn wie so oft im Roman zeugt er davon, dass die Figuren unabsichtlich ihr eigenes Leid hervorrufen – andererseits ermöglicht er die Frage, ob Menelâus Helenâs Betrug nicht doch ein Stück weit selbst zu verantworten hat, worauf auch Pârîs' überspitzt formulierte Kritik abzielt:

owê, daz ir iuch niht verstânt,/ daz MENELAUS, iuwer man,/ iu lützel hôhes liebes gan,/ sît im an triuwen sô gebrast,/ daz er iuch einen fremden gast/ enpfâhen hiez in iuwer pfliht –/ trüeg iu sîn herze triuwen iht/ und inneclicher staete,/ sô wizzent, daz er haete/ befolhen niht in iuwer hant/ mich fremden man vil unbekant!⁵⁷³

Es ergibt sich hier also das für das Wirken der *minne* in Konrads *Trojanerkrieg* typische Spannungsverhältnis zwischen Selbst- und Fremdbestimmung, zwischen dem Subjekt- und Objektstatus der Figuren: Die Frage, ob es die Schuld der Figuren selbst ist, wenn sie das Falsche wollen, oder ob ihnen dieses Wollen von außen aufgezwungen wird, bleibt jedoch unbeantwortet, die Motivationsangebote für das Geschehen oszillieren zwischen kausalen und finalen Erklärungsansätzen für die mit den Entscheidungen der Figuren verbundenen Zielvorstellungen.

3.4.3 Die einvernehmliche Entführung

Vor Helenâs Entführung äußern sich Pârîs und Helenâ als Werber bzw. Umworbene nochmals ausführlich⁵⁷⁴ zu den potentiellen Auswirkungen der Liebe auf ihre Zukunft und geben dabei Einblick in ihre Gefühls- und Gedankenwelt. Dabei bedienen sich beide Figuren intratextueller Verweise auf andere Liebesbeziehungen des Romans, um ihre Ansichten durch diese Beispiele „empirisch“ zu belegen. Pârîs führt die Geschichten von Hercules und Dîanîra sowie Jâson und Mêdêâ als Exempel an, um Helenâ davon zu überzeugen, dass die Flucht mit ihm wie bei diesen Paaren einen glücklichen Ausgang finden werde.⁵⁷⁵ Allen Warnungen und Prophezeiungen zum Trotz glaubt er nicht daran, dass die Griechen ihn und Helenâ nach Troja verfolgen oder dort gar einen Krieg beginnen könnten.

forht unde scham ir lâzen sult,/ wan ich füere iuch alzehant/ mit fride in mînes vater lant/ und in sînes rîches habe./ [...] ir wizzent wol, daz HERCULES/ die stolzen DÎANÎRAM/ ir friunden roubet unde nam/ und er si von in fuorte,/ sô daz in nieman ruorte/ mit schiffen ûf der ferte nâch:/

573 TK, V. 21378-21388. Andererseits weiß der Erzähler, dass nicht nur Pârîs, sondern auch Menelâus Helenâ über alles liebt: „si was sîn [Menelâus'] leben und sîn lîp/ und aller sîner wunne spil.“ (TK, V. 20378-20379)

574 Pârîs' Liebesgeständnis zieht sich über annähernd 500 Verse (TK, V. 20994-21480), Helenâs Antwort darauf umfasst gar mehr als 800 Verse (TK, V. 21504-22374).

575 Vgl. TK, V. 21430-21437 sowie V. 21456-21469. Wobei die Nennung beider Liebespaare zwar zur traditionellen Ausgestaltung des jeweiligen Stoffs passt, nicht aber zu Konrads *Trojanerkrieg*, in dem es in beiden Fällen gar keine Fluchtscene gibt: Jâson und Mêdêâ brechen mit Oêtas' Segen nach Griechenland auf (vgl. TK, V. 10189-10205), während die genauen Umstände des Beginns von Hercules' und Dîanîras Beziehung im Dunklen bleiben, der Erzähler erwähnt lediglich, dass Hercules Dîanîra „mit sîner tugent erstreit“ und danach mit ihr „in sîn lant“ zurückgekehrt sei (TK, V. 37962 und 37967).

sus wirt ouch keinem manne gâch/ ûf uns bî dirre wîle./ daz ieman uns erîle./ des fürhte ich harte
kleine.⁵⁷⁶

Außerdem betont er die Unbedingtheit und Unumgänglichkeit seiner Liebe und stilisiert seine sexuelle Vereinigung mit Helenâ zur existenziellen Notwendigkeit: „ich muoz iuch hie gewinnen/ ze frouwen und ze wîbe/ oder ich wil von dem lîbe/ schier unde balde scheiden.“⁵⁷⁷ Wie Achills Liebesgeständnis an Dêdamîe enthält auch Pârîs' Gefühlsoffenbarung gegenüber Helenâ zwei in Hinblick auf den Subjekt- und Objektstatus der Liebenden konträre Argumentationslinien, die gleichermaßen darauf abzielen, Helenâ von seinem Entführungsplan zu überzeugen: Einerseits fleht er sie an, ihn von seinem Liebesleid zu erlösen – „ach, frouwe, mînes herzen spil,/ wes lânt ir quelen denne mich?/ [...] loesent mich von ungehabe/ und endent mîne zuoversiht!“⁵⁷⁸, und überträgt ihr damit scheinbar die alleinige Handlungsverantwortung. Andererseits weist er ihr die Rolle des wehrlosen Liebesobjekts zu, wenn er seine eigene Handlungsbereitschaft betont, indem er sich von Thêseus, dem *tôre*, abgrenzt, der Helenâ einst entführte und sie wieder frei ließ, ohne sich zuvor an ihr vergangen zu haben.

haet ich iuwer reinez leben/ gezûcket und geroubet./ ich lieze mir daz houbet/ mit eime swerte snîden abe./ ê daz ich alsô rîche habe/ von mir lieze ân alle fruht./ weizgot, ich braeche mîne zuht/ vil herter denne THÊSEUS./ [...] daz kûnde erwenden kein geschrei/ noch keiner hande smerze.⁵⁷⁹

Pârîs verweist also selbst auf eine potentielle Handlungsalternative, auf die Möglichkeit zur selbstlosen Unterdrückung des eigenen Verlangens, die er für sich jedoch kategorisch ausschließt. Dadurch aber erscheinen seine Absichten umso verwerflicher.⁵⁸⁰ Doch wie die anderen Figuren ist er unter dem Einfluss der *minne* völlig unempfindlich für moralisches Fehlverhalten und für die potentiellen Konsequenzen seines Tuns. Für ihn zählt letztlich nur die Befriedigung seines *minne*-Begehrens, alles andere oder zeitlich darüber hinausreichende spielt für seine Zukunftsvorstellungen keine Rolle.

Helenâ reagiert auf Pârîs' Liebesgeständnis zunächst mit Ablehnung. Denn eine Beziehung zu ihm ist für sie als öffentliche Person nicht von Interesse: Pârîs kann ihr in diesem Sinne keine Zukunftsoptionen bieten, die sie nicht längst besäße – die Zugehörigkeit zum

576 TK, V. 21424-21439. (Hervorhebungen C. K.)

577 TK, V. 21364-21367, ähnlich auch V. 21155: „ir sît mîn leben und mîn lîp.“ Vgl. ferner seine resümierenden Ausführungen zum Streit der Göttinnen, bei dem er zwischen Reichtum, Weisheit und Helenâ zu wählen hatte und sich für sie entschied (TK, V. 21156-21185).

578 TK, V. 21396-21407.

579 TK, V. 21136-21149.

580 Wie für Achill besteht der Zielpunkt seines Handelns einzig in der Erfüllung *seines* Begehrens; auch hinter seiner scheinbar devoten Haltung verbirgt sich die typisch männliche Gewaltbereitschaft. Im Unterschied zu Achill gerät Pârîs durch die *minne* jedoch nie in eine identitätsgefährdende Konfliktsituation.

Adelsstand, Macht und Reichtum –⁵⁸¹ er gefährdet im Gegenteil ihr gesellschaftliches Ansehen: „daz ir mich hânt von grunde/ gemeinet, des geloube ich wol,/ dar umbe ich doch mîn êre sol/ und mînen man niht übersehen.“⁵⁸² Bei der Sorge um ihre *êre* handelt es sich jedoch um ein vorgeschobenes Argument, denn Helenâ beschäftigt sich in Wahrheit vielmehr mit der Frage, ob ihr Geliebter ihr, wenn sie auf sein Werben einging, in der Zukunft wirklich treu wäre, oder ob er nicht doch das Interesse an ihr verlöre.

daz golt und daz gesteine,/ daz iuwer lant geleisten kan,/ dâ siht mîn herze lützel an,/ wan ich niht ahte ûf iuwer guot./ haet ich den willen und den muot,/ daz ich wolt enden iuwer gir,/ sô waere daz vil lieber mir,/ daz ir mir sint von herzen holt/ dann alle gûlte und allez golt,/ daz ieman kûnde mir gegeben,/ [...] ich/ naem iuwer staete friuntschaft/ vûr alles hordes überkraft,/ den ieman hât ûf erden.⁵⁸³

In diesem Zusammenhang dienen ihr Pârîs' einstige Geliebte Egenoê und die Zauberin Mêdêâ als mahnende Exempel für die Unbeständigkeit der *minne*, da sie, allen Treueschwüren zum Trotz, von ihren Partnern verlassen wurden.⁵⁸⁴ Folglich sieht sie die Geschichte von Jâson und Mêdêâ in gänzlich anderem Lichte als Pârîs, denn ihre Überlegungen zielen auf einen anderen Zeitpunkt in ihrer Beziehung ab: Pârîs' Interesse richtet sich auf den Anfang dieser Liebesgeschichte, denn er möchte Helenâ ein Beispiel für eine gelungene Flucht liefern: „MÊDÊÂM fuorte JÂSON/ von KOLCOS ûz dem lande,/ daz er dekeiner hande/ kumber ûf der ferte leit/ von strîteclicher arebeit/ und von ir vater zorne.“⁵⁸⁵ Helenâ denkt hingegen weiter in die Zukunft voraus und fokussiert sich deshalb auf das Ende dieser Beziehung: Indem sie sich in Mêdêâ hineinversetzt, setzt sie sich mit den Gefahren auseinander, die ihr als Frau drohten, wenn sie sich – der *generellen* Treulosigkeit der Männer zum Trotz –⁵⁸⁶ auf Pârîs einließe:

gedenkent, wie MÊDÊÂ/ vil herzeleides wart gewon,/ dô si der falsche JÂSON/ schiet von ir vater lande!/ sîn zunge ir manger hande/ êr unde wirdekeit gehiez,/ daz brach er allez unde liez/ unstaete die gelûbde sîn,/ dâ von ir jâmer und ir pîn/ begunden sich dâ mêren[.]⁵⁸⁷

Denn auf lange Sicht zeugen *alle* Liebesbeziehungen davon, dass das Treueproblem in Konrads *Trojanerkrieg* den Status einer Gesetzmäßigkeit besitzt; dass ihre Endlichkeit

581 Vgl. Pârîs' Argumente für eine Beziehung mit ihm: „mit êren müget ir mich wol/ ze friunde erkiesen und ze man./ mir wont rîcheit und adel an/ und ist ein künic der vater mîn,/ der under dem gewalte sîn/ hât vil gar ein schoenez lant“ (TK, V. 21192-21197), und Helenâs Reaktion darauf: „mîn werdez künne ist alsô rîch/ als iuwerz, des bin ich sîn wer./ mîn vater ist her JÛPITER,/ der allen edelen kûngen obt./ [...] vil werder gast, dâ spûr ich bî,/ daz ich als edel bin als ir.“ (TK, V. 21606-21615)

582 TK, V. 21652-21655.

583 TK, V. 21624-21643.

584 Vgl. zu Pârîs' Treuebruch an Egenoê TK, V. 22148-22151, sowie zu Pârîs' *unstaete* TK, V. 22158-22167.

585 TK, V. 21456-21461.

586 „der manne rede und ir gebâr/ sint bezzer vil denn ir getât,/ ir minne lützel triuwe hât/ und ist ir herze trûgehaft.“ (TK, V. 21706-21709)

587 TK, V. 22262-22271. Als weibliche *minne*-Opfer Erwähnung finden außerdem Esipfilê und Adriagnê, vgl. TK, V. 22142 und 22143.

unweigerlich zum Wirken der *minne* gehört. Auch Helenâ muss also davon ausgehen, dass Pârîs' Liebe zu ihr eines Tages vergehen wird; es stellt sich eigentlich nur die Frage, *wann genau* dieser Zeitpunkt eintreffen wird. Vor ihrem geistigen Auge spielt sie daher mehrere Unheilsszenarien durch, die sich für sie zu unterschiedlichen Zeitpunkten in der Zukunft aus einer Beziehung zu ihm ergeben könnten: Er könnte z. B. noch auf Citarêa das Interesse an ihr verlieren und sie dort in ihrem Kummer zurücklassen⁵⁸⁸ oder sie könnte bei ihm irgendwann später in Troja in Ungnade fallen, weil er ihr aufgrund ihrer Entscheidung, mit ihm zu fliehen, einen generellen Hang zur Untreue unterstellen würde.⁵⁸⁹ Im Rahmen des vorhersehbaren Endes ihrer Beziehung beschäftigt sie sich also mit dem *Wie* und *Wo* dieses Endes und damit mit der alles zukünftige Geschehen betreffenden Kontingenzproblematik, die es ihr unmöglich macht, die späteren Auswirkungen ihres Handelns bereits in der Gegenwart vorherzusehen.

Die Angst vor der *kollektiven* Katastrophe, dem prophezeiten Krieg zwischen Griechen und Trojanern, spielt für ihre Überlegungen hingegen eine vergleichsweise kleine Rolle: Helenâ weiß zwar von Ecubâs Fackeltraum, doch malt sie sich vor diesem Hintergrund keine Situation aus, in der sie *persönlich* zu Schaden kommen könnte, weil sie sich auf Pârîs eingelassen hat.⁵⁹⁰ Sowohl Pârîs' Sorglosigkeit als auch Helenâs Sorgen zeugen daher davon, dass die Figuren sich unter dem Einfluss der *minne* auf ihr persönliches (Un-)Glück fokussieren, dass sie mehr oder weniger blind für die gesamtgesellschaftlichen Konsequenzen ihres Tuns sind, die doch den vermutlichen Ziel- und Schlusspunkt des Romanfragments dargestellt hätten.

Ihre Auseinandersetzung mit den Risiken, die sich aus ihrer Entführung für ihre nahe und ferne Zukunft ergäben, zielt allein auf sie als Liebende, d. h. als „Privatperson“, ab. In der Öffentlichkeit nimmt sie jedoch die Funktion einer griechischen Königin ein und ihr Geliebter Pârîs die des Königssohnes der mit den Griechen verfeindeten Trojaner. Ihr persönliches Wollen steht daher in unmittelbarem Konflikt zu den Anforderungen, die die Gesellschaft an sie stellt. Anders als Pârîs es behauptet, könnte ihre Liebe von vornherein kein positives *minne*-Exempel abgeben, auch wenn sie sich bis zum Abbruch des unvollendeten Romans nicht trennen; das destruktive Potential ihrer Liebe übersteigt im

588 „iuwer minne füere enwec/ mit der winde suse/ und müeste ich hie ze huse/ vil jâmers unde trûrens hân.“ (TK, V. 22188-22191)

589 „ir haeten mich gescheiden/ von êren und von manne/ und waerent der ouch danne./ der mir verwizze dicke daz,/ [...] bekaeme in iuwer hûs ein gast,/ ir wûrdent denken alzehant,/ mîn herze stüende ûf in gewant/ und aller mîner sinne kraft[.]“ (TK, V. 22232-22241)

590 Helenâ bekundet lediglich ihre Angst davor, dass der Unheilstraum wahr werden könnte, vgl. TK, V. 22290-22293.

Gegenteil die Individualebene und entlädt sich nach außen, sodass es zur gesamtgesellschaftlichen Katastrophe kommt.

Denn auf der Handlungsebene ziehen Helenâs Zukunftsängste letztlich keine Konsequenzen nach sich; wie Pârîs strebt auch sie nach der Befriedigung ihres *minne*-Begehrens, wenn sie ihm unmissverständlich zu verstehen gibt, dass sie seine Gefühle erwidert. Helena bedient sich hierfür allerdings einer weniger direkten Sprache als er, „verschleiert“ ihre Liebesgeständnisse z. B. durch die Verwendung des Konjunktivs und versetzt sie so dem Anschein nach auf die Ebene des Hypothetischen. Außerdem achtet sie darauf, sie immer mit einer Rückbesinnung auf ihre persönliche Ehre und ihre Pflichten als Ehefrau enden zu lassen:

wizzent, herre mîn, daz ich/ naem iuwer staete friuntschaft/ für alles hordes überkraft,/ den ieman hât ûf erden./ müest ich durch einen werden/ jungelinc mîn êre geben,/ sô wolte ich wirde, lîp und leben/ durch iuwer minne wâgen./ nû wil mich des betrâgen,/ daz ich mîn ê zerbreche/ und mînen man verspreche/ durch iuch bî dirre stunde.⁵⁹¹

Ihre Antwort auf Pârîs' Werben wird so zu einem Wechselspiel zwischen Zustimmung und Ablehnung, das, ähnlich wie bei Mêdêâ, Helenâs inneren Konflikt widerspiegelt und zusätzlich als ein die Handlung retardierendes Moment fungiert: „ir suochent ein bekûmbert wîp,/ diu mit der ê besezen ist,/ dâ von ger ich bî dirre frist,/ daz iuwer bete erwinde.“⁵⁹² Doch nach und nach verschiebt sich ihre ablehnende Haltung immer weiter zu Pârîs' Gunsten. Zwei seiner Argumente scheinen für sie dabei besonders ins Gewicht zu fallen: Einerseits beeindruckt sie die Unbedingtheit seiner Liebe, sein Verzicht auf Reichtum und Weisheit beim Streit der Göttinnen: „hât iuwer edel muot gegert/ vûr alsô tiure sache mîn,/ sô muoz ich sîn gar stehelîn/ und herter danne ein îsen,/ wil iuch mîn helfe wîsen/ niht von senelicher klage“⁵⁹³, andererseits bietet ihr die Tatsache, dass Vênus die heimliche Urheberin ihrer Liebe ist, die Möglichkeit, ihr Begehren als Manifestation eines unausweichlichen, göttlichen Willens zu rechtfertigen: „hât aber mich frô VÊNUS/ gerüemet, als ich hânt verjehen,/ sô mac ich mich dâ bî versehen,/ daz si mîn fâren welle/ und mir die lâge stelle/ mit ir lobe sûeze,/ dar în ich fallen müeze[.]“⁵⁹⁴ Das erste Argument liefert ihr einen Beweis für die gegenwärtige Intensität seiner Gefühle (auch wenn das

591 TK, V. 21640-21651, ähnlich auch V. 21718-21733. Typisch für die Verwendung des Irrealis sind überdies die Verse 21792-217999, in denen Helenâ Pârîs gesteht, dass sie sich ihm, wenn er vor ihrer Heirat mit Menelâus um sie geworben hätte, nicht verweigert hätte. Wiederum „versteckt“, da eingebettet in eine Beschreibung seines offenkundigen Liebesleids, gesteht Helenâ ihre „Verschleierungstaktik“ ein: „als an mich iuwer ougen/ vil seneclichen sâhen dar./ sô tet ich, als ich keine war/ naem iuwer mit der angesiht,/ durch daz ir des gedaehent iht,/ daz iuch mîn herze meinte/ und iu dâ mite erscheinte,/ daz an iu laege mîn gedanc.“ (TK, V. 21662-21669)

592 TK, V. 21806-21809.

593 TK, V.21918-21923.

594 TK, V.21886-21892.

nicht zwangsläufig bedeutet, dass er diese Gefühle auch in der Zukunft hegen, d. h., dass er ihr treu sein wird)⁵⁹⁵; das zweite befreit Helenâ von der Bürde, eine eigene Entscheidung fällen zu müssen und erlaubt es ihr, sich Pârîs ohne Ehrverlust hinzugeben.

Es verwundert daher nicht, dass sie Pârîs wenig später dazu auffordert, sich nicht von ihrer scheinbaren Ablehnung abschrecken zu lassen und sich ihrer durch eine Vergewaltigung zu bemächtigen. Helenâ unterscheidet hier also implizit zwischen der Planung und der Ausführung einer Tat, denn erst wenn die Figuren als Akteure in Erscheinung treten, werden ihre Absichten auch nach außen sichtbar. Sie gibt sich passiv, weil sie nicht als Verursacherin des Geschehens erkannt werden möchte und zahlt dafür den Preis, ihr Inneres nicht zeigen zu können.⁵⁹⁶ Dieser Verhaltensstrategie entsprechen im Übrigen auch die Überzeugungen des Erzählers, der bereits bei Dêdamîes Vergewaltigung durch Achill wusste, dass Frauen den Liebesakt gerne unter dem Deckmantel eines Gewaltakts vollziehen, um sich so vor etwaigen moralischen Vorwürfen zu schützen – eine These, die Helenâ an dieser Stelle mit eigenen Worten bestätigt:

mich enlât forht unde scham/ niht erfüllen iuwer gir./ ich wolte, swes ir muotent mir/ mit süezer bete manicfalt,/ daz ich des möhte mit gewalt/ von iu betwungen werden,/ sô würde ich ûf der erden/ unschuldic wider mînen wirt./ den frouwen eteswenne birt/ êr unde lop gewaltes flîz,/ wand er in schame und itewîz/ vil senfteclîchen toetet,/ der si der dinge noetet,/ der si doch gerne folgen went./ dar ûf sich ir gemüete sent,/ swer in daz abe ertwinget,/ der lîhtet unde ringet/ ir laster mit gelimpfe wol./ owê, daz ich niht haben sol/ daz heil in kurzen stunden,/ daz ich würd überwunden/ von iu gewalteclîchen noch/ der dinge, der ich muote doch!⁵⁹⁷

Heimlich wird also auch Helena so sehr von ihrem *minne*-Begehren beherrscht, dass sie ihre Zukunftsängste ausblendet und im Verborgenen auf ihre eigene Entführung und die Vereinigung mit Pârîs hinarbeitet.⁵⁹⁸ Vergleicht man sie nun mit den anderen großen Frauenrollen des Romans, nimmt sie daher eine Zwischenstellung ein: Sie ist einerseits deutlich weniger passiv und naiv als Dêdamîe, es entgeht ihr z. B. nicht, dass Pârîs die wahren Beweggründe für seinen Aufenthalt auf Citarêâ verheimlicht, während Dêdamîe sich bis zuletzt von Achills Scheinidentität blenden lässt.⁵⁹⁹ Andererseits verhält sie sich

595 Als Negativexempel wäre hier insbes. an Achill zu denken, dessen Fokussierung auf Dêdamîe mit dem Beginn ihrer Beziehung spürbar nachlässt, vgl. Kap. 3.3.3.

596 Vgl. hierzu auch den Hinweis des Erzählers darauf, dass Helenâs äußerlich sichtbares Verhalten und ihre Handlungsabsichten nicht zwangsläufig übereinstimmen müssen: „sie kunde klagende swaere/ den gesten wol erscheinen,/ wan si begunde weinen/ und marterlîche sich gehaben./ [...] ist, daz ir ungemüete was/ sô grimme als ir gebaerde,/ sô lac vil grôz beswaerde/ versigelt in ir herzen.“ (TK, V. 22578-22651)

597 TK, V. 22082-22104.

598 So kann sie es kaum erwarten, mit Pârîs ein vertrauliches Gespräch zu beginnen und intiirt dieses, indem sie ihm versichert, dass sie ihn gerne aus seinem Kummer befreien wolle (vgl. TK, V. 20890-20970). Ihre verdeckten Botschaften verhallen bei Pârîs widerum nicht ungehört: „Er hete ir rede gemerket,/ des wart sîn muot gesterket/ an der gelustekeite sîn./ diu werde süeze künigîn/ dâ vor gesprochen haete,/ si wolte, swes er baete,/ daz er si des betwûnge noch[.]“ (TK, V.22409-22415)

599 „ich merke daz wol unde weiz,/ daz iuwer sin iht anders jaget,/ dann ir dem wirt hânt gesaget/ und mir von

weniger aktiv als Mèdeâ, wenn sie ihren Geliebten die Vorkehrungen zu ihrer Entführung alleine treffen lässt.

Als Meisterin des schönen Scheins⁶⁰⁰ trägt sie stets dafür Sorge, sich in einer Grauzone von Anspielungen und widersprüchlichen Aussagen zu bewegen, die es ihr erlauben, im Notfall all ihre Zugeständnisse an Pârîs zurückzunehmen, um ihren guten Ruf zu schützen. Von dieser Taktik zeugt am Ende des Gesprächs auch das Fallen ihres Mantels und ihre damit einhergehende körperliche Enthüllung: Wie bei ihren doppeldeutigen Aussagen im vorausgehenden Monolog kann man ihr deshalb kein grobes moralisches Vergehen nachsagen, da der Erzähler beteuert, dass Helenâ *rein zufällig* ihren Mantel verliere: „von geschichte/ wart daz spengelîn enthaft,/ daz mit sînes dornes kraft/ beslôz HELÊNEN houbetloch“⁶⁰¹, und doch ist ihre unabsichtlich-absichtliche Entblößung als nonverbales Angebot und als provokante Handlungsaufforderung an den Geliebten zu verstehen. Ebenso bekundet sie nach ihrer Entführung⁶⁰² ihre Verzweiflung darüber, dass sie *man unde kint, êr unde guot* verloren habe, während sie heimlich darauf wartet, dass Pârîs mit ihr das Bett teilt: „si saz eht allez unde beit/ des heiles und der stunde,/ daz ir der minne-wunde/ friuntlîchen bi gelaege/ und mit ir lîbe pflaege/ lieplicher kurzweuîle.“⁶⁰³ Offenbar geht es Helenâ im Umgang mit der *minne* einzig um die Wahrung ihrer makellosen „Fassade“, an ihrem Wissen über die Gesetzmäßigkeiten der *minne* und ihren darauf aufbauenden Zukunftsängsten orientieren sich ihre Ziele und Wünsche hingegen nicht.⁶⁰⁴

Für Pârîs' Handeln wiederum spielt sein Wissen über die Zukunft insofern eine Rolle, als er durch Vênus' Versprechen an ihn davon ausgehen kann, dass es ihm mit ihrer Hilfe gelingen wird, Helenâ für sich zu gewinnen. Vordergründig scheint die paradigmatische

iu gekündet sî./ [...] swes iuwer jugent anders ger,/ durch lère kôment ir niht ûz.“ (TK, V. 20944-20953)

600 Vgl. zum ambivalenten Figurenbild Helenas auch Pfennig: *erniuwen*, S. 128-132.

601 TK, V. 22384-22387.

602 Der Raub Helenâs gelingt durch eine List: Pârîs lässt die Segel seines Schiffes austauschen, sodass diese denen von Menelâus' Flotte gleichen. Als Helenâ zum Strand eilt, um ihren heimkehrenden Ehemann zu begrüßen, wird sie von Pârîs nach Troja verschleppt, vgl. TK, V. 22409-22533.

603 TK, V. 22880-22885. Vgl. Helenâs Beschreibung der Situation, in der sie sich vordergründig nochmals als handlungsunfähiges Opfer der *minne* stilisiert, zugleich jedoch ankündigt, sich Pârîs nun alsbald hinzugeben: „owê, daz ich der minne/ muoz werden hie gehôrsam!/ [...] dâ von sô wil ich unde sol,/ swie leide mir dar an geschiht,/ erfüllen iuwer zuoversiht/ und iuwer girde nû zehant.“ (TK, V. 22842-22849)

Gänzlich anders interpretiert Toepfer die Situation, da sie in Helenâ „eine vorbildliche Ehefrau, die Menelaos gerne die Treue gehalten hätte“ sehen will. Etwas salopp könnte man daher formulieren, dass Toepfer Helenâs doppeltem Spiel auf den Leim gegangen ist, weil eine „handlungsunfähige“ Helenâ ihrer Interpretation der *minne* als einem „Affekt des Tragischen“, „dem die Figuren keinen Einhalt gebieten können“, entgegenkommt (vgl. Toepfer: *Kunst des Liebens*, S. 192-195). Eine derart einseitige Interpretation Helenâs wie der *minne* deckt sich m. E. jedoch nicht mit den ambivalenten Signalen, die Helenâ Pârîs sendet.

604 Helenâ nimmt unter den Figuren allerdings insofern eine Sonderstellung ein, als sie mit ihrer Schönheit und ihrem zwischen Abweisungen und Aufforderungen schwankenden Verhalten selbst das dialektische Wirkungsprinzip der *minne* verkörpert, dem auch sie sich zu unterwerfen hat; vgl. Lienert: *Antikenromane*, S. 192 u. 136 sowie Lienert: *Helena*, insbes. 416-417.

Zufälligkeit der Liebe also durch Vênus' Eingreifen ausgesetzt. Ansonsten sind die zukünftigen Folgen seines Handelns für Pârîs jedoch ebenso belanglos wie seine Vergangenheit⁶⁰⁵, denn unter Vênus' Einfluss schrumpfen seine Zeitwahrnehmung wie sein ganzes Sein auf das für seine Rolle als *minnesiecher degen* Notwendige zusammen.

Diu minne tet an im wol schîn,/ daz si gewaltic wolte sîn/ unde ir kraft ist manicfalt,/ si twanc in des mit ir gewalt,/ daz er guot, liut unde leben/ an âventiure müeste geben/ und er daz allez wâgete,/ durch daz er dâ gelâgete,/ des heiles und der stunde,/ daz HELENÂ, diu blunde,/ mit im von dannen kaeme/ und er si dô genaeme/ dem künige MENELAÔ,/ der im doch zuht und êre dô/ güetliche in sîme hûse bar.⁶⁰⁶

Daher blendet er im Vorfeld der Entführung auch die eindringlichen Warnungen der trojanischen Gelehrten vor dem daraus resultierenden Zerstörungskrieg aus. Wie Helenâ bleibt auch ihm der Blick auf die kollektiven Folgen seines Handelns versperrt, geht es ihm ausschließlich um die Befriedigung seines libidinösen Begehrens als Ziel- und Endpunkt seines Handelns: „er liez ûf einer wâge/ TROIE unde sîne friunde sîn/ und lepte er bî der künigîn/ mit hôher wunne manger slaht.“⁶⁰⁷

Denn die *minne* interessiert sich nicht für den politischen Status der Figuren. Sie bleibt – wie bereits Vênus' Versprechen an Pârîs illustriert – immer auf das Glück des Einzelnen fokussiert,⁶⁰⁸ die Gesellschaft, der die Figuren angehören, wird von ihr einfach außer Acht gelassen. Hinsichtlich ihrer sozialen Verpflichtungen als Königin und Königssohn zweier verfeindeter Völker scheitern Helenâ und Pârîs jedoch, wenn sie ihren Gefühlen füreinander nachgeben. Eigen- und Kollektivinteressen, Mikro- und Makrokosmos sind in ihrem Falle nicht vereinbar, sodass ihre heimlichen Wünsche und glücksverheißenden Zukunftsfantasien sich später zu einem gesamtgesellschaftlichen Alptraum entwickeln.

3.5 Ergebnisse

Zu den Gesetzen der *minne* in Konrads *Trojanerkrieg* gehört es, dass sie die Liebenden genauso plötzlich überkommt wie sie sie verlässt, dass sie sich also als ein ihnen übergeordnetes Paradigma der Endlichkeit und Zufälligkeit erweist, das am besten durch das Bild des sich stetig drehenden Glücksrades dargestellt wird. Denn wie das Glück unterliegen auch die Liebesbeziehungen der Figuren einer zyklischen Zeitstruktur: Auf das Zusammensein und die Trennung zweier Liebender folgen bis zum Tod der jeweiligen Akteure (bzw. ihrem Ausscheiden aus der Romanhandlung) stets neue Treueschwüre und

605 Sein Treuebruch an Egenoê spielt für ihn im Nachhinein keine Rolle mehr, vgl. Kap.3.4.1.

606 TK, V. 20671-20685.

607 TK, V. 22976-22979.

608 Vgl. Seus, die aus der Beobachtung, dass „Tugendhaftigkeit und Minneerfüllung [...] nicht [...] auf die gesamte dargestellte Welt bezogen“ werden, jedoch keine weiteren Schlüsse zieht. (Seus: Heilsgeschichten, S. 131)

Treuebrüche. Das heißt, wann immer Liebe oder Glück im Spiel sind, macht der Mensch zwangsläufig Erfahrungen von Freude *und* Leid, Glück *und* Unglück. Auf der Ebene der Figuren sind im *Trojanerkrieg* vorwiegend die Männer für den Umschlag ins Negative verantwortlich:⁶⁰⁹ Denn obwohl sie ihren Partnerinnen zunächst lebenslange Treue versprechen, wenden sie sich mit regelhafter Sicherheit später von ihnen ab – entweder weil in ihnen das Verlangen nach einer anderen Frau entbrennt oder weil sie, wie Achill und die Bewohner von Lemnos, zwischen *minne* und *strît* wählen müssen und sich für Letzteres entscheiden. Die Liebe der Männer ist also endlich, doch dass sie vergeht, kann als zeitliche Konstante aufgefasst werden, in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenfallen. Dementsprechend passen Worte und Taten der Männer nicht zusammen, können ihre Treueschwüre den Frauen in Hinblick auf die Zukunft keine Sicherheit verschaffen:

daz iuwer herze sî verwunt,/ des wil ich iu gelouben wol,/ wan daz man keinem manne sol/
getriuwen, daz er spreche wâr./ der manne rede und ir gebâr/ sint bezzet vil, denn ir getât./ ir
minne lützel triuwen hât/ und ist ir herze trügehaft.⁶¹⁰

Die *minne* der Frauen konzeptualisiert Konrad hingegen beständiger, denn ihre *triuwe* bietet die Kontrastfolie vor der sich die kurzlebige Liebe der Männer mit ihren negativen Konsequenzen umso markanter abhebt. In diesem Sinne sind die Liebesgeschichten des *Trojanerkriegs* auch Teil einer ihnen übergeordneten, moralisch aufgeladenen *triuwe*-Debatte, die hier zwar am deutlichsten verhandelt wird, sich aber auch in anderen zwischenmenschlichen Beziehungen, z.B. in Achills Ungehorsam gegenüber Schîron oder in der Treulosigkeit der Mazedonier gegenüber Alexander dem Großen, widerspiegelt. Die scheiternden Liebesbeziehungen fungieren in diesem Kontext als mahnende Negativexempel, die indirekt *für* die konsequente Umsetzung des „*triuwe*-Ideals“ werben.

Doch stattdessen zielt die Liebe in Konrads Roman primär auf die sexuelle Vereinigung der Liebenden im Hier und Jetzt ab, sind also *minne* und *eros* ein- und dasselbe,⁶¹¹ sodass die Liebe sich überhaupt nicht dazu eignet, lebenslange Partnerschaften zu begründen. In Hinblick auf das Zeitverständnis der Figuren spiegelt sich die Radikalität der *minne* also in ihrer völligen Fixierung auf den durch sie gesetzten Zielpunkt ihres Handelns.

609 In die Reihe der Ehebrecher hinzudenken muss man allerdings auch Helenâ, die ihren Mann Menelâus für Pârîs (mehr oder minder) freiwillig verlässt.

610 TK, V. 21702-21709, Helenâ äußert diese Erkenntnis gegenüber Pârîs, als er ihr seine Liebe gesteht. Vgl. ferner Ovid: „[G]laub weder Worten (was trägt denn noch stärker als diese?)/ noch, dass gewichtig sei, was bei den Göttern man schwört.“ („at tu nec voces (quid enim fallacius illis?)/ crede nec aeternos pondus habere deos.“) (Ovid: *Remedia amoris*, V. 687-688)

611 Vgl. Müller: Höfische Kompromisse, S. 454.

Gleichwohl meint es Pârîs z. B. durchaus ernst, wenn er Egenoê die Treue schwört – „sus wolt er âne tiuschen/ machen si dô sicherhaft,/ daz si mit ganzer liebe kraft/ versigelt im ze herzen was“⁶¹² – doch gilt dieser Schwur eben nur für den Moment, für sein späteres Verhalten hat er keinerlei Relevanz. Die *minne* geht folglich zumindest *punktuell* mit der von den Frauen geforderten echten Verbundenheit einher, doch diese währt eben *nicht ewig*. Selbst wenn die Figuren es aufrichtig wollen, lässt sie sich nicht von der Gegenwart aus in die Zukunft festschreiben. Wenn man dies bedenkt, ist der lebenslange *triuwe*-Anspruch der weiblichen Figuren also schlichtweg unrealistisch, obgleich dieses Anspruchsdenken im Roman immer wieder durch allgemeingültige Aussagen, die die paradigmatische Endlichkeit und Unberechenbarkeit der Liebe kritisch kommentieren, gestützt wird: „die minne dû niht loben solt,/ wan si gar lützel triwen hât.“⁶¹³

Noch weniger jedoch als eine lebenslange Verbindung zwischen Mann und Frau darauf aufzubauen, erscheint es angeraten, Entscheidungen von gesamtgesellschaftlicher Tragweite von der „kurzsichtigen“ *minne* abhängig zu machen. Das Beispiel Pârîs belegt dies eindrücklich: Zwar verhilft er den Trojanern mit der Entführung Helenâs zunächst zur langersehnten Rache an den Griechen, auf lange Sicht hat er jedoch ihren Untergang im sich anschließenden Zerstörungskrieg zu verantworten. Doch unter dem Einfluss der *minne* verfügt er (wie alle Figuren) lediglich über eine extrem eingeschränkte Fähigkeit zum vorausschauenden Planen; alles andere oder über den anvisierten Zielpunkt Hinausreichende bleibt dabei ausgeblendet. Aus diesem Grund kann er seinem Begehren auch bis zuletzt ohne Skrupel und ohne Verständnis für seine gesellschaftliche Verantwortung folgen: „mâc unde friunt man lâzen wil/ durch mînes râtes lêre,/ man wâget lîp und êre,/ rîchtuom und alle witze,/ durch daz man frô gesitze/ von mîner helfe stiuere.“⁶¹⁴

Das Alternativkonzept zur egoistischen, auf den Moment der sexuellen Vereinigung fokussierten *minne* bildet im *Trojanerkrieg* die (praktische) Vernunft, die ihr in den für den Roman zentralen Entscheidungssituationen als zukunftsorientierte, potentiell friedensstiftende „Konkurrentin“ gegenübersteht. Zurückverfolgen lässt sich dieser zeitlich definierte Antagonismus bis zu Aristoteles, für den sich Vernunft und Begierden ebenfalls in ihrem Verhältnis zur Zukunft unterschieden:

[D]ie Strebungen [des Menschen können] einander entgegengesetzt sein [...], was dann der Fall ist, wenn bei Wesen, die eine Zeitwahrnehmung haben, Vernunft und Begierden einander widerstreiten (denn der Geist befiehlt mit Rücksicht auf zukünftige Folgen sich zurückzuhalten, die Begierde aber im Hinblick auf das Jetzt das Gegenteil, was nämlich im Augenblick

612 TK, V.796-799. (Hervorhebungen C. K.)

613 TK, V. 2248-2249.

614 TK, V. 2204-2209.

angenehm ist, scheint ihr schlechthin angenehm und gut zu sein, weil sie auf die Zukunft keine Rücksicht nimmt)[.]⁶¹⁵

Allerdings zeigt schon Vênus' Sieg über Athene beim Schönheitswettbewerb, dass der Verstand des Menschen gegenüber der skrupellos agierenden Liebe immer das Nachsehen hat. Denn sobald es ihrem *minne*-Begehren im Wege steht, blenden die Figuren ihr (Zukunfts-)Wissen einfach aus, und das, obwohl insbesondere die späteren „Opfer“ der Liebe, die Frauen, eigentlich um die mit der Liebe verbundenen Risiken und ihr zukünftiges Leiden wissen: „leit ich an iuch mîn herze,/ mir wüehse niht wan smerze/ und schedelichiu zuoversiht,/ wan ir ensult ze rehte niht/ mir fröude bringen unde bern.[.]“⁶¹⁶

Die Männer zeichnen sich hingegen durch ihr generelles Desinteresse an der Zukunft aus. Dahinter verbirgt sich jedoch nicht nur der Einfluss der gegenwartsbezogenen Liebe, sondern auch die gesellschaftlichen Machtverhältnisse: Insbesondere an Achill und Dêïdamîe lässt sich zeigen, dass Männer im *Trojanerkrieg* einen größeren Handlungsspielraum als Frauen besitzen: Sie sind es, die die Zukunft in ihren Händen halten, wenn sie Liebesbeziehungen beginnen und beenden. Darüber hinaus ist ihre *êre* an aktives Handeln, an die Bewährung im heroischen Kampf, und nicht an sexuelle Abstinenz bzw. eine monogame Partnerschaft gebunden, sodass das Ende einer Liebesbeziehung für sie keine größeren Gefahren birgt. Die *triuwe* der Frauen hat also auch mit Ohnmacht und fehlenden Handlungsalternativen zu tun; allerdings nicht ausschließlich, da neben der handlungsunfähigen Dêïdamîe auch Figuren auftreten, die sich wie Helenâ scheinbar passiv verhalten, tatsächlich aber klug taktieren, oder wie Mêdêâ eigenmächtig entscheiden und handeln. Diesen Variantenreichtum an Frauenrollen nutzt Konrad wiederum dazu, die Allmacht der *minne* zu unterstreichen: Egal, über wie viel Macht die (weiblichen) Figuren verfügen, die *minne* besitzt immer die Kontrolle über das Geschehen. Die Funktion des den Figuren zur Verfügung stehenden Zukunftswissens besteht daher weniger darin, dass sie darauf aufbauend tatsächliche Handlungsalternativen entwickeln könnten, als dass ihr „Mangel an Vernunft“ deutlich sichtbar wird. So wie das Fehlverhalten der Männer durch das Leid der Frauen besonders hervorsticht, so wird auch die Ignoranz der Figuren in Bezug auf die Konsequenzen ihres Verhaltens durch das ihnen zur Verfügung stehende Zukunftswissen evident.

Zugleich kommt mit diesem kontrastierenden Verfahren eine Haltung des „Bedauerns“ über den miserablen Zustand der Welt zum Ausdruck, die sich daran stört, dass Macht

615 Aristoteles: Über die Seele, Buch III, S. 171-173. (Hervorhebungen C. K.)

616 TK, V. 21941-21945. Helenâ äußert diese weitsichtige „Zukunftsvision“ angesichts der Tatsache, dass sie bereits verheiratet ist und keine Liebesbeziehung zu Pârîs eingehen darf.

und Moral nicht miteinander einhergehen, dass *die stärkste* Triebfeder menschlichen Handelns *nicht* auch *die beste* ist. Der vermeintliche Ausweg aus der Misere schiene zum Greifen nahe, wenn die Menschen nur zu den dafür notwendigen Konsequenzen bereit wären. Dies implizierte allerdings Handlungsfreiheit und -verantwortung für die Figuren, die ihnen im Roman nur allzu oft abgesprochen werden, etwa wenn sie dem Diktat einer allmächtigen *minne* beugen müssen.⁶¹⁷

Mehrfachmotivierungen, z. B. durch die Überlagerung von finalen und kausalen Motiven und das damit verbundene Changieren zwischen dem Subjekt- und Objektstatus der Figuren, sind daher typisch für den *Trojanerkrieg*, und sie werfen die Frage der Handlungsverantwortung auf, ohne eine klare Positionierung erkennen zu lassen: Die Ereignisse erscheinen einerseits – etwa durch das Eingreifen der *minne* und die innerweltlichen Vorausdeutungen – vorherbestimmt, andererseits bauen sie (weitestgehend) kausal-logisch aufeinander auf. Ein einseitiger Fokus auf den stoffgeschichtlich vorgegebenen Untergang der Trojaner versperrt daher den Blick auf die weiteren Motivationsangebote des Romans. Die Liebesbeziehungen der Figuren etwa enden eben nicht nur, weil dies „die fatalen Abläufe der Haupthandlung“ forderten,⁶¹⁸ sondern auch weil die Endlichkeit der Liebe ihrem unbeständigen Wesen entspricht und weil die Figuren (zumindest zum Teil) durch ihre Fehlentscheidungen dazu beitragen. Explizit macht der Roman dieses alternative Interpretationsangebot aber einzig in Hercules' Selbstanklage vor seinem Tod.

Das sich hieraus ergebende Spannungsverhältnis wird nicht aufgelöst, sondern überall dort, wo der Erzähler von verschiedenen Handlungsgründen zu berichten weiß, aus unterschiedlichen Perspektiven diskutiert: Einerseits etwa kann selbst *Mêdêâ*, die dazu in der Lage ist, über Leben und Tod zu entscheiden, *Jâsons* Treuebruch nicht verhindern, sondern nur „ablaufkonform“ rächen und, auf sich selbst als mahnendes Beispiel verweisend, ihre Geschlechtsgenossinnen vor den Männern und ihren Versprechungen warnen: „‘nû sol ouch niemer wîbes lîp/ getriuwen keinem manne mê,/ sît JÂSON wider mich sîn ê/ gefelschet hât sô sêre.“⁶¹⁹ Andererseits weisen ihre fragwürdigen, magischen

617 Vgl. den Erzählerkommentar in TK, V. 14740-14751: „diu minne des gewaltes pfliget,/ daz nieman ir mac widerstreben./ in ir gebote müezen leben/ die starken und die grôzen./ wer kan sich ihr genôzen/ an hôher meisterscheffe?/ [...] sô frevel noch sô wilde/ wart nie mensche ûf erden,/ sîn hôchfart môhte werden/ geneiget von der minne[.]“

618 Vgl. Lienert: Helena, S. 417-419. Vgl. dagegen zuletzt Lienert: ‚*wildekeit*‘ und Widerspruch, S. 339: „Minne ist allmächtig [...]. Aber [...]: Die Schuld für Verfehlungen liegt beim Übeltäter, nicht bei der Minne, und die Konsequenzen treffen auch nur ihn (V. 2438-2517). [...] Eine Entscheidung – es ist letztlich die zwischen ursächlichem menschlichem Fehlverhalten und schicksalhafter Unvermeidbarkeit der trojanischen Katastrophe – wird nicht getroffen.“

619 TK, V. 11270-11273.

Praktiken, ihre intriganten Lügen und ihr skrupelloser Mord an Pêlus auf eine (mindestens moralische) Mitschuld am Scheitern ihrer Beziehung hin. Die Rezipienten können sich daher gewissermaßen selbst die Lesart der Geschichte aussuchen, die ihrem eher zu Determination oder Freiheit neigenden Welt- bzw. Menschenbild besser entspricht.

Eng verbunden mit dieser zweiten, die Eigenverantwortung der Figuren fokussierenden Perspektive ist das im Roman als Teil des *minne*-Ablaufschemas wirkende Prinzip der „ausgleichenden Gerechtigkeit“. Dieses begründet und verbindet etwa die grausamen Tode von Hercules und Jâson als Strafen für die Treuebrüche an ihren Frauen und verweist so auch auf die moralische Schuld der ermordeten Helden an ihrem qualvollen Tod.⁶²⁰ Allerdings ändern auch diese Strafen nichts am negativen Gesamtbild, das sich für die *minne* aufgrund ihres desaströsen Einflusses auf das Leben der Figuren, nicht nur in privater, sondern (wie die Liebe von Pârîs und Helenâ belegt) auch in politischer Hinsicht, ergibt: Mit ihrer Machtfülle und ihrer Unbeständigkeit führt sie bei den von ihr besessenen Frauen und Männern nach einer mehr oder weniger kurzen Phase des Glücks zu Trauer und Hass, zu Demütigungen, verletzten Ehrgefühlen und Morden. Sie ist die eigentliche Kriegstreiberin des Romans.⁶²¹

Mit etwas Abstand betrachtet, mutet ihre absolute Gewalt über die Figuren jedoch befremdlich an und verweist so indirekt auf Fragen zur Natur des Menschen, insbesondere zu seiner „Moralfähigkeit“, die mit Hilfe der *minne* nur scheinbar beantwortet werden können. Das *minne*-Ablaufschema des *Trojanerkriegs* zeugt in dieser Hinsicht auch vom Versuch, das wahrgenommene Chaos in der Welt, insbesondere das allzu oft irrationale und jeder ethischen Norm entbehrende Verhalten des Menschen, durch ein über ihm stehendes „Gesetz“ doch noch begreifbar zu machen: Die *minne* ist es, die den Menschen lenkt, wenn er einen Fehler begeht. Davon, dass diese Erklärung keineswegs hinreichend ist, zeugen allerdings u. a. die Erzählerkommentare zu den Auswirkungen der Liebe auf die Figuren:

ez wart an in vil wole schîn,/ daz minne briuwet wunder./ ach got, wie mac ir zunder/ sô balde sich enpfengen!/ mit snellen anengen/ kan si die liute fâhen./si wil ze sêre gâhen/ und in diu

620 Vgl. die Ausführungen Störmer-Caysas zu den kausal-logischen Implikationen des „Schuld“-Begriffs: „Die schuldhaftige Tat ist in Recht und Moralphilosophie, die bis ins Alltagsbewußtsein strahlen, mehrfach kausal gedacht: Sie hat verderbliche Folgen, an denen man sie erkennt und die nicht immer rückgängig gemacht werden können, und sie zieht Strafe nach sich, die den Schuldigen trifft.“ (Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 102)

621 Hierauf verweist auch die symbolische Verbindung zwischen Ecubâs Unheilstraum, in dem Troja durch eine brennende Fackel zerstört wird, und Vênus, die die brennende Fackel als Attribut trägt, vgl. TK, V. 1050-1055. Vênus ist die treibende Kraft hinter Pârîs' *minne*-Begehren und damit die eigentliche ZerstörerIn Trojas.

herzen îlen./ wie mohte bî den wîlen/ daz fremde wunder ie geschehen./ daz disiu zwei begunden
sehen/ sô kurzêliche ein ander an/ und doch ir beider muot enbran/ze grunde von der minne!⁶²²

Das „Unbegreifbare“ an dieser Liebesvorstellung spiegelt sich in ihrer Etikettierung als *wunder* und offenbart zugleich, dass sie nur ein mangelhaftes Erklärungspotential besitzt. Das Konzept der „omnipotenten *minne*“ dient der Externalisierung der Handlungsverantwortung und der moralischen Entlastung der Figuren, doch lässt es den Menschen letztlich sprach- und ratlos mit sich alleine und konfrontiert ihn mit der Willkür seines eigenen Verhaltens und der potentiellen Offenheit seiner Zukunft.

622 TK, V. 7776-7789 (Hervorhebungen C. K.) Der Erzähler kommentiert so das plötzliche Entflammen der Liebe zwischen Jâson und Mêdêâ.

4 Zorn und Zukunftswissen

4.1 Das Handlungsschema der *râche*

Initiiert und in Gang gehalten werden die Kampfhandlungen des *Trojanerkriegs* in erster Linie vom persönlichen *zorn* der Herrscherfiguren über erfahrene Kränkungen,⁶²³ der in ihnen ein nie verjährendes Rachebegehren⁶²⁴ auslöst. So resultiert etwa die erste Zerstörung Trojas aus Hercules' Vergeltungsbedürfnis für die entehrende Vertreibung der Argonauten aus Troja. Dieser Gewaltakt weckt wiederum Rachewünsche bei Priamus und seinen Verbündeten, die später zur Entführung Helenâs und in den für sie fatalen, zweiten Krieg führen.⁶²⁵

Das Verhältnis, in dem beide Kriegsparteien zueinander stehen, lässt sich am ehesten mit einer aus dem Gleichgewicht geratenen Waage vergleichen:⁶²⁶ Das Leid der einen Seite ist zugleich die Bedingung für das Glück der anderen; nur dann, wenn die Gegenpartei an Ansehen und Macht verliert, kann die eigene Partei beides gewinnen und durch ihre Dominanz den eigenen Herrschaftsanspruch absichern.⁶²⁷ Die im Kampf zu erwerbende

623 Vgl. zum Bedeutungsspektrum von mhd. *zorn* Klaus Grubmüller: Historische Semantik und Diskursgeschichte: *zorn*, *nît* und *haz*. In: Codierungen von Emotionen im Mittelalter/Emotions and Sensibilities in the Middle Ages. Hrsg. v. Stephen Jaeger u. Ingrid Kasten. Berlin 2003, S. 47-69, sowie Bele Freudenberg: *Furor; zorn, irance*. Interdisziplinäre Sichtweisen auf mittelalterliche Emotionen. Einführung. In: Das Mittelalter 14 (2009). S. 3-6.

Grundsätzlich ist der *zorn* der Kämpfenden nicht unbedingt negativ zu bewerten, schließlich speist sich aus ihm auch ihre überbordende Kampfkraft – er ermöglicht es den Helden also erst, die ihnen zugedachte soziale Rolle einzunehmen. In Konrads *Trojanerkrieg* scheinen mir jedoch die destruktiven Auswirkungen des ungezügelten, heroischen *zorns* für die Gemeinschaft im Vordergrund zu stehen.

624 Vgl. einfürend zum Konstrukt der „Rache“ DNP: Rache (Hans-Joachim Gehrke).

625 Der erste Krieg zwischen Griechen und Trojanern stellt also eine Art Präludium des zweiten dar, das diesen durch das Motiv der *râche* kausal motiviert. Daher findet er in den Prophezeiungen, die das zukünftige Geschehen des Romans vorwegnehmen, auch keine Erwähnung. Diese beschränken sich auf den eigentlichen Zielpunkt der Handlung, den zweiten, finalen Zerstörungskrieg vor Troja.

626 Ähnlich Hasebrink: Rache als Geste, S. 214.

627 Vgl. etwa das Motiv der Griechen für den Angriff auf Troja nach der Entführung Helenâs: „wir sülen unde müezen/ dar nâch mit flize ringen,/ daz wir TROIAERE bringen/ ûf alsô lesterlichen schaden,/ als ûf uns PÂRÎS hât geladen./ Niht anders hoeret nû dar zuo./ wan daz man schaden widertuo/ mit schedelicher sache/ und man die fiende swache/ mit fientlicher swaere.“ (TK, V. 23508-23517) Eindeutig ist auch Hectors Aussage zu

(bzw. wiederherzustellende) *êre* fungiert dabei als ideelle Repräsentantin dieses Machtanspruchs und stellt deshalb immer das oberste Ziel des Helden dar.⁶²⁸

ze herzen slôz er [Hercules] unde las/ daz laster und daz ungemach,/ daz von TROIAEREN im geschach,/ und wart dar ûf gedenkende,/ daz er si würde krenkende/ an êren und an guote./ im wart des wol ze muote,/ daz er sîn ritterlichez leben/ dem tôde wolte hân gegeben,/ ê daz diu selbe swaere/ gerochen niht enwaere/ von sîner ellentrîchen hant.⁶²⁹

Ausgehend von diesem absoluten Primat der Kriegerehre erscheinen Handlungsalternativen – wie etwa die Akzeptanz der sich aus einer Niederlage ergebenden Hierarchie zwischen den konfligierenden Parteien oder die Wiederherstellung des Ausgangszustandes, in dem Griechen und Trojaner sich auf Augenhöhe gegenüberstanden – unmöglich. Stattdessen generieren die Figuren bei ihren Gegnern den Wunsch nach Vergeltung stets von Neuem, wenn sie ihr eigenes Rachebedürfnis befriedigen, sodass zwischen den Griechen und Trojanern eine sich fortwährend weiterdrehende *zornes-* bzw. *râche-*Spirale entsteht, die ihr Ende erst mit der unwiderruflichen Niederlage einer der beiden Kriegsparteien findet.⁶³⁰ Bis zu diesem Zeitpunkt handelt es sich beim Rachestreben der Figuren allerdings um ein sich selbst erhaltendes Handlungsprinzip, das aufgrund seiner zyklischen Struktur und des antagonistischen Verhältnisses zwischen Griechen und Trojanern durchaus mit dem sich stets weiterdrehenden Rad der Fortuna und seinen Gegenpolen „Glück“ und „Unglück“ vergleichbar ist; bzw. um eine (scheinbar) unantastbare Verhaltensregel für den Umgang mit der Vergangenheit, die die Zukunft der Figuren festschreibt. Der *zorn* nimmt für die Kriegshandlung daher dieselbe Funktion ein wie die *minne* für die Liebesgeschichten des Romans: Er beherrscht das Denken und Handeln der Figuren völlig, bis er sein Ziel (die *râche*) erreicht hat, und ergänzt die in den Vorausdeutungen und Prophezeiungen angebotene finale Perspektive auf den späteren Untergang Trojas um kausal-logische Motive. Wobei die *minne*, anders als das immer schon auf die

seinem Verhältnis zu den Griechen: „mîn fröude und mînes herzen ger/ lît an ir ungewinne,/ sich hoehent mîne sinne/ und lachet mir daz herze,/ sô sich ir lîbes smerze/ von mîner hant gemêret.“ (TK, V. 37498-37503)

628 Vgl. z. B. EM Bd. 6: Held, Heldin (Katalin Horn), Sp. 729.

629 TK, V. 11398-11409. Vgl. für die Sichtweise der Trojaner zudem Priamus' Aussage: „mir tuot diu smâheit alsô wê,/ die mir die KRIECHEN hânt getân,/ daz ich dekeine ruowe hân,/ ê daz mîn wille mac geschehen./ [...] uns möhte ferre lieber sîn,/ daz wir mit êren laegen tôt,/ dann ob wir lasterliche nôt/ iemer von den KRIECHEN lîten.“ (TK, V. 18376-18385)

630 Vgl. Lienert, die in diesem Zusammenhang von einer „Vergeltungs-Kette“ spricht (Lienert: Geschichte und Erzählen, S. 80; ähnlich auch Lienert: Konrad TK, S. 404). Cormeau sieht darin „[d]ie eher banale Weisheit von der kleinen Ursache und der großen Wirkung“ bestätigt, die „an der Oberfläche“ dazu diene, „die verschiedenen [Erzähl-]Stränge zu verknüpfen“ (Cormeau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept, S. 310) und schließt damit an Monecke an (Wolfgang Monecke: Studien zur epischen Technik, S. 71-83). M. E. handelt es sich beim *râche*-Motiv jedoch um mehr als ein kontrastives Kompositionsverfahren, das „ohne Träger eines Sinns zu sein [...] auch keinen logischen Zusammenhang [stiftet].“ (Monecke: Studien zur epischen Technik, S. 76) Stattdessen wird die archaische Logik von „Gewalt und Gegengewalt“ nicht nur vorgeführt, sondern durch den katastrophalen Handlungsverlauf kritisch hinterfragt.

Gemeinschaft ausgerichtete *râche*-Streben der Figuren, zunächst eine rein persönliche Angelegenheit darstellt, die jedoch (wie im Falle von Pârîs und Helenâ) negative Folgen für die Gemeinschaft nach sich ziehen kann.⁶³¹ Zudem wird der *zorn* der Figuren weder allegorisiert, noch zu einer übergeordneten Macht erhoben, die die Handlungsträger völlig unverhofft überkommen würde, sondern durch ein Gefühl der Bedrohung (*angest*) oder der Entehrung (*unêre, schande, smâheit*) in ihnen selbst ausgelöst. Entsprechend unterstützen ihre Zornesgefühle eher eine Sichtweise auf das Geschehen, in der die Handlungsverantwortung der Figuren bei ihnen selbst liegt. Die den Figuren übergeordneten Notwendigkeiten (wie z. B. Fortuna, Gott oder die Naturgesetze) treten daher im Rahmen der Kriegshandlung kaum in Erscheinung;⁶³² der Konflikt zwischen Griechen und Trojanern wird nicht „von außen“ erzwungen. Auch wenn ihre Zukunft (z. B. durch Ecubâs Unheilstraum oder die Prophezeiungen der Wahrsager) bereits festzustehen scheint, sorgen die Figuren selbst für den Kriegsausbruch und seine unheilvollen Folgen.

4.1.1 Das Missverständnis zwischen Jâson und Lâmedon

Der erste Krieg zwischen Griechen und Trojanern lässt sich letztlich auf eine Fehleinschätzung des trojanischen Königs Lâmedon hinsichtlich der Motive, die Jâson und sein Gefolge zur Landung in Troja bewegen, zurückführen: Eigentlich rasten die Argonauten am Ufer von Troja, um sich von den Strapazen ihrer Seereise nach Colcos zu erholen und ihre Wasservorräte aufzufüllen.⁶³³ Lâmedon vermutet hinter ihrem Auftauchen jedoch feindselige Absichten und, ohne dass er zuvor Erkundungen einholen würde, beantwortet er sie, indem er die Griechen zur sofortigen Abreise zwingt.

si wâren manige mîle/ gestrichen ûf dem wilden mer./ dâ von lie sich daz müede her/ ûf den sant
durch sîn gemach./ des im doch lützel dâ geschach./ wan der künic LÂMEDON./ der wolte si
zehant dâ von/ mit zorne trîben unde jagen./ [...] er wânde, daz diu ritterschaft/ und diu
geselleliche schar/ waer im ze schaden komen dar/ und ûf sînen ungewin[.]⁶³⁴

Die aggressive Reaktion des trojanischen Königs ist also das Resultat fehlender Kommunikation zwischen Argonauten und Trojanern, für die der Roman verschiedene kausale Motivationsangebote bereit hält: Mehrfach erwähnt wird etwa, dass die Argonauten die ersten bewaffneten Fremden seien, die Troja auf dem Seeweg erreichten.⁶³⁵ Lâmedon und seine Berater können hier also nicht auf Erfahrungen aus der Vergangenheit

631 Liebesfreuden und Liebesleid stehen daher in einem politisch wie sozial ungünstigen Missverhältnis.

632 Als bedeutsame Ausnahme zu nennen ist hier Hectors Zusammentreffen mit Ajax vor der zweiten Waffenruhe zwischen Griechen und Trojanern, das mit dem Einfluss von mehreren, figurenunabhängigen Faktoren ((Un-)Glück, Zufall, Gott) begründet wird, vgl. Kap. 4.2.4.

633 Vgl. TK, V. 6905-6927.

634 TK, V. 6928-6943.

635 Vgl. TK, V. 6944-6946, 6990-6991, 7048-7055, 7064-7067.

zurückgreifen, die ihnen die Entscheidung in der Gegenwart erleichtern und die potentiellen Folgen ihres Tuns aufzeigen würden, sodass sich ihr fehlendes diplomatisches Geschick durch den wiederholten Hinweis auf die Exzeptionalität des Geschehens relativiert. Darüber hinaus fällt die Ankunft der Griechen *zufällig* auf einen ungünstigen Zeitpunkt, denn Lâmedon nimmt hier nur deshalb die Rolle des Entscheiders ein, weil er seinen abwesenden Sohn Prîamus vertritt.⁶³⁶ Es herrscht also eine Konstellation vor, in der die Ankunft der Griechen und die Abwesenheit des eigentlichen Regenten arbiträr zusammenfallen und so eine brisante Ausnahmesituation schaffen.⁶³⁷ Auf den eigentlichen „Normalzustand“ in Troja wird hingegen nur indirekt verwiesen. Er stellt eine vom Text abgewiesene Handlungsalternative dar, die doch die Frage aufwirft, ob Prîamus in derselben Situation nicht besonnener als sein Vater gehandelt hätte.

Denn, auch wenn das plötzliche Auftauchen der schwer bewaffneten Griechen Lâmedons Missdeutung der Sachlage provoziert,⁶³⁸ spricht Konrads Charakterzeichnung auch für ein persönliches Versagen des alten Königs: Lâmedon wird als ein ängstlicher, unbeherrschter Greis beschrieben, dem die Fähigkeit zur Emotionskontrolle und zum Perspektivenwechsel fehlen und dessen negative Weltsicht eine Fehlinterpretation der Situation begünstigt:

LÂMEDON was gar/ von alter worden swaere/ noch mohte wunnebaere/ niht belîben unde frô,/ wan in verdrôz des alles dô,/ daz kurzwîle heizet./ durch kleine dinc gereizet/ wart sîn gemüete ûf grimmen zorn,/ dâ von het er dâ wol enborn/ der geste in sînem lande,/ die zuo des grienes sande/ nider heten sich verlân/ und wolten dâ geruowet hân./ [...] mit sorgen wart er überladen/ als ein man der angst hât.⁶³⁹

Diese auffallend kritische Beschreibung eines Herrschers ist die einzige ihrer Art im *Trojanerkrieg*. Im Normalfall werden die Figuren von Konrad weitestgehend idealtypisch beschrieben und nur indirekt, durch das Nicht-Nennen bestimmter Eigenschaften und/oder

636 Vgl. TK, V. 6952-6955.

637 Vgl. in diesem Zusammenhang die Ausführungen Bachtins zum Wirken des Zufalls: „Diese Logik [des Zufalls] besteht in einer zufälligen *Kongruenz*, d. h. in einer *zufälligen Gleichzeitigkeit*, und in einer zufälligen *Inkongruenz*, d. h. in einer *zufälligen Ungleichzeitigkeit*. Hierbei ist auch das „Früher“ oder „Später“ dieser zufälligen Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit von grundlegender und entscheidender Bedeutung. Geschehe irgend etwas nur eine Minute früher oder später, d. h., wäre eine bestimmte zufällige Gleichzeitigkeit oder Ungleichzeitigkeit nicht vorhanden, so ergäbe sich auch keinerlei Sujet, und der Roman wäre gegenstandslos.“ (Bachtin: *Formen der Zeit*, S. 16)

638 „dô man sô grôz und alsô breit/ ir schar und ir gesinde kôs,/ dô wart sîn herze frôudelôs,/ wan er gedâhte sâ zehant,/ si waeren komen in daz lant/ im ze laster und ze schaden.“ (TK, V. 6970-6975)

639 TK, V. 6956-6977; Dietl berücksichtigt die Charakterzeichnung des Königs hingegen nicht, wenn sie seinen *zorn* allein als eine Art „Selbstschutz-Reflex“ interpretiert. (Cora Dietl: *Die Grenzstadt Troja*. In: *Frontiers in the middle ages. Proceedings of the Third European Congress of Medieval Studies* (Jyväskylä, 10-14 June 2003). Hrsg. v. Outi Merisalo u. Päivi Pahta. Louvain-la-Neuve 2006 (Textes et études du moyen âge; 35), S. 643-659)

die Resultate ihres Handelns, kritisiert.⁶⁴⁰ Hier hingegen erscheint bereits die Figur als solche defizitär, als ein *rex iniquus/iniustus*, und damit als Gegenbild zum höfischen Herrscherideal des „gerechten und friedentiftenden Königs“⁶⁴¹, das sein Enkel Pârîs verkörpert, bevor die Liebe zu Helena von ihm Besitz ergreift. Die entehrende Vertreibung der Griechen aus Troja ist somit eindeutig (und nicht erst vor dem Hintergrund des prophezeiten Krieges) als persönliches Versagen des Königs zu verstehen. Erschwerend kommt hinzu, dass auch Lâmedons Ratgeber in ihrer korrigierenden Funktion versagen, denn sie stimmen dem impulsiven und radikalen Vorschlag des Königs, die Griechen „präventiv“ zur Flucht zu zwingen, zu – „[d]er rât gefiel in allen wol“⁶⁴² – ohne rationale Einwände und/oder diplomatischere Handlungsalternativen vorzubringen.

Obwohl die Vertreibung der Griechen letztlich also auch das Resultat einer sich *zufällig* ergebenden, ungünstigen Konstellation darstellt, tragen der König und seine Ratgeber durch ihr Verhalten erheblichen Anteil daran und sorgen selbst dafür, dass aus der gefühlten Bedrohungssituation eine echte wird; in ihrem Unvermögen, die gegenwärtige Situation und die späteren Folgen ihres Handelns richtig abzuschätzen, rufen sie das gefürchtete Unheil selbst hervor. Wobei dieser Umstand nicht einer gewissen Ironie entbehrt, da der greise König die Trojaner mit der unverzüglichen Vertreibung der Griechen nicht nur vor unmittelbarem, sondern auch vor künftigem Unheil bewahren möchte:⁶⁴³ Er glaubt, mit seiner aggressiven Reaktion ein Exempel zu statuieren, das die Griechen zur sofortigen Abreise zwingen und in Zukunft davon abhalten werde, Troja nochmals zu betreten.

uns möhte laster unde schade/ hie treffen unde rüeren,/ ob sie ze dicke füren/ mit ir kielen in
diz lant./ [...] man sol si von dem lande hin/ und ûz des rîches kreizen/ sô balde strîchen heizen/
daz si zehant von hinnen farn/ und iemer sich dâ vor bewarn,/ daz si niht herwider kômen.⁶⁴⁴

640 Lienert spricht daher von Konrads „nivellierend-typisierender[...] Personengestaltung“ (Lienert: Helena, S. 409), vgl. zudem Lienert: Geschichte und Erzählen, S. 215-216 sowie Lienert: ‚wildekeit‘ und Widerspruch, S.324-325. Ähnlich äußern sich etwa auch schon Knapp: Hector und Achill, S. 70 u. 72 und Cormeau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept, S. 316 sowie Müller: Häutungen und neue Kleider, S. 320.

641 Vgl. Joachim Bumke: Höfische Kultur, S. 385. Vgl. zu Lâmedons Fehlverhalten auch Jâsons Reaktion auf die Vertreibung der Argonauten: „wolt er bescheidenheite pflegen,/ sô möhte er uns enpfangen hân/ wertlicher denne er hât getân,/ daz stüende wol den êren sîn./ [...] ob er ze KRIECHEN waere/ gestrichen und gekêret,/ man hete in faster gêret,/ dann er ze TROIE uns habe getân.“ (TK, V. 7102-7117)

642 TK, V. 7005.

643 Pfennig sieht in der Abwendung von Schaden ein Leitmotiv des *Trojanerkriegs*, seine Behauptung, „alle diplomatischen und militärischen Überlegungen der Trojaner“ würden von der „Furcht vor ‚schaden‘“ (Pfennig: *erniuwen*, S. 148) bestimmt, ist allerdings unzutreffend. Priamus' Ignoranz gegenüber den Warnungen der trojanischen Wahrsager zeugt vielmehr davon, dass er nach der ersten Zerstörung seiner Stadt alle mit der Rache an den Griechen verbundenen Risiken außer Acht lässt.

644 TK, V. 6986-7001.

Kurzfristig ist er mit dieser Verteidigungsstrategie auch erfolgreich, denn die Griechen verlassen Troja nach ihrer Ausweisung tatsächlich. Doch anders als vom alten König intendiert, setzt er damit zugleich den Rache Mechanismus in Gang, der die gesamte Kriegshandlung des *Trojanerkriegs* kausal motivieren wird. Denn Jâson und seine Männer sehen in der Gewaltandrohung der Trojaner und ihrer erzwungenen Abreise eine gravierende Ehrverletzung, eine *michel smâheit*,⁶⁴⁵ auf die sie ihrerseits zornig und mit der öffentlichen Ankündigung, sich später gewaltsam dafür zu rächen, reagieren. Sie statten die Trojaner also durchaus mit dem Wissen um ihre Vergeltungspläne und damit auch mit der Möglichkeit, sich darauf vorzubereiten, aus.

von zorne wart bleich unde rô/ JÂSON, der tugentrîche helt./ [...] mit zûhten sprach er z'im [dem Boten der Trojaner] alsô:/ [...] [Lâmedon] wizze sunder fâlschen wân./ daz in geriuwen mac hernâch/ daz im ûf unser laster gâch/ gewesen ist sô sêre./ [...] des môht er noch den tac gesehen,/ im wûrde leit diu missetât,/ daz er uns schemelîchen hât/ getriben ûz dem lande sîn[.]⁶⁴⁶

Bei Lâmedon verhalten diese Informationen jedoch ungehört. Wie alle mit *zornes-* bzw. *râche-*Gefühlen belasteten Figuren ist er nicht dazu in der Lage, sich in seine Gegner einzuversetzen⁶⁴⁷ und verfügt dementsprechend auch nicht über die Fähigkeit, die Zukunft zu antizipieren.

Die fehlende Weitsicht des Königs erweist sich denn auch als der entscheidende Nachteil der Trojaner im Verteidigungskampf um ihre Stadt: Wie schon seine Reaktion auf die Landung der Argonauten wird auch Lâmedons Führungsstil während der Schlacht von einem impulsiven Rachebedürfnis geleitet, das ihm den Blick auf die langfristigen Folgen seines Handelns versperrt: „der alte künic LÂMEDON/ beswaeret wart von grunde,/ er kêrte bî der stunde/ verwâpent ûz der feste guot,/ erküelen wolt er sînen muot/ und sînen schaden rechen.“⁶⁴⁸ Mit dem von ihm befohlenen Abzug aller Truppen aus Troja sorgt er allerdings nicht nur dafür, dass die Griechen zurückgedrängt werden können, er ermöglicht es seinen Feinden auch, sich der nunmehr ungeschützten Stadt aus einem Hinterhalt heraus zu bemächtigen.⁶⁴⁹ Doch statt diesen strategischen Fehler schnellstmöglich zu

645 TK, V. 7084, Vgl. auch V. 7098-7105.

646 TK, V. 7086-7127, vgl. zudem Hercules' Argumentation gegenüber Lâmedon, als dieser ihm vorwirft, die Griechen hätten Troja ohne vorherige Kriegserklärung angegriffen: „ir [hânt] niht wâr gesaget,/ daz man iu widerseite niht:/ dô mir geschach diu ungeschicht,/ daz ich mit unminnen/ wart gejaget hinnen,/ dô wart iu zuo gesprochen,/ ez wûrde noch gerochen/ an iu die selbe smâheit./ hie mite was iu widerseit/ von mir und aller mîner schar!“ (TK, V. 12710-12719)

647 Vgl. Lâmedons Rede vor den Trojanern, nachdem die Griechen sie angegriffen haben. Offenbar ist ihm das Motiv für ihren Angriff nicht klar: „gedenkent, daz man iuwer lant/ zerstoeren wil ân alle schult./ [...] die mortgîtigen liute,/ die von KRIECHEN her sint komen,/ war umbe hânt uns die benomen/ êr unde prîs vergebene?“ (TK, V. 12140-12159) (Hervorhebungen C. K.) Vgl. ferner Grubmüller, der feststellt, dass der Zorn beim Helden „alle Reflexion des Handelns aus[lösche]“ (Grubmüller: Historische Semantik, S. 54).

648 TK, V. 11928-11933.

649 Vgl. TK, V. 12374-12383.

korrigieren, lässt Lâmedon sich nach der Besetzung der Stadt von seiner *angest* übermannen und verfällt in eine Art Schockstarre.⁶⁵⁰ Er hebt sich hier also deutlich vom Ideal des „tapferen, kampfentschlossenen Helden“⁶⁵¹, wie es im Roman etwa von Hector und Achill verkörpert wird, ab. Auf der Handlungsebene zeigt sich das an der temporären Umkehrung der Ständehierarchie, denn der König muss sich, nunmehr unfähig, irgendeine Entscheidung zu treffen, das weitere Vorgehen von seinem Boten Dâres diktieren lassen, der ihm zudem schwere Vorwürfe wegen des *üppeclichen strît[s]*⁶⁵² um das trojanische Umland macht:

‘waz tuont ir, armer künic, hie?/ war umbe sult ir oder wie/ verliesen hiute êr unde guot?/ ir hânt iuch leider missehuot,/ wan TROIE ist iu gewonnen an./ [...] nû balde strîchent mit dem her/ hin wider zuo der feste,/ daz ist iu nû daz beste,/ daz ir beginnen kunnet!/[...] man solte baz mit huote/ die werden stat besorget haben,/ dô man ûz ir begunde draben/ ûf die vertânen KRIECHEN.⁶⁵³

Der *künic unversunnen* versagt also sowohl in seiner Funktion als Beschützer Trojas als auch als Heerführer, denn es gelingt ihm nicht, eine Verhaltensstrategie (und damit eine Zukunftsvision) zu entwickeln, die den Trojanern zum Sieg gegen die Griechen verhelfen könnte. Vielmehr sorgt er mit seiner unheroischen Feigheit und geistigen Orientierungslosigkeit selbst dafür, dass Hercules’ Schlachtplan aufgeht: „er muoz an êren siechen,/ swer vor niht wil betrachten/ und sinneclîchen ahten,/ waz im hernâch geschaden müge!“⁶⁵⁴

Im größeren Handlungszusammenhang stellt sich allerdings die Frage, wie vorhersehbar der Angriff der Griechen auf Troja im Vorfeld des ersten Krieges tatsächlich ist. Denn auch wenn Jâson den Trojanern bei seiner Abreise mit Vergeltung droht, verfolgt er nach der Erbeutung des Goldenen Vlieses und seiner Heirat mit Mêdêâ keine weiteren kriegerischen Aktivitäten, sondern tritt nur noch als Ehemann und Ehebrecher in Erscheinung.

650 „Der künic rîch von hôher art/ betrüebet von den maeren wart/ sô faste bî der stunde,/ daz er niht wizzen kunde,/ waz er solte grîfen an./ er wart ein angesthafter man/ und ein zwîfelaere./ waz im ze tuonne waere,/ des kund er niht erdenken,/ sîn muot begunde wenken/ hin unde her vil drâte[.]“ (TK, V. 12481-12491) (Hervorhebungen C. K.)

651 Vgl. die Ausführungen Gerok-Reiters zum literarischen Normalfall des „mutigen Helden“ (Gerok-Reiter: Die Angst des Helden, insbes. S. 127-135) sowie die daran anschließenden Ausführungen von Obermaier (Sabine Obermaier: Höllenangst, Kriegerangst, Liebesangst. Narrative Räume für Angst im ‚Eneasroman‘ Heinrichs von Veldeke. In: In: Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien. Hrsg. v. Annette Gerok-Reiter. u. Sabine Obermaier. Berlin 2007 (Das Mittelalter, 12,1). S. 144-160, insbes. S. 150-153).

652 TK, V. 12469. Vgl. Jâsons ähnlich formulierten Vorwurf an Lâmedon: „er zeigtet uns haz unde nît/ durch üppeclichiu maere.“ (V. 7112-7113) Lâmedon verkalkuliert sich also mehrfach bei der Einschätzung der Situation und zieht dann jeweils die falschen Schlüsse daraus.

653 TK, V. 12409-12437.

654 TK, V. 12438-12441.

Der Racheschwur der Argonauten⁶⁵⁵ besitzt für ihn also keine Relevanz mehr.⁶⁵⁶ Eine Handlungsalternative, in der die Racheabsichten *aller* Argonauten zusammen mit ihrem Anführer beerdigt werden, wäre also durchaus denkbar – vorausgesetzt, es handelte sich dabei um ein *persönliches* Vergeltungsbedürfnis.

Doch im Denkmuster des archaischen Prinzips der Sippenrache wird kein Unterschied zwischen der Verantwortung des Einzelnen und dem der Gemeinschaft, zwischen Individual- und Kollektivperspektive,⁶⁵⁷ gemacht, sodass das die Romanhandlung vorantreibende Rachebegehren der Figuren nicht nur ihren Handlungs- und Gestaltungsspielraum bestimmt, sondern diese im Zweifelsfall auch „überlebt“.⁶⁵⁸ Allerdings fehlt den zornigen Protagonisten nicht selten der Blick für die größeren Zusammenhänge: Hercules etwa verbindet mit dem Angriff auf Troja allein die Befriedigung seiner *persönlichen* Vergeltungswünsche:

mit einem swaeren lône/ vergilte ich im [Lâmedon] den ungewin./ daz ich von im versmâhet bin/
und er mich treip von sîner stat./ sîn volc muoz allez werden mat/ und gar verderben mit genuht./
wan ez enmac niht ûf die fluht/ wol hinder sich entwîchen./ noch kan vür sich gestrichen/ zuo
der schoenen feste niht./ [...] ez muoz ir aller ende wesen./ ob diz dinc alsus ergât.⁶⁵⁹

Wie Lâmedon berücksichtigt auch er bei der Planung seines Vergeltungsschlags weder dessen Konsequenzen für die ihm unterstellte Gemeinschaft, noch die Handlungsperspektive seiner Feinde, bleibt auch seine Sichtweise auf das Geschehen absolut „ich-zentriert“; und wie sein trojanischer Gegenspieler beantwortet auch er die erfahrene Entehrung mit auffallender Radikalität: So kennt er bei der Schlachtplanung weder Mitleid noch moralische Grenzen und gibt sich ganz seinen Gewaltfantasien hin: „ez brenne wîp, kint unde man/ und allez, daz sîn [d.h. des Heeres] ougen spehent“⁶⁶⁰, die von ihm später auch

655 Vgl. TK, V. 7192-7195.

656 Jâsons Heldentaten im Kampf um das Goldene Vlies eignen sich hingegen nicht dazu, die Herabwürdigung durch die Trojaner zu kompensieren. Denn sie haben nicht die dem Racheprinzip zugrundeliegende *Abwertung des Gegners* zur Folge.

657 Ein besonders wichtiges Beispiel hierfür stellt auch die Reaktion der Griechen auf die Entführung Helenâs dar, in der sich die schrittweise Ausweitung einer persönlichen Entehrung hin zum geopolitischen Konflikt abzeichnet: Zunächst klagt Menelâus den Griechen „die swaere sîn“ (TK, V. 23443), dann bezieht sein Bruder Agamemnon diese auch auf sich selbst, „diu schande lasterbaere./ die wir geliten bède hân./ diu wirt mit schaden widertân./ oder ich wil drumbe sterben“ (V. 23518-23521), noch später wird sie zur Kollektivschande aller Griechen: „swer alter oder jugent hete/ und ie gewan ze strîte muot./ der wart enbrennet als ein gluot/ ûf die von TROIE in zornes wîs./ daz laster, daz in PÂRÎS/ het erouget und getân./ daz liez im dô ze herzen gân/ alt und junc, wîp unde kint./ si wurden alle ân underbint/ bereit ze strîte bî den tagen.“ (V. 23538-23547)

658 So sinnt Hercules, Jahre nach der Vertreibung der Argonauten (als objektiver Zeitmesser können die beiden Kinder herangezogen werden, die Jâson und Mèdeâ während ihrer Ehe gezeugt haben, vgl. TK, V. 10880-11883), stellvertretend für Jâson nach Rache an den Trojanern. Und ebenso verhält es sich mit deren Rachebedürfnissen: Die Entführung Helenâs, mit der die Trojaner sich für die erste Zerstörung ihrer Stadt rächen wollen, erfolgt erst nach ihrem aufwändigen Wiederaufbau durch Lâmedons Enkel Pârîs.

659 TK V. 11822-11841. (Hervorhebungen C. K.)

660 TK, V. 11760-11761.

genauso in die Tat umgesetzt werden: [*Â*]ne gelimpfes mâze tötet Hercules auf dem Schlachtfeld jeden Gegner, der seinen Weg kreuzt, bis er den eigentlichen Adressaten seines grimmen zornes, Lâmedon, erreicht und ermordet hat.⁶⁶¹ Nunmehr führungslos werden die noch lebenden Trojaner von den Griechen eingekesselt und in der folgenden Entscheidungsschlacht vernichtend geschlagen. Ihren Sieg feiern Hercules und seine Verbündeten, indem sie Troja plündern und zerstören, die Bevölkerung vergewaltigen, versklaven oder ermorden.⁶⁶² Der Erzähler kritisiert das brutale Vorgehen der Griechen denn auch auffallend deutlich: Ihm zufolge steht die Entehrung der Argonauten durch ihre Vertreibung aus Troja in keinem Verhältnis zu ihrem maßlosen Gewaltrausch.

ez was von kranker sache komen,/ daz LÂMEDON sîn ende kôs/ und manger sît den lip verlôs/
[...] dar an sô wart bewaeret wol,/ daz ein maezliche sache/ ze grôzem ungemache/ vil dicke und
ofte sich getreit./ reht als ein michel fiur bereit/ von kleinen funken dicke wirt,/ seht, alsô bringet
unde birt/ ein kleiniu schulde grimmen zorn.⁶⁶³

Ein Fehlverhalten ist daher sowohl bei den unbedachten Trojanern als auch bei den brutalen Griechen auszumachen. Zurückführen lässt es sich jeweils auf den Figurentypus des archaischen Helden, der sich mit seinem *unmaezelichen zorn* eigentlich überhaupt nicht für die Rolle des Herrschers eignet.⁶⁶⁴

Die Zielvorstellungen von Hercules' Verbündeten⁶⁶⁵ im Kampf gegen die Trojaner beschränken sich hingegen nicht allein auf das Rachemotiv. Zwar übernimmt das Kollektiv der Griechen mit der Zusage zur Unterstützung seiner Vergeltungspläne auch Hercules' Perspektive auf das Geschehen – swaz *in* dô leides was geschehen,/ daz wolten *si* dô rechen⁶⁶⁶ – doch zunächst einmal kommen sie ihren Bündnispflichten nach, wenn sie ihrem *houbetman* dabei helfen, sich für *seine* Entehrung zu rächen:⁶⁶⁷

661 Vgl. TK, V. 12633-12869.

662 „diu nôt was manigerleie,/ diu sich huop in der feste./ die meintaetigen geste/ dar inne sêre brogeten,/ die frouwen si nôtzogeten/ und die megde wol getân:/ swaz der man dâ wolte hân/ von wîben, des gewan er gnuoc./ si triben grôzen ungefuoc/ und jaemerlicher minne spil./ dâ wart begangen meines vil./ der süntlich und unedel hiez./ [...] die burger wâren alle tôt./ des wart dâ marterlichiu nôt/ beschouwet und gehoeret./ zerbrochen und zerstoeret/ wart diu feste wunneclich[.]“ (TK, V. 12948-12985)

663 TK, V. 13022-13045. Anders Hasebrink: Rache als Geste, S. 214, dem das Vorgehen der Griechen trotzdem „nicht unverhältnismäßig erscheint“.

664 Vgl. etwa HWbPh Bd. 5: Maß (Henning Ottmann, Helmut Rücker u. Klaus Mainzer), Sp. 809.

665 U. a. sichern ihm Castor, Pollux, Nestor und Telamon ihre Unterstützung zu, vgl. TK, V. 11442-11557.

666 TK, V. 11598-11599. (Hervorhebungen C. K.)

667 Vgl. die Ausführungen Althoffs zu den Spielregeln der Politik im Mittelalter: „Zwei Verpflichtungsbereiche vor allem sind es, die zum Funktionieren von Herrschaft, zum allgemeinen Wohl, zur Aufrechterhaltung der gottgewollten Ordnung von den Großen als ihre Aufgabe angesehen und akzeptiert wurden. Einmal der Bereich des Rates, der Beratung [consilium]; zum zweiten der Bereich der Hilfe, die ganz wesentlich eine militärische, d. h. die Leistung der Heeresfolge war [auxilium].“ (Althoff: Spielregeln, S. 151)

gên TROIE von der KRIECHEN lant/ kam diu ritterschaft gezoget,/ als HERCULES, ir aller voget/ und ir houbetman, gebôt./ si wolten angst unde nôt/ mit im liden unde tragen,/ durch daz er möhte bî den tagen/ sîn ungemach gerechen.⁶⁶⁸

Darüber hinaus verbinden die Griechen mit dem Angriff auf Troja auch materielle Interessen: Thelamon, der neben Hercules unter allen Verbündeten eine herausragende Position einnimmt,⁶⁶⁹ motiviert die Männer für die Schlacht, indem er ihnen im Falle eines Sieges die Schätze der Stadt verspricht: „ob wir mit kraft in ob geligen,/ wir haben sîn lop unde ruom/ und erwerben ouch den rîchtuom,/ daz iemer unser nâchkomen/ gewinnen sîn êre unde fromen.“⁶⁷⁰ Letztlich wissen die Griechen vorab jedoch nicht, ob sie von ihrem Rachefeldzug als Sieger zurückkehren werden. Denn ihre Angriffsstrategie unterliegt wie alles zukünftige Geschehen einem (nie völlig zu vermeidenden) „Kontingenzfaktor“, der der Handlung eine unvorhergesehene Wendung geben könnte oder anders ausgedrückt: Hercules kann *nicht mit Sicherheit vorhersehen*, dass die vom Angriff völlig überraschten Trojaner ihre Stadt tatsächlich offen und ungeschützt zurücklassen werden, um ihre Ländereien zu verteidigen. Diese Ungewissheit spielt jedoch für keine der beiden Kriegsparteien eine Rolle. Denn in ihrem Streben nach Ruhm und Rache reflektieren die Figuren die Reziprozität (und damit Zyklizität) der von ihnen in Gang gehaltenen Rache spirale nicht: „kein ritter der was under in,/ den niht sîn lêre [Hercules' Angriffspläne] dûhte guot.“⁶⁷¹

Festzuhalten ist daher, dass die Trojaner, und insbesondere ihr *künig unversunnen*, zwar erheblichen Anteil am Ausbruch des Konflikts und ihrer späteren Niederlage haben, doch dass die brutale Reaktion der Griechen auf ihre Vertreibung aus Troja ebenfalls kritisch zu betrachten ist. Das Fehlverhalten beider Kriegsparteien lässt sich letztlich auf den heroischen *zorn* und das daraus erwachsende, destruktive Rachebedürfnis der jeweiligen Entscheidungsträger zurückführen, die ihrem Streben nach Vergeltung absolute Priorität einräumen und dafür alle diesem zuwiderlaufenden moralischen Tugenden (wie die *mâze*) und Herrscherpflichten (wie etwa die Friedenssicherung) unterlaufen. Getrieben

668 TK, V. 11558-11565. Vgl. auch die Aussagen der griechischen Verbündeten, in denen zunächst nur von Hercules' persönlichem Leiden die Rede ist: „die zwêne ritter lobelich [Castor und Pollux]/ sprâchen z'im dô beide,/ daz si von sînem leide/ betrüebet waeren sêre,/ si wolten lîp und êre/ gern ûf des tôdes wâge tragen,/ durch daz er möhte bî den tagen/ gerechen sîne swaere.“ (TK, V. 11470-11477); „er [Thelamon] gelobte im helfe unde sprach,/ er wolte mit im ligen tôt/ oder aber in ûz sîner nôt/ erloesen und enbinden.“ (TK, V. 11514-11517) (alle Hervorhebungen C. K.)

669 Er wird es sein, der beim Überfall auf Troja Prinzessin Esionâ entführt, wofür sich die Trojaner später mit der Entführung Helenâs rächen werden, vgl. TK, V. 12960-12979.

670 TK, V. 11710-11714. Wie wichtig der Aspekt der finanziellen Bereicherung für die Motivation der Kriegsteilnehmer ist, zeigt auch Priamus' spätere „Lobesrede auf die *milte*“, in der er seine eben zu Heerführern ernannten Söhne dazu ermahnt, die ihnen unterstellten Krieger gut zu entlohnen, vgl. TK, V. 18534-18603.

671 TK, V. 11852-11853.

von ihren Aggressionen streben sie allein nach Zerstörung, sind blind für das Leid anderer Menschen oder alternative, nicht auf Konfrontation ausgerichtete Zukunftskonzepte, so dass Griechen und Trojaner, wenn sie ihr Wissen über Zukünftiges *überhaupt* in ihre Entscheidungen miteinfließen lassen, damit *mit kündeclicher âkust*⁶⁷² die falschen Ziele verfolgen: „dâ wart [von den Griechen] begangen meines vil,/ der süntlich und unedel hiez.“⁶⁷³ Gleichermäßen unempfänglich für die Handlungsperspektive ihres jeweiligen Gegners übersehen beide Seiten völlig, dass ihr eigenes Handeln immer auch eine Gegenreaktion (wie etwa Hercules' Rachefeldzug oder die darauffolgende Entführung Helenâs) provoziert. Der Zwang der Kausalität wird von ihnen immer nur für das eigene Handeln angenommen.

4.1.2 Das Zusammenspiel von *minne* und *zorn* bei der Entführung Helenâs

Deutlich ersichtlich wird die „halbseitige Blindheit“ der von Zornes- und Rachegefühlen geleiteten Figuren auch bei der Entscheidung zur Entführung Helenâs, denn diese fällen die Trojaner gegen die ausdrückliche Warnung ihrer Gelehrten. Nach der ersten Zerstörung ihrer Stadt bereiten sich Prîamus und seine Verbündeten unter Hectors Führung zunächst auf einen Rachefeldzug gegen die Griechen vor:

mit willen ich [Hector] vollende/ die fart hin ûf der KRIECHEN schaden,/ dâ wir mit kumber si geladen[.]/ [...] ir leben unde ir êre/ diu mûezen si verliesen/ und alle ein ende kiesen/ dar umbe, daz uns ie geschach/ von in sô bitter ungemach.⁶⁷⁴

Doch dann macht Pârîs ihnen einen Alternativvorschlag: Statt sich den Feinden im Kampf zu stellen, will er die griechische Königin Helenâ entführen und mit dieser Ausgleichshandlung nicht nur die Verschleppung seiner Tante Esÿonâ,⁶⁷⁵ sondern auch die übrigen Kriegsgräuelp der Griechen rächen: „ob mir GELÜCKE bî gestât,/ daz ich HELËNEN füere dan,/ sô wirt daz lop uns fallend an,/ daz denne wirt gesprochen,/ wir hân uns wol gerochen.“⁶⁷⁶ Zusätzlich bewirbt er seinen Vorschlag mit dem Hinweis auf Vênus' göttliche Fürsprache, denn diese hatte ihm Helenâ einst als Lohn für ihren Sieg im Streit der Göttinnen versprochen.⁶⁷⁷ Das Gelingen seines Entführungsplans scheint daher außer Frage zu stehen und im Gegensatz zum ursprünglich anvisierten Angriff auf die Griechen kein Risiko für die Trojaner zu bergen.⁶⁷⁸ Zumal Vênus ihr Versprechen an Pârîs später

672 TK, V. 12338.

673 TK, V. 12958-12959.

674 TK, V. 18728-18754. Vgl. zudem die kollektive Perspektive der Trojaner: „vil werder künic rîche,/ wir alle sîn dar zuo bereit/ mit flîzeclicher arebeit,/ daz wir die reise niht ensparn/ und mit iu willeclîchen farn/ biz in den bitterlichen tût!“ (TK, V. 18482-18487)

675 Vgl. TK, V. 18951-18955.

676 TK, V. 18960-18964.

677 Vgl. Kap. 3.1.

678 Bei einem Angriff müssten die Trojaner hingegen die Möglichkeit ihres Scheiterns in Erwägung ziehen: „ich

brieflich erneuert und voraussagt, dass er bald nach Griechenland segeln und Helenâ erbeuten werde. Der allem zukünftigen Geschehen inhärente „Kontingenzfaktor“ wird also durch die schriftliche Bürgschaft der Liebesgöttin beseitigt.

‘PÂRÎS, dû lâ dîn trûren sîn!/ VÊNUS, der minne meisterîn./ diu wil erfüllen dîne gir,/ swaz dir geheizen ist von ir./ daz wil sie leisten alzehant./ dû solt bald in der KRIECHEN lant/ nû strîchen unde kêren./ dâ maht dû wol gemêren/ dîn lop und dîne wirde./ dû solt nâch dîner girde/ dâ finden ein erwünscht leben./ HELËNE diu wirt dir gegeben/ ze wîbe und z‘einer frouwen[.]’⁶⁷⁹

Bedenklich ist allerdings, dass sie Pârîs in ihrem Brief nur sein *persönliches* Liebesglück verspricht (*dîn lop, dîne wirde, dîne [...] girde*), zur Reaktion der beraubten Griechen und den daraus erwachsenden *gesellschaftlichen Langzeitfolgen* äußert sie sich nicht. Gleichmaßen kurzsichtig und einseitig ist denn auch die Zukunftsperspektive, die Pârîs bei der Vermarktung seines persönlichen *minne*-Strebens als kollektive Rache-strategie aufwirft: Ihm zufolge entschädige die den Griechen durch die Entführung zugefügte Schande die Trojaner für die vormals erfahrenen Demütigungen, erbringe ihnen neue Ehre und großen Ruhm. Dass die Griechen sich abermals für diese Entehrung rächen könnten, sieht er in seiner absoluten Fixierung auf die Eroberung Helenâs nicht voraus, denn unter dem Einfluss der *minne* bleibt sein Blick immer auf seine eigenen Handlungsziele beschränkt: „ich wart in die gedenke brâht/ den âbent und den morgen,/ daz ich begunde sorgen,/ wie mir diu schoene würde./ vil senender swaere bürde/ luot ich ûf daz herze mîn.“⁶⁸⁰

Anders verhält es sich mit seinem Bruder Helenus. Zusammen mit Cassander und Panthûs bildet er die Gruppe der gelehrten Figuren unter den Trojanern und spricht sich vehement gegen Pârîs’ Entführungsplan aus. Denn auch für ihn steht fest, dass Pârîs, wenn er nach Griechenland aufbricht, Helenâ erbeuten wird, doch im Widerspruch zu den glücksverheißenden Versprechungen seines Bruders prophezeit er den *Untergang aller Trojaner*, falls Pârîs Helenâ tatsächlich verschleppen sollte.

ob im ze KRIECHEN wirt beschert/ ein frouwe, als er uns hât geseit./ sô wizzent für die wârheit./ daz wir komen ze grimmer nôht/ und wir geligen alle tôht/ an êren unde an lîbe./ ist, daz im wirt ze wîbe/ HELËNE von der KRIECHEN lant./ sô wirt liut unde guot verbrant/ und swaz iuch, herre, an hoeret./ zergenget und zerstoeret/ muoz TROIE werden alle[.]’⁶⁸¹

Es stehen sich hier also zwei gleichsam deterministische Zukunftskonzepte gegenüber, die (scheinbar) kontradiktorische Aussagen über die Folgen des Raubs für die Trojaner beinhalten. Helenus’ Blick in die Zukunft reicht jedoch über die von Pârîs anvisierte

hôrte sî [die Trojaner] daz sprechen/ swaz in dar umbe sol geschehen./ daz si bînamen wellent sehen./ ob si mit keinen dîngen/ die KRIECHEN mûgen bringen/ ze schedelichem falle.“ (TK, V. 17896-17901)

679 TK, V. 18901-18913.

680 TK, V. 18802-18805.

681 TK, V. 19006-19017.

Vereinigung mit Helenâ hinaus hin zu den *kollektiven Langzeitfolgen* ihrer Liebe. Wobei er eigentlich nur wiederholt, was den Trojanern schon durch den zukunftsweisenden Albtraum seiner Mutter Ecubâ bekannt war; allerdings präzisiert er ihren Unheilstraum, indem er den Untergang Trojas an eine Bedingung knüpft: Offenbarte der Fackeltraum noch ohne jeden Kontext, dass Pârîs Troja förmlich niederbrennen würde, schränkt Helenus diese allgemeine Aussage nun dahingehend ein, dass dies nur passieren werde, wenn es seinem Bruder gelinge, Helenâ zu entführen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wäre es also noch möglich, die Zerstörung der Stadt abzuwenden: „herr, ich enrâte niht, daz ir/ PÂRÎSEN lâzent hinnen farn./ welt ir vor schaden uns bewarn,/ sô heizent in belîben hie.“⁶⁸²

Indes bleibt Helenus nicht die einzige Figur, die die Trojaner vor der Entführung Helenâs warnt. Panthûs, einer von Prîamus' Dienstmännern und Sohn des Wahrsagers Eufebius, berichtet von den Prophezeiungen seines Vaters, die mit denen des Helenus übereinstimmen.⁶⁸³ Ihre dritte und letzte Unheilsprophezeiung erhalten die Trojaner von Prîamus' *wol gelêrte[r]*⁶⁸⁴ Tochter Cassander, die unmittelbar vor der Abreise ihres Bruders auf die katastrophalen Folgen der Entführung hinweist.⁶⁸⁵ Die Wahrsager bestätigen sich nicht nur gegenseitig mit ihren Warnungen, sie werden auch alle als ausgesprochen gebildet und vertrauenswürdig⁶⁸⁶ beschrieben: Helenus etwa kann die Zukunft mit Hilfe von Träumen, Losungen, Naturzeichen, Götterbeschwörungen oder am Lauf der Gestirne vorhersagen und hat sich dabei auch noch nie getäuscht. Vielmehr verfügt er dank seiner umfassenden Bildung über Einsichten in die Absichten der verschiedenen „übermenschlichen“ Instanzen, die den Handlungsverlauf des *Trojanerkriegs* (mit-)bestimmen, ohne dass sie sich klar voneinander abgrenzen ließen. Letztlich stehen sie einfach für Notwendigkeiten, die vom Wollen der Figuren unabhängig und ihnen übergeordnet sind, d. h. für Einflussfaktoren, die außerhalb des menschlichen Gestaltungsspielraums liegen und das Geschehen final motivieren.

ich hân daz stille und offenbâr/ in mînen trôumen wol vernomen,/ daz wir ze noeten mûezen
komen,/ swie nû mîn bruoder hinnen fert./ [...] swaz ich noch lôzes ie gewarf,/ daz ist dar ûf

682 TK, V. 18996-18999.

683 „der selbe sinnerîche man/ wîs unde listebaere/ seit uns hie vor ze maere,/ ze TROIE wûrd ein helt geborn,/ von dem zerstoeret und verlorn/ daz rîche wûrde in alle wîs/ und daz er solte PÂRÎS/ geheizen werden und genant./ für wâr tet er von im erkant,/ ob im ze KRIECHEN wûrde ein wîp,/ daz müeste an leben unde an lîp/ den liuten hie ze TROIE gân.“ (TK, V. 19268-19279)

684 TK, V. 19362.

685 „PÂRÎS, nû fâr von hinnen,/ dîn fart sol uns gewinnen/ sêr unde bitterliche nôt!/ weizgot, wir mûezen alle tût/ geligen von der reise dîn!“ (TK, V. 19373-19377)

686 „in was vil ofte wâr geseit/ von sînem [Helenus'] wîsen munde[.]“ (TK, V. 19100-19101); „kein dinc er [Eufebius] nie geseite./ wan daz ze voller wârheit kam/ und ein sô rehtez ende nam,/ daz er nie wort gelouc dar an.“ (TK, V. 19264-19267)

gefallen,/ daz wê geschiht uns allen,/ swie PÂRÎS fert in KRIECHENLANT./ ich hân die göte
 sô vil gemant,/ daz ich an ir antwürte/ gar endelîchen spürte,/ daz TROIE würde wüeste,/ ob daz
 geschehen müeste,/ daz PÂRÎS hinnen kaeme/ ze KRIECHEN und dâ naeme/ die wunneclîchen
 HELENAM./ [...] ich hân von allem dem gelesen,/ daz ie geflôz und ie geflouc,/ dar umbe ich
 iu noch nie gelouc,/ swenn ich begunde wîssagen./ ich hân den glanzen himelwagen/ und daz
 gestime alsô besehen,/ daz uns vil schaden sol geschehen/ an liuten und an landen:/ wirt ez niht
 understanden,/ wir müezen kumber liden.⁶⁸⁷

Interessanterweise sind diese Notwendigkeiten hier aber an eine Handlungsbedingung geknüpft, handelt es sich bei allen drei Warnungen um „bedingte Vorausdeutungen“, deren Erfüllung im Ermessen der Trojaner liegt. Konrad lässt hier also nur ein Verhängnis gelten, das dem freien Willen der Figuren nachgeordnet ist – der Untergang Trojas ließe sich abwenden, wenn die Trojaner das (bedingt) deterministische Zukunftskonzept ihrer Wahrsager und ihren begrenzten Gestaltungsrahmen akzeptierten und dementsprechend handelten.⁶⁸⁸

Doch statt Helenus', Panthus' und Cassanders Perspektive auf das Geschehen zu übernehmen – „ez kostet leben unde lîp,/ TROIAERE, ob manz geloubet,/ wirt HELENÂ geroubet/ und über sê gefüeret her“⁶⁸⁹ – bleiben die Trojaner bei ihrer für die kriegstreibenden Figuren typischen, eingeschränkten Sichtweise auf das Geschehen und ihrem optimistischen Zukunftsmodell: Priâmus etwa verweist im Vorfeld der Entscheidung auf den Einfluss des Glücks und damit auf die Unvorhersehbarkeit alles zukünftigen Geschehens, wenn er seine Männer um Unterstützung für den ursprünglich geplanten Rachefeldzug gegen die Griechen bittet. Für ihn birgt die Tatsache, dass man sich auf sein (Un-)Glück nicht verlassen kann, auch die Chance, dass sie als Sieger aus dem Kampf hervorgehen werden, und er veranschaulicht diese Möglichkeit mit dem Bild des sich stetig drehenden Rades der Fortuna,⁶⁹⁰ in dem sich Glück und Unglück *regelmäßig* abwechseln und damit eine Berechenbarkeit in der Unberechenbarkeit suggerieren. Er geht also offenbar – wie bei einem einfachen Würfelspiel mit sechs gleich wahrscheinlichen Ergebnismöglichkeiten – davon aus, dass das Schlachtenglück sich früher oder später auf die Seite der

687 TK, V. 19002-19067. Ähnlich auch die Beschreibung des Eufebius, TK, V. 19256-19267. Wohl um Redundanzen zu vermeiden, fallen die Hinweise zu Cassanders Qualifikationen äußerst knapp aus, sie wird lediglich an zwei Stellen als *wîse* (TK, V. 19358, 19397) beschrieben.

688 Vgl. Pfennig: *erniuwen*, S. 144-145 u. 187-189, sowie Lienert, die feststellt, dass das spätere Verhängnis hier mit vollem Einverständnis fast aller Trojaner seinen Lauf nehme. (Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 99)

689 TK, Vers 19082-19085.

690 Vgl. hierzu schon Boethius: „wir [Fortuna] drehen das Rad in kreisendem Schwunge, wir freuen uns, das Tiefste mit dem Höchsten, das Höchste mit dem Tiefsten zu tauschen. [...] Wie, wenn du überreich von der Seite des Guten genommen hättest? Wie, wenn ich nicht ganz von dir gewichen wäre? Wie, wenn diese meine Veränderlichkeit selbst dir ein triftiger Grund wäre, Besseres zu hoffen?“ („rotam volubili orbe versamus, infima summis, summa infimis mutare gaudemus. [...] Quid, si uberius de bonorum parte sumpsisisti, quid, si a te non tota discessi, quid, si haec ipsa mei mutabilitas iusta tibi causa est sperandi meliora [...].“) (Boethius: *Consolatio philosophiae*, Liber Secundus, V. 30-32, 43-44) sowie Sanders: *Glück*, S. 25.

Trojaner schlagen wird, weil es sich letztlich zu gleichen Anteilen auf beide Kriegsparteien verteilt. Solange er das Geschehen aus einer situationsübergreifenden Perspektive betrachtet, besitzt er folglich durchaus ein Verständnis für die Zirkularität der Rachespirale:

man sol dar umbe niht verzagen,/ ob man verliuret z' einer stunt:/ jô findet man gewinnes funt/
vil dicke nâch verlüste grôz./ gelücke ist gar ein wildez lôz,/ daz dicke walzet an und abe./ sô
maniger waenet, daz sich habe/ heil und saelde z'im geleit./ sô nâhet im unsaelikeit/ und ein
verlusterîcher schade./ swer hiute sitzet ûf dem rade,/ der sîget morne drunder –/ uns mac noch
heiles wunder/ und hôher êren widerfarn.⁶⁹¹

Doch während Prîamus die Wankelmütigkeit Fortunas notgedrungen als Chance begreift, mittels derer er seine Männer davon überzeugt, dass der einmalige Sieg der Griechen nicht als Indiz für deren Überlegenheit in der Zukunft interpretiert werden muss, hat die Zukunft für Helenus und die anderen gelehrten Figuren nichts Willkürliches an sich. Für sie ist „das, was kommen wird“ *immer schon partiell determiniert*, da es an bestimmte Schlüsselereignisse gebunden ist, deren spätere Auswirkungen sich nicht mehr „umschreiben“ lassen. Diese Wendepunkte im Geschehen entscheiden darüber, ob ein bestimmtes Ereignis in der Zukunft eintreten oder ausbleiben wird und Helenâs Entführung stellt das wichtigste Beispiel für eine solche Schaltstelle im Handlungsverlauf dar:⁶⁹² Gelingt es Pârîs, sie zu entführen, werden sich die Griechen dafür rächen und Troja unweigerlich zerstören. Ein alternativer Handlungsverlauf ist von nun an ausgeschlossen; es kommt zu einer Art „Dominoeffekt“, da alle weiteren Ereignisse auf das durch diesen Wendepunkt prädefinierte Ende hinauslaufen. Der Streit zwischen Gelehrten und Kriegerern entbrennt daher nicht zuletzt daran, welchen Handlungsspielraum die Figuren sich bei der Gestaltung der Zukunft selbst zuschreiben: Sein kontingentes Zukunftskonzept verschafft Prîamus zwar keine völlige Kontrolle über die Zukunft, doch es eröffnet ihm einen persönlichen Gestaltungsrahmen, innerhalb dessen er versuchen kann, im Bewusstsein, dass das Glück oder andere unkontrollierbare Variablen ihm jederzeit einen Strich durch die Rechnung machen könnten, das „Noch-Nicht-Seiende“ seinen Wünschen entsprechend zu formen: „mîn leben und mîn êre/ wil ich ûf eine wâge laden/ oder ich

691 TK, V. 18396-18409. Vgl. zur Unberechenbarkeit des Glücks/ der Fortuna auch Hectors Rede nach der ersten Zerstörung von Troja: „herr unde vater lobelich,/ niht trürent nû ze sêre/ und folgent mîner lêre./ sô wirt iu fröude noch erkant./ gerouchent senden in diu lant/ nâch liuten und nâch ritterschaft./ al iuwer state und iuwer kraft,/ die legent hie ze TROIE nider/ und bûwent iuwer feste wider/ und iuwer küniclichen stat./ waz, ob ir noch GELÜCKES rat/ beginnen umbe trîben!“ (TK, V. 13322-13333)

692 Vgl. Pfennig: *erniuwen*, S. 145. Aus diesem Grund kann der Erzähler bereits kurz nach der Entführung Helenâs konstatieren, dass Ecubâs Traum sich erfüllt habe, vgl. TK, V. 23640-23643. Der Krieg zwischen Griechen und Trojanern hat zu diesem Zeitpunkt zwar noch gar nicht begonnen, doch er lässt sich auch nicht mehr abwenden.

Ein weiteres Beispiel für die Determination der Figuren durch solche Wendepunkte stellt Achills vorherbestimmter Tod dar, der unweigerlich auf seine Beteiligung am Krieg gegen Troja folgen wird, vgl. TK, V. 4598-4616.

geriche mînen schaden.“⁶⁹³ Für Helenus hingegen beschränkt sich die Freiheit des Menschen zum Eingreifen in das Geschehen letztlich auf die Möglichkeit, das ihm zugedachte Schicksal durch den *Verzicht* auf *râche* und/oder *minne* zu umgehen: „ob [Pârîs] HELËNEN minnet,/ wir müezen alle sîn verlorn.“⁶⁹⁴ In Prîamus' archaischer Wertehierarchie sind Entscheiden und Handeln jedoch von zentraler Bedeutung. Helenus' auf Passivität abzielender Lösungsansatz bildet also den größtmöglichen Kontrast zum Kriegerethos des Königs und damit auch keine echte Handlungsalternative zur Entführung.

In dem Moment, in dem Prîamus aber seine Zustimmung zum Raub Helenâs erteilt, wird er selbst zum Vollstrecker der Unheilsprophezeiung, gegen die er zu Beginn des Romans noch mit allen Mitteln angekämpft hatte. Seltsamerweise verändern die Bedenken, die sein Sohn Helenus und die anderen Wahrsager äußern, seine positive Einstellung zu Pârîs' Entführungsplan nämlich nicht, obwohl sie ihn doch an den einstigen Albtraum seiner Frau Ecubâ erinnern müssten, dem er zunächst uneingeschränkten Glauben schenkte. Will man sich an dieser Stelle nicht mit einer rein narratologischen (letztlich jedoch zirkulären) Erklärung begnügen, die die Gleichschaltung des Figurenwillens mit dem den Figuren vorausgesagten Schicksal final, das heißt, mit eben diesem vorausgesagten Schicksal, begründet, muss man Prîamus unterstellen, dass er sich, wie bei der Anagnorisis zwischen ihm und seinem Sohn Pârîs, schlicht weigert, die sich häufenden Indizien für den Untergang Trojas ernst zu nehmen, weil er nur auf diese Weise an seiner Vorstellung von sich selbst als entscheidungsfähigem Akteur in einem nicht prädefinierten, sondern *offenen Handlungsgefüge* festhalten kann. Insofern zeugt seine Ignoranz gegenüber den Warnungen der trojanischen Gelehrten indirekt von der Bedeutung, die die Handlungsfähigkeit für das Selbstbild derjenigen männlichen Figuren einnimmt, die mit ihrem Rachestreben der archaischen Kriegerethik folgen.

Im Entscheidungsstreit vor der Entführung Helenâs wird dieses offene Zukunftskonzept vornehmlich von Prîamus' jüngstem Sohn Trôilus vertreten, der darum auch den Warnungen der trojanischen Gelehrten vehement widerspricht: So wie für seinen Vater der Ausgang einer Schlacht nicht vorherzusehen ist, ist für Trôilus auch noch nicht entschieden, welche Folgen Helenâs Entführung haben wird: „sint alle froelich unde geil,/ uns mac gelingen harte wol!“⁶⁹⁵ Für ihn zählen daher weniger die späteren Folgen der Entführung als die Tatsache, dass die Trojaner mit dieser symbolischen Ausgleichshandlung ihre durch die Niederlage gegen die Griechen verlorene *êre* wiederherstellen könnten. Dass

693 TK, V. 17866-17868.

694 TK, V. 19038-19039.

695 TK, V. 19172-19173.

sie dies nun nicht wie geplant im heroischen Kampf, sondern durch eine heimtückische (und in diesem Sinne ehrlose) Entführung tun werden, ist für ihn offenbar unproblematisch – im Zweifel lässt sich die „Ehrenhaftigkeit“ der Trojaner einfach nur relativ an der (symbolträchtigen) Demütigung ihrer Gegner bemessen.⁶⁹⁶

rôt under sînen ougen/ wart er [Trôilus] von zorne bitter./ ‘hey,’ sprach er, [‘]werden ritter,/ wie sint ir alle alsus gedaget?/ [...] ich hân des rîche zuoversiht,/ fert PÂRÎS in der KRIECHEN lant,/ daz wir gerechen alzehant/ daz laster und die grimme klage,/ die wir hie lîden alle tage.⁶⁹⁷

Trôilus plädiert also letztlich dafür, der in seinen Augen kontingenten Zukunft nicht zu viel Bedeutung zuzumessen und stattdessen die Ehrverpflichtungen der Trojaner zum Ausgangs- und Zielpunkt ihres Handelns zu machen. Denn auch wenn sein Vater Prîamus die Zukunft *situationsübergreifend* zyklisch konzeptualisiert (s. o.), weichen die Trojaner, sobald es um die Umsetzung *konkreter Zielvorstellungen* geht, auf ein, auf diese Ziele reduziertes, lineares Zukunftsmodell aus. Trôilus’ Plädoyer für den Vorrang der Kriegerehre wirkt auf Prîamus und seine Verbündeten daher wie ein „Weckruf“, sodass diese sich, allen zukunftsbezogenen Warnungen zum Trotz, für Pârîs’ Racheplan entscheiden. Im Bestreben, ihrem heroischen Selbstkonzept gerecht zu werden, blenden sie die ihnen prophezeiten, negativen Folgen der Entführung einfach aus.

Diu rede manlich unde quec/ treip alle zageheit enwec,/ die manger hete an sich genomen./ ze frechem muote wider komen/ die ritter wâren drâte./ daz schuof mit sînem râte/ der ellentrîche TRÔILUS./ het er geredet niht alsus,/ diu reise waere wendig,/ dar ûf PÂRÎS genendic/ mit herzen und mit lîbe wart.⁶⁹⁸

Am Streit zwischen den *sapientia* und *fortitudo* verkörpernden Brüdern Helenus und Trôilus,⁶⁹⁹ lassen sich jedoch nicht nur zwei grundverschiedene Verhaltensstrategien – eine bedingt-deterministische, stark zukunftsorientierte und eine offene, letztlich der Zukunft gegenüber indifferente Sichtweise auf das Geschehen – ablesen; in Hinblick auf die mittelalterliche Ständeordnung treten zudem die Unterschiede zwischen „Klerikern“ und

696 Vgl. Bowras Ausführungen zur moralischen Indifferenz der Kriegerehre: „Fair play is not indispensable, since what matters is that the hero should show his prowess and be rewarded by success as the manifest token of his superiority. [...] [And] honour is most easily won by showing superiority to other man[.]” (Bowra, Heroic Poetry, S. 51)

697 TK, V. 19128-19190.

698 TK, V. 19191-19201.

699 Der Antagonismus zwischen Helenus und einem seiner Brüder – zwischen Priester und Ritter bzw. Klugheit und Dummheit – findet sich schon bei Benôit, vgl. Elisabeth Schmid: Ein trojanischer Krieg gegen die Langeweile. In: Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Wolfgang Harms u. Jan-Dirk Müller in Verb. m. Susanne Köbele u. Bruno Quast. Stuttgart/Leipzig 1997. S. 199-220, hier: S. 210. Darüber hinaus ist er typisch für Geschichten mit einem heldenepischen Stoffkern und findet sich so z. B. auch im *Rolandslied* oder dem *Hamðismál* der sog. „Lieder-Edda“, vgl. Klaus von See: Held und Kollektiv. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 122.1 (1993). S. 1-35, hier: S. 22-23.

„Kriegern“ (*ordo ecclesiasticus* und *ordo militaris*)⁷⁰⁰ zu Tage. Denn Trôilus verteidigt Pârîs' Entführungspläne, indem er polemisch darauf hinweist, dass Helenus als Geistlicher nichts vom Kriegshandwerk und den damit verbundenen Ehrverpflichtungen verstehe, sodass es sich auch bei seinen Zukunftsdeutungen nur um *valsche prophêtie* handeln könne, die nichts über die Erfolgsaussichten der Entführung aussagten. Die verbale Auseinandersetzung der Brüder dreht sich letztlich also nicht nur um die Deutungshoheit, d. h. in diesem Falle um die korrekte Antizipation und Interpretation zukünftiger Ereignisse, sondern sie spiegelt auch das Ringen des ersten und zweiten Standes um die Entscheidungsgewalt am Hof des Königs und damit um konkrete Machtansprüche wieder.

swer sich an eines pfaffen lôz/ wil hân, der ist ein tôre!/ er sol ûf eime kêre/ wol singen hôhe wîse/ und mit rîlicher spîse/ vil schône mesten sînen lîp:/ sô muoz ein ritter durch diu wîp/ und umb sîn selbes êre/ lîp unde guot vil sêre/ an strîte wâgen alle frist!/ [...] sîn falsche prophêzie/ kan niht erwenden unser heil./ sint alle froelich unde geil,/ uns mac gelingen harte wol!⁷⁰¹

Der ursprünglich geplante Angriff auf die Griechen wird hier hingegen nicht mehr in Betracht gezogen, obwohl er doch Trôilus' Aufruf zum heroischen Kampf viel besser entsprechen und (mit Ausnahme von Pârîs) einen für alle Trojaner gangbaren Ausweg aus dem Streit geboten hätte: Mit einem kriegerischen Vergeltungsschlag hätten Prîamus und seine Verbündeten sich ehrenvoll an den Griechen rächen können, ohne sich damit *notwendigerweise* in ihr Verderben zu stürzen. Doch diese Handlungsalternative scheint mit Pârîs' Entführungsplan obsolet geworden zu sein, ohne dass dies näher begründet würde. Gleichwohl wären verschiedene Erklärungen denkbar: Zumindest *kurzfristig* sind die gesamtgesellschaftlichen Risiken (und Kosten) einer Entführung natürlich geringer als die eines Vergeltungsschlages, worauf ja auch Pârîs' Hinweis auf Vênus' Unterstützung abzielt.

Darüber hinaus impliziert die Entführung der Königin möglicherweise (wie im Artusroman) den Machtanspruch der Trojaner auf das verfeindete Griechenland.⁷⁰² Dies würde auch erklären, warum den beiden im Roman geschilderten Entführungen so viel Bedeutung zugesprochen wird.⁷⁰³ Denn trotz des grausamen Massakers, das die Griechen an den

⁷⁰⁰ Vgl. Bumke: Höfische Kultur, S. 70.

⁷⁰¹ TK, V. 19144-19173.

⁷⁰² Für Konrads *Trojanerkrieg* kann das auf jeden Fall angenommen werden, da die klassischen Artusromane ja deutlich früher entstanden sind.

⁷⁰³ Vgl. zur Bedeutung, die die Entführung Esîonas für Prîamus hat, folgenden Erzählerkommentar: „daz man im sîne stat zerbrach/ und im sîn vater wart erslagen,/ daz wolte er niht sô tiure klagen,/ sô daz der künic THELAMON/ mit sîner swester was gewon/ friuntschêfte bî den jâren[.] / [...] diz laster und den unprîs/ liez er im an sîn herze gân/ und hete gerne widertân/ die schemelichen smâheit“ (TK, V. 17724-17735); zur Bedeutung der Entführung Helenâs für die Griechen: „an hôhem muote siechen/ begunde frouwen unde man,/ si fiel sô strengez jâmer an/ durch die küniginne hêt,/ daz man sô grimmez herzesêt/ durch keine frouwen nie geleit.“ (TK, V. 23406-23411)

Trojanern verüben, fordern diese von ihnen nach der ersten Zerstörung ihrer Stadt lediglich die Rückgabe Esônâs als Entschädigung und in ähnlicher Weise knüpfen auch die Griechen ihr späteres Friedensangebot maßgeblich an die Freigabe Helenâs. Im Fokus stünden dann nicht die beiden Frauen als Einzelpersonen, sondern ihr gesellschaftlicher Wert als potentielle Mütter der Thronerben zweier miteinander konkurrierender Königshäuser.⁷⁰⁴ Dementsprechend zielte auch der durch die Entführung entstandene Schaden nicht auf sie selbst, sondern auf die beraubten Männer ab.

Aus der Perspektive der Rezipienten veranschaulicht die Entführung Helenâs zudem die bereits anhand der Liebesgeschichte von Achill und Dêdamîe exemplifizierte Regel, dass Sexualität/*minne* und Heldentum/*êre* nicht zusammengehören. Doch während Achill Dêdamîe verlässt, um sich im heroischen Kampf zu bewähren, lösen sich die Trojaner nicht aus dem Einflussbereich der *minne* und wählen darum zur Umsetzung ihrer *râche*-Pläne sowohl den falschen Protagonisten (schließlich stünde ihnen statt des durch die *minne* verblendeten Pârîs auch der vorbildliche Hector zur Verfügung) als auch die falsche Methode (Helenâs heimtückische Entführung statt des ehrenvollen Kampfes).

4.1.3 Das Gegenbeispiel: *râche* und Determination bei den Griechen

Nach Helenâs Entführung ignorieren die Trojaner weiterhin alle Warnungen vor ihrem nunmehr unausweichlichen Untergang.⁷⁰⁵ Denn nun haben sie einen neuen Idealzustand erreicht und, bildlich gesprochen, eine halbe Umdrehung auf dem Glücksrad – vom tiefsten zum höchsten Punkt – vollzogen.⁷⁰⁶ Für Prîamus und seine Verbündeten gibt es daher gar keinen Grund, über eine Veränderung des Status Quo nachzudenken, zumal Helenâ in ihrer schier übermenschlichen Schönheit das Glück zu verkörpern scheint und ihnen dabei den Blick auf die wahren Verhältnisse versperrt: „die burgaere wâren frô,/ daz in diu

704 Darüber hinaus verweist Esônâs Entführung natürlich auch auf den späteren Raub der Helenâ und motiviert diesen (zusätzlich zu Pârîs' persönlichem *minne*-Begehren) als Ausgleichshandlung.

705 In einem Klagemonolog (Vgl. TK, V. 23246-23370) weist Cassander noch einmal auf die baldige Zerstörung Trojas hin, „wan si weste wol den schaden,/ der ûf TROIE sît geladen/ wart von dem briuteloufte[.]“ (TK, V. 23235-23237) Doch wie schon vor Pârîs' Abreise nach Citarêâ will ihr auch jetzt niemand glauben. Stattdessen lässt Prîamus sie einsperren, um zu verhindern, dass die Trojaner von ihrem *jâmer* und *ungehabe* angesteckt werden; alles, was davon zuvor an die Öffentlichkeit gelangt, wird als Produkt des Wahnsinns diffamiert und damit für ungültig erklärt: „man wânde, daz si waere/ unsinnic worden bî der stunt[.]“ (TK, V. 23384-23385)

706 Pârîs schwelgt im langersehnten Liebesglück: „sîn wunne diu wart grundelôs/ und daz liep ân endes zil,/ daz im von ir [Helenâs] minnespil/ und von ir liebe wart gegeben“ (TK, V. 22936-22939), Prîamus und seine Berater haben ihr Rachebedürfnis befriedigt: „PRÎANT, der künic wîse,/ nû daz er von PÂRÎSE/ vernam diu lieben mere,/ daz allen KRIECHEN were/ HELËNE alsus enpfloehet,/ dô wart sîn muot erhoehet/ unde enfrôet daz herze sîn.“ (TK, V. 23095-23101) In der Handlungslogik der Rachespirale werden die Trojaner durch ihren Aufstieg auf dem Glücksrad zudem wieder zu ebenbürtigen Gegnern für die Griechen, vgl. Simone Finkele: Die Zerstörung und der Wiederaufbau Trojas in Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg“. In: Die zerstörte Stadt. Mediale Repräsentationen urbaner Räume von Troja bis SimCity. Hrsg. v. Andreas Böhn. Bielefeld 2007. S. 57-82, hier: S. 77.

saelde was geschehen,/ daz si die klâren solten sehen,/ diu glanz vür alle frouwen schein,/ alsam ein lieht karfunkelstein/ ûz kiselingen schînet.“⁷⁰⁷

Die gedemütigten Griechen – „als die von TROIE mit genuht/ erfröuwet wurden umbe ir lîp,/ sus wâren durch daz werde wîp/ betrüebet alle KRIECHEN[.]“⁷⁰⁸ beginnen hingegen unverzüglich mit den Vorbereitungen für ihren Vergeltungsschlag.⁷⁰⁹ Anders als die Trojaner bedienen sie sich bei der Umsetzung ihrer Rachepläne jedoch des magisch-gelehrten (Zukunfts-)Wissens ihres Wahrsagers, denn aufgrund der ihnen zugedachten Rolle als Sieger des Konflikts steht dieses Wissen nicht im Konflikt mit ihrem heroischen Wertvorstellungen.⁷¹⁰ Gleichwohl unterscheiden auch sie zwischen geistiger und körperlicher Stärke, zwischen erstem und zweitem Stand, doch in ihren Augen ergänzen sich diese beiden Bereiche, sodass Calcas von ihnen im Austausch für sein Wissen vom Kriegsdienst befreit wird:

‘CALCAS, [...] wir haben dich durch wîssagen/ gefüeret in des landes rinc./ ûf alle künftebaeri dinc/ sol uns dîn zunge wîsen./ wir biten dich kein îsen/ noch kein wâfen üeben./ kein harnasch sol betrüeben/ noch beswaeren dînen lîp[.] / [...] swie vil dû wizzest wâres,/ daz künde uns allen ûf ein ort!/ wir halten uns an dîniu wort/ und ahten kleine ûf dînen strît[.]’⁷¹¹

Und tatsächlich würden die Griechen ohne Calcas’ Hilfe wohl nicht einmal vor den Toren Trojas ankommen, da Agamemnon auf dem Weg dorthin den Zorn der Jagdgöttin Diâne auf sich lädt: Auf der Insel Aulidâ erlegt er eine ihrer Hirschkühe, wofür die Göttin sich rächt, indem sie seine Flotte mit Stürmen überzieht und so an der Weiterfahrt nach Troja hindert.⁷¹² Agamemnons verhängnisvoller Jagdausflug stellt insofern ein weiteres Beispiel dafür dar, dass das Verfolgen von libidinösen und/oder aggressiven Begierden unabsehbare, wenn nicht gar katastrophale Folgen nach sich zieht, durch die das Wollen der Figuren grundsätzlich in Frage gestellt wird.

707 TK, V. 23182-23187. Vgl. zu ihrer nahezu übermenschlichen Schönheit und ihrer fatalen Wirkung auf die Figuren ferner: „[Helenâ] kunde frouwen unde man/ ir sinne dô berouben,/ man wolte des gelouben,/ daz menschlich crêatiure/ nie würde sô gehiure/ noch sô kürlich als ir lîp,/ man hete si niht für ein wîp,/ man wânde, daz si waere/ ein engel wunnebaere/ und ein durchliuhtic himelbote,/ der von dem almehtigen gote/ waer in daz lant gesendet.“ (TK, V. 23060-23071)

708 TK, V. 23402-23405.

709 Vgl. Agamemnons Appell an den trauernden Menelâus: „wir sülen unde müezen/ dar nâch mit flîze ringen,/ daz wir TROIAERE bringen/ ûf alsô lesterlichen schaden,/ als ûf uns PÂRÎS hât geladen./ Niht anders hoeret nû dar zuo,/ wan daz man schaden widertuo/ mit schedelicher sache/ und man die fiende swache/ mit fientlicher swaere./ diu schande lasterbaere,/ die wir geliten bêde hân,/ diu wirt mit schaden widertân,/ oder ich wil drumbe sterben.“ (TK, V. 23508-23521)

710 Vgl. Calcas’ Ausdeutung eines Naturzeichens als Beleg für die Bestimmung der Griechen zum Sieg über Troja: „ir herren alle, wesent geil!/ uns nâhet ein vil hôhez heil,/ daz uns vil manige wunne birt,/ wan TROIE gar zerstoeret wirt/ von uns ân allez lougen.“ (TK, V. 24223-24227) Zudem ist das Heer der Griechen zehn Mal so groß wie das der Trojaner, woraus sich eine kausal-logische Erklärung für ihren militärischen Erfolg ableiten lässt, vgl. TK, V. 24958-24961.

711 TK, V. 27167-27205.

712 Vgl. TK, V. 24012-24129.

Agamennon und seine Verbündeten haben Diânes Zorn zunächst nichts entgegensetzen, durch das Wirken der ihnen an Macht und Einfluss übergeordneten Göttin werden sie als Akteure „kaltgestellt“: „ergiezen sich daz mer began/ und wart als ungehiure,/ daz man mit keiner stiure/ geschiffen drûf getorste,/ si muosten in dem forste/ belîben allgemeine.“⁷¹³ Zumal sie gar nicht wissen, mit welchem Gegner sie es tatsächlich zu tun haben, denn sie halten den Meeresherrn Neptûn für den Verursacher ihres *starken ungefüegen schaden*: Da dieser beim Wiederaufbau Trojas mitgewirkt hatte, glauben sie, er wolle die Zerstörung der Stadt nun rächen.⁷¹⁴ Sie irren sich also nicht, wenn sie sich ihre Situation damit erklären, dass sie einer ihnen übergeordneten, göttlichen Macht ein Rachemotiv unterstellen, doch ordnen sie diesem einen falschen Adressaten und eine falsche Ursache zu. Wie die Trojaner vor der Entführung Helenâs scheitern auch sie an der Aufgabe, sich und ihre gegenwärtige Lage richtig einzuschätzen; auch ihnen fehlen zunächst die Voraussetzungen für eine erfolgsversprechende Zukunftskonzeption.

sît daz er [Neptûnus] wart des muotes,/ daz er die stat half machen wider,/ sô wânden si, daz er si nider/ niht wolte lâzen brechen/ und an in wolte rechen/ dar umbe sînen grimmen zorn,/ daz diu vil schoene stat verlorn/ niht würde von ir reise./ si wânden alle ir freise/ von sîner sache dulden./ daz von der hînden schulden/ in wart daz grimme leit getân,/ des heten si dekeinen wân/ und was in allen wilde.⁷¹⁵

Der Untergang Trojas scheint daher durch Diânes Intervention und das Wissensdefizit der Griechen doch noch abgewendet, obwohl auf der Handlungsebene der menschlichen Figuren bereits alles darauf ausgerichtet ist. Doch dann beschwört Calcas als Vermittler zwischen Göttern und Menschen den Gott Apoll, um von ihm die tatsächlichen Umstände ihrer Gefangenschaft auf Aulidâ sowie die Bedingungen für ihre Rettung zu erfahren: Damit die Griechen weitersegeln und sich an den Trojanern rächen können, muss Agamennon der erzürnten Göttin seine Tochter Effigenniâ opfern. Er muss also (wie Prîamus, der nach Pâris' Geburt dessen Tötung veranlasst) die Interessen der Gemeinschaft über das Wohl seines Kindes stellen.⁷¹⁶

diu götînnē wandels frî/ staet unde kiusche minnet ie,/ dâ von wil si ze suone hie/ niht anders denne ein megetîn./ die wunneclîchen tohter sîn/ muoz ir der kûnic z'opfer geben/ für des wilden tîeres leben,/ daz er erschôz ân underbint[.]⁷¹⁷

713 TK, V. 24102-24107.

714 Tatsächlich hat sich Diâne aber die Gewalt über das Wetter bei Neptûnus ausgeliehen: „wint, regen, nebel unde rouch/ ir undertaenic wurden gar.“ (TK, V. 24086-23087).

715 TK, V. 24140-24153.

716 Wie Pâris überlebt jedoch auch Effigenniâ: Kurz vor ihrer Opferung wird sie von Diâne in einen Tempel entrückt und gegen eine Hirschkuh ausgetauscht, vgl. TK, V. 24598-24651.

717 TK, V. 24336-24343.

Diânes Forderung an Agamennon ist daher auch als brutale „Herrscherprobe“ zu verstehen, die vom König im Sinne des Kollektivinteresses gemeistert wird. Denn in der Welt des *Trojanerkriegs* bemisst sich der Wert der einzelnen Figuren nur aus ihrer Bedeutung für die Gemeinschaft (oder Sippe) und indem Agamennon seine Tochter opfert, kann er sowohl das Leben seiner Verbündeten retten als auch seine Rachepläne weiter verfolgen.⁷¹⁸ Die Möglichkeit, sich derart als Herrscher zu bewähren, erhält Agamennon jedoch erst durch das Zutun seines Wahrsagers, der ihn mit den dafür notwendigen Informationen versorgt.

Eine Schlüsselrolle nimmt Calcas später auch bei der Suche nach Achill ein, von dessen Kriegsteilnahme der Sieg der Griechen über Troja abhängt:⁷¹⁹ Bei einer magischen Zeremonie bringt er Achills geheimen Aufenthaltsort in Erfahrung: „der künic LICOMEDES/ der wil enpfâhen sînen lîp/ und in behalten für ein wîp/ in sîner schoenen tohter sal,/ ûf dem si lebet überal/ mit hôhen frôuden âne strît./ [...] swer in nû gerne finde,/ der suche in dâ ze lande“⁷²⁰ und erweitert damit erneut den Wissens- und Gestaltungshorizont der Griechen. Calcas' zweite Götterbeschwörung wird allerdings viel drastischer und detaillierter beschrieben als die als einfaches Bittgesuch inszenierte Anrufung des Apoll:⁷²¹ Ein Geist bzw. Gott ergreift Besitz von seinem Körper und entstellt ihn:

diu kunst diu dranc im unde sleich/ zehant durch alliu sîniu lider./ [...] in sîme kopfe wurden gel/ sîn ougen als ein niuwez wahs,/ daz hâr begunde im und der fâhs/ ze berge strûben unde ragen,/ sô daz man im die löcke tragen/ sach daz schapellîn enbor,/ daz durch gezierde was dâ vor/ dar ûf gesetzt und geleit./ [...] man seit, daz er sich braeche/ dar unde dan, her unde hin,/ biz im dâ lîp, herz unde sin/ der geist mit sîner kraft erfuor./ den er mit worten ê beswuor./ [...] zerblaejet wart er als ein kröte,/ daz wizzent âne lougen!/ daz wîze an beiden ougen/ begunde er ûz dâ litzen,/ von noeten muoste er switzen/ und als ein eber schûmen.⁷²²

Die unhöfischen⁷²³ Veränderungen, die Calcas während der Zeremonie erfährt, zeugen davon, dass sich die Sympathie lenkung des Erzählers in dieser Szene eindeutig gegen den Wahrsager richtet. Denkbar wäre nun, dass sich hier, wie etwa bei den „guten“ und „schlechten“ Zutaten, die Mêdêâ für Êsons Verjüngungsexelix sammelt, Vorbehalte hinsichtlich einer Vermischung von „natürlichen Ordnungssystemen“ (wie der Sphäre der

718 Vgl. TK, V. 24541-24547.

719 Achill ist der einzige Held unter den Griechen, der es mit Hector aufnehmen kann, vgl TK, V. 27108-27127.

720 TK, V. 27345-27377.

721 Vgl Apolls Reaktion auf seine Anrufung durch Calcas: „sît dû mich hâst gemant/ sus tiure, sô tuon ich dir schîn,/ wâ von den angstbaeren pîn/ die KRIECHEN lîdent unde ir her“ sowie: „ich sage dir, friunt, wie man ir gunst/ erwirbet, sprach APOLLE dô.“ (TK, V. 24276-24279 u. 24328-24329)

722 TK, V. 27244-27279.

723: „Lächerlich und verabscheuenswürdig ist der Mensch, der die Augen rollt, das Gesicht verzieht, den Mund aufsperrt, sich die Haare rauft, [...] mit den Armen rudert, seine Kleidung auffällig drapiert [...] usw. Der Erziehungslehre des gestischen Verhaltens geht es um die Beherrschung aller körperlichen Bewegungen. Jede Bewegung soll angemessen und anständig sein. Dabei ist besonders auf die Kontrolle des Gesichts zu achten.“ (Bumke: Höfischer Körper, S. 81-82)

Menschen und Götter/Geister oder den Kategorien Gut und Böse) zeigen, durch die die zauberkundigen Figuren sich ihnen ansonsten unzugängliche Informationen und Handlungsoptionen verschaffen. Eine solche Grenzüberschreitung wagt Calcas jedoch auch schon bei der Anrufung des heidnischen Gottes Apoll. Daher scheint es Konrad hier vielmehr um die Zielvorstellungen zu gehen, die Calcas mittels seiner magisch-mantischen Praktiken verfolgt: Mit der Anrufung des Apoll will er die Griechen *vor* weiterem *Schaden* durch Diâne *bewahren*, seine zweite Geisterbeschwörung zielt hingegen darauf ab, den Trojanern mit Achills Hilfe größeren *Schaden zuzufügen*. Bestätigt wird diese Beobachtung auch durch die Tatsache, dass sich der als „abstoßend“ beschriebene Calcas und die vorbildlichen Gelehrten Helenus, Cassander und Panthûs vornehmlich durch ihre Handlungsabsichten unterscheiden: Während die trojanischem Gelehrten darum bemüht sind, die drohende Katastrophe abzuwenden, zielt Calcas' Suche nach Achill auf die Zerstörung Trojas ab. Die Zukunftskonzepte der Figuren spielen für die moralische Bewertung ihres Zukunftswissens also die entscheidende Rolle.⁷²⁴

Und doch lässt sich der Erfolg der Griechen darauf zurückführen, dass sie bei der Ausgestaltung ihrer Zukunftspläne konsequent auf Calcas' Wissen und Handlungsanweisungen vertrauen: „wir haben dich durch wîssagen/ gefüeret in des landes rinc,/ ûf alle künftebaeriu dinc/ sol uns dîn zunge wîsen.“⁷²⁵ In diesem Zusammenhang kann der *wîse* Ulixes⁷²⁶ (nicht nur, aber auch) als Calcas' „Exekutivorgan“ verstanden werden, das maßgeblich für die Umsetzung seines Wissens in Handlung verantwortlich ist, denn er ist es, der Achill nach der Götterbeschwörung enttarnt und zurück nach Griechenland bringt.⁷²⁷ Darüber hinaus tritt er immer dann in Erscheinung, wenn nicht körperliche, sondern geistige Stärke und Redegewandtheit von Nöten sind. So ist es seiner Klugheit zu verdanken, dass die Griechen die Bedeutung, die Achill für den späteren Ausgang des Krieges zwischen ihnen und den Trojanern spielen wird, überhaupt erkennen und sich auf die Suche nach ihm begeben.

ich sage dir, AGAMENNON,/ rîlicher künic hôchgeborn,/ wiltû gerechen dînen zorn,/ sô muost dû finden einen helt/ des lîbes sô gar ûzerwelt/ und des herzen alsô frome,/ daz er manheit

724 Implizit wird hier also zwischen Schadens- und Schonungswahrheit unterschieden. Und so, wie es schon seit Augustinus' *De mendacio* (Über die Lüge) darauf ankommt, ob eine Handlung jemandem schadet oder nicht, gestaltet Konrad einen Parallellfall, in dem sich Schadenswahrheit und Schonungswahrheit gegenüberstehen. Vgl. Augustinus: *Opera/Werke*. Kritische, zweisprachige Gesamtausgabe (lateinisch-deutsch). Bd. 50: *De mendacio, contra mendacium, contra Priscillianistas*. Eingel., neu übers. u. komm. v. Alfons Städele u. Volker Henning Drecoll. Paderborn [u.a.] 2013, S. 16-149.

725 TK, V. 27188-27191.

726 Vgl. u. a. TK, V. 27569, 28406, 29416.

727 Vgl. Kap. 2.2.5.

überkome/ den ellentrîchen HECTOREM/ und daz er hie gestrîte dem/ mit herzen und mit hande.⁷²⁸

Und er ist es auch, der den Griechen die Gelegenheit für die Suche nach Achill verschafft, denn nachdem die Trojaner es abgelehnt haben, Helenâ an Menelâus zurückzugeben, handelt er mit ihnen unter einem Vorwand einen Waffenstillstand aus.⁷²⁹ Insofern kommt dem klugen Ulixes unter allen griechischen Verbündeten eine Schlüsselrolle zu, denn er schafft im Hintergrund die Voraussetzungen für ihren späteren Sieg auf dem Schlachtfeld. Die Drohungen und Kampfaufrufe des Dîomêdes während der Verhandlungen um die strategisch wichtige Waffenruhe muten dagegen völlig kontraproduktiv an.⁷³⁰ Das Verhältnis der beiden griechischen Boten ähnelt insofern dem zwischen den trojanischen Geschwistern Helenus und Trôilus. Anders als im Streit der Trojaner um die Entführung Helenâs setzt sich Ulixes' *bescheidenheit* allerdings gegen Dîomêdes' *tobeheit* durch. Bei den Griechen haben die in die Zukunft vorausschauenden bzw. diese vorausplanenden Figuren nicht nur eine mahnende Funktion, sondern erheblichen Einfluss auf die Handlung.

4.1.4 Zwischenfazit zum *râche*-Streben der Figuren

Der heroische *zorn* und das daraus erwachsende Rachestreben der Figuren erweisen sich partei- und situationsübergreifend als Konrads wichtigste kausale Motive für die Kriegshandlung des Romans. Aufgrund der Absolutheit ihres Rachestrebens sind die an den Kampfhandlungen beteiligten Akteure in einer sich selbst erhaltenden Spirale der Gewalt gefangen, die erst in der völligen Vernichtung des Verlierers ihren Ziel- und Schlusspunkt findet. Situationsübergreifend ist das dem heroischen Konzept der *râche* zugrundeliegende Zukunftsmodell daher zyklisch bzw. spiralförmig zu denken, bleiben die Handlungsmotive der Figuren stets dieselben. Gleichzeitig bleibt der vorausschauende Blick der Rächenden aber auf die Befriedigung ihres Rachebegehrens und die

728 TK, V. 27034-27043. Insofern liefert Ulixes den Griechen nachträglich auch noch eine kausale Begründung für Prôtheus' einstige Prophezeiung zum Schicksal des ungeborenen Achill.

729 Den Trojanern gegenüber führt er mehrere, für beide Kriegsparteien gleichsam attraktive Argumente ins Feld: So verlängerte die Gefechtpause nicht nur das Zeitfenster, in dem doch noch nach einer diplomatischen Lösung des Konflikts gesucht werden könnte, sie verschaffte den Kämpfenden auf beiden Seiten auch die Gelegenheit dazu, sich zu erholen und Tote und Verletzte vom Schlachtfeld zu bringen, Vgl. TK, V. 26750-26787. Zurück bei den Griechen, schließt Ulixes weitere Verhandlungen mit Prîamus jedoch kategorisch aus: „von TROIE kunic PRÎAMUS/ hât keinen willen noch dar zuo,/ daz er dir [Agamennon] bezzerunge tuo/ und er dir bûezen welle/ des schaden ungefelle,/ der uns von im ist geschehen.“ (TK, V. 26946-26951) Die wichtigsten Argumente für die Waffenruhe bestehen für die Griechen daher darin, dass diese ihnen ein Zeitfenster verschafft, um sich vor den Toren Trojas einzurichten und nach Achill zu suchen.

730 Vgl. zu Dîomêdes' verbalen Ausfällen TK, V. 26649-26694 sowie V. 26890-26918. Ulixes muss die Trojaner deshalb zunächst beschwichtigen, bevor er seine Bitte um eine Kampfpause vortragen kann: „er sprach: 'niht kêrent iuch dar an,/ daz mîn geferte hât geseit,/ wan im durch zornes tobeheit/ diu zunge dicke wirt ze snel.'“ (TK, V. 26744-26747)

Wiederherstellung ihrer persönlichen Kriegerehre beschränkt, woraus sich für sie in der jeweiligen Situation eine lineare Zukunftsvorstellung mit einem festen Zielpunkt ergibt. Innerhalb des Handlungsmusters der Zornes- bzw. Rachespirale kommt es also zu einem Zusammenfall von linearen und zyklischen Zeitstrukturen.⁷³¹ Bildlich gesprochen nehmen die Akteure bei der Zukunftsplanung immer nur eine halbe Umdrehung, nämlich ihre eigene Aufwärtsbewegung auf dem Glücksrad, vorweg. Die aus ihrem eigenen Handeln erwachsenden Racheabsichten ihrer Gegner bzw. ihren darauffolgenden Abstieg auf dem Rad sehen sie dagegen nicht voraus.

Das mangelnde Verständnis der heroischen Figuren für die größeren Handlungszusammenhänge liefert insofern auch eine generelle Erklärung für den antisozialen Charakter ihres Rachebegehrens: Denn statt nach Ruhm und Ehre müsste die Gemeinschaft der Griechen und Trojaner eigentlich nach Beständigkeit, nach dem Erhalt des jeweiligen Sozialverbandes, streben. Entsprechend ist auch das Zukunftsmodell eines Kollektivs eher zyklisch, als wiederholte Bestätigung bestehender Normen, zu denken, die vom *unmaezelichen* Ruhm- und Rachestreben der Figuren jedoch immer wieder unterlaufen werden. Der Handlungsverlauf des Romans zeugt daher von der Destruktivität eines die Krieger-*êre* einzelner Akteure absolut setzenden, heroischen Verhaltenskodex.⁷³²

Erschwerend kommt hinzu, dass die *minne* denselben Effekt auf die Figuren ausübt, dass auch der in die Zukunft vorausschauende Blick der Liebenden völlig auf ihre eigenen Interessen beschränkt bleibt. Getrieben von ihren *minne*- bzw. *râche*-Bestrebungen verengt sich die Perspektive der Figuren also gleichermaßen auf jeweils nur ein Ziel, alles neben oder hinter diesem Liegende wird ausgeblendet. Und überschneiden sich ihre jeweiligen Zielvorstellungen, scheint das Verhängnis vollends unausweichlich. So resultieren die katastrophalen Folgen der Entführung Helenâs nicht zuletzt aus der unheilvollen Verknüpfung von Pârîs' persönlichem *minne*-Begehren und den kollektiven *râche*-Wünschen der Trojaner: „wir alle müezen gearnen,/ daz mîn bruoder eine tuot“⁷³³.

Die beiden wichtigsten Triebfedern menschlichen Handelns zielen im *Trojanerkrieg* also offensichtlich auf den Untergang der Figuren ab und erweisen sich in diesem Sinne als

731 Auf das Rachemotiv lassen sich im Übrigen auch wichtige Eingriffe der Götter in das Romangeschehen zurückführen: Discordiâ rächt sich dafür, dass Jûpiter sie nicht auf das Hochzeitsfest eingeladen hat; Diâne dafür, dass Agamennon ihre Hindin getötet hat.

732 Insofern decken sich diese Befunde mit den Überzeugungen von Sees, der den Heldenruhm als „allein auf den Helden selbst bezogen und daher frei von jeder Bindung an ein politisches, ethnisches oder soziales Kollektiv“ begreift. (von See: Held und Kollektiv, S. 23, vgl. zudem S. 2-4) Ähnlich auch schon Klaus von See: Was ist Heldendichtung? In: Europäische Heldendichtung. Hrsg. v. Klaus von See. Darmstadt 1978 (Wege der Forschung; 500). S. 1-38, hier: S. 30.

733 TK, V. 19076-19077. (Hervorhebungen C. K.)

fehlgeleitet. Konrad motiviert die Kriegshandlung des Romans demnach so, dass die in ihr handelnden Personen ihren Untergang mit ihrer Rachsucht und ihrem eingeschränkten Blick auf die Zukunft – d. h. im Prinzip, solange sie adeligen Verhaltensnormen folgen – selbst verursachen und auch selbst die Verantwortung dafür zu tragen haben.⁷³⁴ Insbesondere die Situationen, in denen die späteren Verlierer des Konflikts eine Wahlmöglichkeit besitzen, allen voran die handlungsbestimmende Entscheidung zur Entführung Helenâs, aber auch Lâmedons Reaktion auf das unerwartete Eintreffen der Argonauten, verweisen daher auf den Eigenanteil der Figuren am *üppeclichen strît*⁷³⁵ und seinen katastrophalen Folgen: „wê der vertânen hende,/ diu nâch dem lône wirbet,/ dâ von ir kraft verdirbet/ und ir gewalt sich krenket!“⁷³⁶

Letztlich zeugt jedoch auch das Handeln der Griechen – insbesondere Hercules' maßloses Wüten auf dem Schlachtfeld, aber auch Achills Kriegszüge zu den Kentauren, die er um ihrer selbst willen unternimmt – davon, dass diese Fehlorientierung alle Figuren des Romans betrifft. Die siegreichen Griechen unterscheiden sich von den zum Untergang verdamnten Trojanern allerdings dadurch, dass sie das Zukunftswissen ihres Wahrsagers Calcas (aufgrund der ihnen zugedachten Rolle als Kriegsgewinner) bei der Umsetzung ihrer Rachepläne nutzen können, wohingegen die Trojaner ihren libidinösen oder aggressiven Impulsen wider besseres Wissen nachgeben.

4.2 Alternative Zukunftskonzepte

Auch wenn die Kriegshandlung des Romans eindeutig vom Rachestreiben der Figuren bestimmt wird, kommen in Konrads Roman immer wieder kritische Stimmen zu Wort, die die Sinnhaftigkeit ihres uneingeschränkten Vergeltungsstrebens hinterfragen. Alle in diesem Zusammenhang aufgeworfenen Handlungsalternativen sind allerdings entweder von vornherein nur an die Rezipienten gerichtet oder aber nicht mit dem archaischen Wertesystem der heroischen Figuren vereinbar. Aus der Perspektive der sich bekriegenden Helden stellen sie daher lediglich „Scheinalternativen“ zum selbstzerstörerischen, heroischen Kampf dar, die ihnen keinen echten Ausweg aus der Gewaltspirale eröffnen.

4.2.1 Argumente wider das heroische Rachestreiben

Der Erzähler etwa beklagt, dass die Rachsucht der Figuren sie dazu verleite, die Kontingenz der Zukunft auszublenden, obwohl der Erfolg ihrer Rachepläne keineswegs gesichert sei und sich stattdessen in der sich weiterdrehenden Rachespirale nur allzu oft

734 Alternativ hätte er das Kriegsgeschehen ja auch durch Zufälle oder den Willen der Götter motivieren können.

735 TK, V. 19288.

736 TK, V. 19316-19319.

gegen die Rächenden selbst wende: „ich hoere wîse liute jehen/ und si gemeine spre-
chen,/ daz sînen schaden rechen/ vil manger dicke welle,/ der mit der râche felle/ sich in
groezer ungemach.“⁷³⁷ Alternativ plädiert er für die bewusste Unterbrechung dieses
Handlungsmusters, für die rationale Entscheidung, aggressiven Impulsen nicht nachzu-
geben und, um Schlimmeres zu vermeiden, erfahrenes Unrecht auf sich beruhen zu las-
sen: „swer alsô wîse waere,/ swenn im ein schade geschaehe,/ daz er den übersaehe,/
durch daz im wirs gelünge niht,/ der möhte feiger ungeschiht/ wol eteswenne sich er-
holn[.]“⁷³⁸ Zumal das Streben nach Vergeltung sowieso niemals allumfassend gelingen
könne, da das Leben selbst für die Reichen und Mächtigen eine schier unendliche Fülle an
schmerzlichen Erfahrungen bereithalte. Diese Erlebnisse sind daher vielmehr als ein un-
ausweichlicher Bestandteil des Lebens anzusehen und führen zur Erkenntnis der Inter-
dependenz von Freude und Leid: Mit dem Voranschreiten der Zeit sind unweigerlich po-
sitive *und* negative Erfahrungen, Ehrungen *und* Kränkungen verbunden. Nicht im nächs-
ten Vergeltungsschlag, sondern im Vertrauen auf Gott und sein gerechtes Urteil fänden
die Figuren daher Trost:

der wîse niht ze herzen lade/ sîn ungemach ze sêre,/ durch daz er niht gemêre/ mit leide sînen
smerzen./ swer allez daz ze herzen/ wil mûren, daz im ist geschehen,/ der wirt vil selten frô
gesehen/ und muoz in sorgen alten:/ man lâze got des walten,/ des man gebüezen niht enkan./ er
diuhte mich ein tumber man,/ der allez daz wolt anden/ mit herzen und mit handen,/ daz im
geschaehe z’aller zît./ swem ungemach zu nâhe lît,/ der wirt an saelden heiser,/ weizgot, ein
richer keiser/ mac allez daz gerechen niht,/ daz in den landen im geschicht.⁷³⁹

Doch auch wenn eine solche, jenseitsorientierte Hoffnung auf Gerechtigkeit (und Erlö-
sung) den Protagonisten anderer Erzählungen (z. B. „dem beispielhaft duldenden Helden“
christlicher Legenden)⁷⁴⁰ den Ausweg aus ihrem Leiden weisen mag, kann sie dem heid-
nischen Figureninventar des *Trojanerkriegs* keine wirkliche Alternative zum diesseitigen
Vergeltungsstreben eröffnen. Vielleicht ist das unheilvolle Weiterdrehen der Rachespi-
rale daher auch aus einer heilsgeschichtlichen Perspektive zu kritisieren: Weil es unter
den heidnischen Figuren keine göttliche Instanz gibt, die für Gerechtigkeit sorgen würde,
übernehmen sie diese Aufgabe selbst, wenn sie sich für erfahrenes Leid rächen. Dabei
schaffen sie als „minderwertige Stellvertreter Gottes“ weder Frieden noch

737 TK, V. 13058-13063, ähnlich auch V. 17748-17753.

738 TK, V. 17742-17747. Die defensive Grundhaltung des Erzählers zeigt sich z. B. auch an seinem Lob für
Priamus’ Boten Antenor, als dieser sich von den Griechen schweigend zurückzieht, um für die Überbringung
der trojanischen Reparationsforderungen nicht getötet zu werden: „er tet alsam der wîse man,/ der lützel wi-
derrede pfligt/ swâ man sîn wort unhôhe wig/ und man dar ûf niht ahten wil/ er dâhte, daz er schaden vil/
enpfinge, ob er iht sprache mê,/ dâ von gesweic er vil dest ê/ und was ein michel witze daz[.]“ (TK, V. 18220-
18227)

739 TK, V. 17754-17772.

740 Vgl. Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 187-191, hier: S. 187.

Gerechtigkeit,⁷⁴¹ sondern nur Krieg und neues Unrecht und streben dabei dem eigenen Untergang entgegen.

Nichtsdestotrotz werden zumindest unter den Trojanern auch kritische Stimmen laut, die die Figuren zur Abkehr von ihrer Rachsucht anhalten. Dabei impliziert ihre Kritik weder, dass man sich gar nicht mit der Zukunft auseinandersetzen sollte, noch, dass erfahrene Ehrverletzungen zwangsläufig ungesühnt bleiben müssten. Vielmehr warnen diese Kritiker davor, durch die Fixierung auf das Vergangene den Blick für das Zukünftige zu verlieren und die Zukunft darum nicht präzise genug vor auszuplanen, wie Antêyors Ratschlag an Prîamus verdeutlicht:

ir sülnt dar ûf herz unde sin/ mit hôhem flîze wenden,/ daz wir mit frechen henden/ ein urlîug angefähen./ doch sult ir iuch vergâhen/ ze sêre niht bî dirre zît./ gedenkent, herre, wie der strît/ enpfâhe ein lobelichez zil:/ swer sich des underwinden wil,/ daz er bestê grôzlicheu dinc./ der trahte, wie der ursprinc/ ze saeliclichem ende kume./ jô lît an aller dinge drume/ prîs oder missewende –/ wie stât ein armez ende/ an einem rîchen urhabe?/ man tuo sich des beginnes abe./ den man niht vollebringen mûge,/ sô daz sîn zil den êren tûge/ und werdeclichem prîse.⁷⁴²

Zumal sich die Vergangenheit, anders als die Zukunft, nicht mehr umschreiben lässt. Die Figuren hadern in ihrem Streben nach Vergeltung jedoch mit dem Status Quo, weil sie diesen allein über das nunmehr Unveränderliche definieren. Prîamus etwa könnte den Blick nach der Zerstörung seiner Stadt auch nach vorne richten und sich, nachdem Troja wehrhafter und prachtvoller als je zuvor wiederaufgebaut wurde,⁷⁴³ darum kümmern, den annehmlichen Gegenwartszustand durch eine defensive, risikominimierende (und damit absolut anti-heroische) Verhaltensstrategie so lange wie möglich zu erhalten.

herr und künic [Prîamus] ûzerlesen,/ [...] ir sint ein sanfte lebender man,/ des rîche mit gemache stât/ und einen frîen fride hât/ an liuten unde an lande./ nû seht, daz manger hande/ verlust niht werde ûf iuch geleit/ und iuwers landes frîheit/ niht fâlle in grôzen unprîs./ [...] niht suochent urlîug unde strît./ die wîle ir drâne mûgent leben.⁷⁴⁴

741 Unstrittig ist die Bedeutung des „Friedensgedankens“ für das Mittelalter: „Er zählt zu den Grundvorstellungen des Christentums und hat über die biblische Formel *pax et iustitia*, „Friede und Recht“, praktisch die gesamte Staatstheorie des Mittelalters bestimmt.“ (Heinzle: *Der gerechte Richter*, S. 280).

742 TK, V. 18294-18313. Ähnlich äußert sich etwa auch Helenus vor der Entführung Helenâs: „man sol die râche mîden,/ diu schaden ûf den rücke ladet,/ swer alsô richet, daz er schadet/ im selben, der ist wîse niht./ swâ von dem manne wirs geschicht,/ denn im geschehen solte,/ ob er sich hûeten wolte,/ dâ vor sol er sich warnen“ (TK, V. 19068-19075).

743 Der Königspalast, die Häuser und Straßen werden mit Gold, Elfenbein, Edelsteinen, Marmor, bunten Farben und anderen Verzierungen versehen, sodass Troja schließlich in neuem, noch viel hellerem Glanz erstrahlt: „reht als ein irdisch paradîs/ diu stat erwûnschet dûhte,/ wan si gar schône lûhte/ von rîchen dingen manger slaht./ si was nû bezzer vil gemacht/ denn ê, daz sult ir wîzzen[.]“ (TK, V. 17444-13449, vgl. zur detaillierten Stadtbeschreibung ferner TK, V. 17338-17694).

744 TK, V. 19292-19311. Diese Warnung spricht Prîamus' Diener Pantûs vor der Entführung Helenâs aus.

Doch stattdessen werden seine Zukunftspläne, wie die aller kriegsentscheidenden Akteure, vom Streben nach Vergeltung bestimmt: „des muoz mîn herze siechen/ an fröuden alle mîne tage,/ ist, daz ich niht daz heil bejage,/ daz ich geriche mîniu leit.“⁷⁴⁵

4.2.2 Licomedes: Ein Herrscher ohne Gewalt

Ein Gegenbild hierzu bildet allein die Figur des Licomedes, der, nachdem er von der heimlichen Liebesbeziehung zwischen seiner Tochter Dêidamie und Achill erfahren hat, beiden verzeiht und ihre Liebesgeschichte durch sein Einverständnis zur Heirat zu einem guten Ende bringt: „die tohter unde ACHILLEN/ begunde er gütlich ane sehen./ [...] die werden und die klâren/ die gap er offenlichen sâ/ zer ê dem jüngelinge dâ[.]“⁷⁴⁶ Licomedes ist also weder nachtragend, noch rachsüchtig und verkörpert somit einen Herrschertypus, der die übrigen Regenten unter umgekehrten Vorzeichen spiegelt und sich weitestgehend aus dem von ihnen forcierten Kriegstreiben heraushält.⁷⁴⁷

Allerdings darf in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden, dass dieser konsensorientierte Regierungsstil nicht auf einer freien Entscheidung basiert: Vielmehr zwingen Licomedes Alter, Krankheit und das Fehlen eines Erben, der an seiner Stelle in den Kampf ziehen würde, dazu. Statt sich dem Kriegszug gegen die Trojaner anzuschließen, kann er den Griechen nur verbal seine Unterstützung zusichern und muss zugleich darauf hoffen, dass sie ihm seine Untätigkeit nachsehen werden. Unfähig zur Gewaltausübung ordnet er sich ihnen unverkennbar unter, um nicht selbst Opfer ihres *zorns* zu werden.

mir hât des alters orden/ geswachet sêre mîne jugent,/ ich bin verweiset aller tugent,/ diu strîtes muoten solte./ swie gerne ich dienen wolte/ den KRIECHEN, sô bin ich ze laz./ wan ich bedarf nû ruowe baz./ denn ich ze strîte kêre./ krancheit gît mir die lère,/ daz ich den KRIECHEN fremde bin./ouch hân ich keinen sun, der in/ für mich ze helfe nû gestê[.]/ [...] ir sehent wol, daz mîniu kint/ juncfrouwen unde tohter sint/ und ir dekeiniu strîten kan./ dâ sult ir nû gedenken an/ und hazzent mich dar umbe niht,/ daz man mich hie belîben siht/ und ich ze TROIE niht enkome.⁷⁴⁸

Unter normalen Umständen, d. h. außerhalb seiner abgelegenen Insel, könnte er sich daher wohl kaum als Herrscher behaupten. Seine gänzlich gewaltfreie Regentschaft wird in Konrads Roman in eine utopische Gegenwelt verschoben, in der es nicht auf Tapferkeit und Stärke, sondern auf Anmut und Selbstbeherrschung, nicht auf die *êre* des Kriegers, sondern auf das Normsystem der *schame* ankommt, in der also allein die friedliche (oder weibliche) Seite des Höfischen vorherrscht und die Zeit im konfliktfreien Raum

745 TK, V. 18364-18366.

746 TK, V. 28936-28944.

747 Allerdings muss sich Licomedes zumindest indirekt am Kriegsgeschehen beteiligen, indem er Achill kurz nach seiner Vermählung mit Dêidamie in den Krieg gegen die Trojaner ziehen lässt, vgl. TK, V. 28901-28917.

748 TK, V. 27810-27831.

stillzustehen scheint.⁷⁴⁹ In der übrigen Welt des *Trojanerkriegs* dominiert hingegen das Handlungsmuster der *râche* und damit das archaische Wertesystem der „Gewalt des Stärkeren“,⁷⁵⁰ das die Figuren, selbst wenn sie sich zu diplomatischen Bemühungen durchringen, nicht aufgeben.

4.2.3 Diplomatie

Die Trojaner etwa lassen sich, bevor sie Helenâ entführen, von Hector überreden, zunächst einen diplomatischen Weg einzuschlagen und Antênor mit einem Friedensangebot zu den Griechen zu schicken: Falls diese Prîamus' Schwester Esîonâ freigeben sollten, die seit ihrer Entführung durch Telamon als dessen Gefangene und Konkubine den lebenden Beweis für die Niederlage der Trojaner im ersten Krieg gegen die Griechen darstellt,⁷⁵¹ wollen die Trojaner ihre Vergeltungspläne verwerfen. Vordergründig stellt Antênors Bontengang daher den Versuch dar, den Konflikt mit den Griechen *âne zorn*⁷⁵², d. h. durch eine (mehr oder minder symbolische) Ausgleichshandlung⁷⁵³ beizulegen. Das Weiterdrehen der *râche*-Spirale ließe sich also noch durch das Einlenken der Griechen unterbinden.

swaz er verlûste duldet/ an liuten unde an rîcher habe./ daz wil er [Prîamus] allez lâzen abe/ mit willeclîchen henden./ durch daz ir wider senden/ geruochent im die swester sîn:/ wirt im diu werde künigîn/ ze TROIE wider heim gesant./ er wil verkiesen alzehant./ daz man den vater im ersluoc/ und swaz er schaden ie getruoc/ an liuten unde an lande wît.⁷⁵⁴

Hector glaubt jedoch selbst nicht an das Gelingen der von ihm initiierten Verhandlungen. Stattdessen spekuliert er von vornherein darauf, dass die Griechen es ablehnen werden, *buoze* und *bezzernunge* zu leisten, um so die Legitimation für einen bewaffneten Vergeltungsschlag zu erhalten.⁷⁵⁵ Denn die Griechen haben überhaupt kein Interesse daran,

749 Vgl. Kap. 3.3.1. Weiblichen Normen entsprechend wird der König überdies als „einfeltic unde guot“ (TK, V. 28081) beschrieben.

750 Vgl. Dinkelackers Feststellung: „In der Heldendichtung ist gilt [sic!] der Ausweg des Nicht-Handelns nicht. So bleibt nach den Regeln der Gattung nur der Kampf.“ (Wolfgang Dinkelacker: : Spielregeln, Gattungsregeln. Zur literarischen Gestaltung des Nibelungenstoffes. In: 8. Pöchlerner Heldenliedgespräch. Das Nibelungenlied und die Europäische Heldendichtung. Hrsg. v. Alfred Ebenbauer u. Johannes Keller. Wien 2006 (Philologica Germanica; 26). S. 57-71, hier: S. 65)

751 Vgl. TK, V. 12960-12979.

752 TK, V. 17934 sowie V. 17963.

753 „Fehden werden [im Mittelalter] nicht blindwütig, sondern häufig fast ritualisiert geführt. Auf entsprechende Drohgebärden folgten Signale des Einlenkens[.] [...] Es war Bestandteil der Spielregeln, bei der Festsetzung der Genugtuung nicht zu überziehen, vielmehr großzügig zu sein, die Genugtuung zu einem quasi symbolischen Akt zu machen, der die Ehre des Kontrahenten nicht zu sehr antastete. Auf diese Weise war es gewiß leichter möglich, Konflikte beizulegen, bei denen es bereits bewaffnete Zusammenstöße oder gar Tote und Verwundete gegeben hatte[.]“ (Gerd Althoff: Genugtuung (*satisfactio*). Zur Eigenart gütlicher Konfliktbeilegung im Mittelalter. In: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Hrsg. v. Joachim Heinze. Frankfurt a. M./Leipzig 1994. S. 247-265, S. 254)

754 TK, V. 18084-18095.

755 „sô prüefe ich [Hector spricht hier stellvertretend für alle königlichen Berater] daz wol unde weiz,/ daz si verzmâhent diz gebot,/ si dunket iuwer rede ein spot/ und machent alle drûz ir schimpf./ daz wirt iu denne ein guot gelimpf/ dar zuo, daz man in widersage[.]“ (TK, V. 17942-17947)

Esîonâ zurückzugeben, zumal ihr grausamer Gewaltexzess nach dem Sieg über die Trojaner bereits zeigte, dass ihnen Gefühle wie Mitleid oder Schuld völlig fremd sind.⁷⁵⁶ Entsprechend weist Telamon die Forderung der Trojaner unter Androhung weiterer Gewalttaten zurück:

zwâr, ich engibe ir [Esîonâ] von mir niht/ und solte ich leben iemer./ gewinnen müeze ich niemer/
wird unde ritters êre!/ geforschet iemer mêre/ kein bote nâch der künigîn,/ ez muoz sîn bitter
ende sîn/ und wirt sîn grimmeclicher tôt./ iu selben ist vil harte nôt,/ daz ir von hinnen gâhent,
durch daz ir niht enpfâhent/ verlust vil manger hande.⁷⁵⁷

Seine Worte erinnern hier an die Drohungen, die der trojanische König Lâmedon den Argonauten überbringen ließ, als diese ohne feindliche Absichten an den Ufern von Troja rasteten. Denn in ihrer Rolle als heroische Krieger besitzen Griechen und Trojaner offenbar kein ethisch fundiertes (und in diesem Sinne allgemeingültiges) Verständnis von Gerechtigkeit, das sie auch ihrem Gegenüber zusprechen würden.⁷⁵⁸ Indem Telamon die Trojaner aber erneut demütigt, lässt er diesen (wie von ihnen auch intendiert) tatsächlich keine andere Wahl, als sich an ihren Feinden zu rächen, sofern sie ihrem heroischen Selbstverständnis treu bleiben wollen. Die Rachespirale zwischen Griechen und Trojanern dreht sich also weiter.⁷⁵⁹

herr, [gemeint ist Prîamus] ez enmac niht anders sîn,/ wan daz wir setzen uns ze wer./ geloubent,
daz der KRIECHEN her/ versmâhet iuwer hôch gebot./ si dunket iuwer rede ein spot/ und iuwer
forderunge z'in./ des kêren leben unde sin/ dar ûf bî disen zîten./ daz wir alsô gestrîten,/ swenn
unser krieg ein ende neme,/ daz er den êren wol gezeme.⁷⁶⁰

Festzuhalten ist daher, dass bei der ersten diplomatischen Unterredung zwischen Griechen und Trojanern letztlich beide Parteien auf eine zweite kriegerische Konfrontation hinarbeiten. Keine Seite ist ernsthaft gewillt, ihren an das Racheschema gekoppelten, archaischen Ehrbegriff aufzugeben.⁷⁶¹

756 Dementsprechend trägt Antênor die Entschädigungsforderung der Trojaner auch eher wie ein auf freiwilliges Entgegenkommen abzielendes *Bittgesuch* vor, das indirekt auf die kriegerische Unterlegenheit der Trojaner im Kampf gegen die Griechen verweist: „ir werden hôhen liute./ er [Prîamus] hiez iuch frâgen alle./ wan iu daz wol gefalle./ daz ir büezen im den schaden./ dâ mite er von iu wart geladen/ bî sînes vater zîte[.]“ (TK, V. 18034-18039)

757 TK, V. 18192-18203.

758 Die bedeutsame Ausnahme hierzu bildet Pâris' ursprüngliche Begabung zum Streitschlichter. Bis zu seinem Eintritt in die höfische Lebenswelt verkörpert er das gerechtigkeits- und friedensstiftende Gegenbild der zornigen Herrscherfiguren. Als er in den Dienst der Vênus bzw. *minne* tritt und zu einem Teil von Prîamus' Hofstaat wird, verliert er diese Fähigkeit jedoch, vgl. Kap. 2.1.

759 Darauf verweist auch der Gemütszustand der Protagonisten: Antênors Bittgesuch weckt bei Telamon nichts als *zorn* und die Beleidigungen, die er direkt an König Prîamus richtet, lösen bei diesem ebenfalls den bis dahin von diplomatischen Bemühungen im Zaum gehaltenen heroischen *zorn* aus, vgl. TK, V. 18128-18152 sowie V. 18341-18347.

760 TK, V. 18330-18340. Dies ist der Ratschlag, den Antênor Prîamus nach seiner Rückkehr von den Griechen gibt.

761 Gleichwohl gehörten Botengänge dieser Art zur historischen Praxis: „Mittelalterliche Fehden waren nur in seltenen Ausnahmen Aktivitäten, die auf die Vernichtung des Gegners abzielten. Vielmehr kannte und

Nicht anders verhält es sich mit der späteren Aufforderung der Griechen an die Trojaner, Helenâ zurückzugeben. So bietet der Botengang von Ulixes und Dîomêdes den Trojanern zwar *vordergründig* die Möglichkeit, den Konflikt mit den Griechen durch die Rückgabe Helenâs beizulegen, tatsächlich zielt er jedoch (wie ein kriegerischer Angriff) auf die Demütigung und Unterwerfung des Feindes ab.

[Agamennon] spricht unde gihet, / sît dir diu tôrheit sî geschehen, / daz er von dir würd
übersehen, / daz dû dich niderest wider in / und dînen hôchfertigen sin / demüeticlichen neigest, /
und meinet, daz dû zeigest / die buoze sînen handen, / daz er zuo sînen landen / mit êren wider
strîche, / wilt dû dîn künicrîche / niht fellen êweclichen nider, / sô gip HELËNEN balde wider /
noch sâme daz dekeine stunt! / dar nâch sô tuo die buoze kunt, / diu mînem herren wol behage[.]⁷⁶²

Die Griechen bieten den Trojanern also eigentlich nur die gewaltfreie Akzeptanz ihrer Niederlage an, was für diese natürlich ebenso wenig akzeptabel ist wie für die Griechen die Rückgabe Esîonâs. Dementsprechend begreift Prîamus Ulixes' Forderung auch gar nicht als ernstgemeinte Alternative zum Krieg, sondern als neuerliche Erniedrigung, die in ihm nur das Bedürfnis nach Vergeltung schürt:

si wellen spotten mîn dar zuo, / daz si mir schaden hânt getân. / [...] ir fientschaft bewaeret / hânt
si mir spât unde fruoz / und wellent nû, daz ich in tuo / buoz unde bezzerunge. / weizgot, daz sol
mîn zunge / frîlich widersprechen / und mîn gesinde rechen / mit hôhen kreften iemer, / wan ich
erlâze niemer / die KRIECHEN mînes zornes.⁷⁶³

Situationsübergreifend zeugen die Argumente, die bei beiden Botengängen ausgetauscht werden, zudem von der Selbstgerechtigkeit, mit der Griechen und Trojaner das bislang Geschehene betrachten: Beide Seiten fühlen sich im Recht und machen den Ursprung des Konflikts dementsprechend am Fehlverhalten des jeweiligen Gegners fest: Antênor zufolge erfolgte der Angriff der Griechen *verholne sunder widersagen* obgleich die Trojaner *âne schult* gewesen seien. Telamon besteht hingegen darauf, dass die Griechen sich mit dem Angriff auf die Trojaner für *ein laster* ihrer Feinde rächten.⁷⁶⁴ Indem sie auf ihrer

praktizierte man vielfältige Formen des Drohens wie des Einlenkens, das [sic] die Fehde auf gütliche Weise beendete, bevor Schlimmeres passierte, bevor mit anderen Worten die bewaffnete Auseinandersetzung überhaupt begann. Eine hochentwickelte Technik gütlicher Konfliktbereinigung mit festliegenden Formen und Verantwortlichkeiten markiert die andere Seite des waffenklirrenden Mittelalters, die mitgesehen werden muß, will man nicht an der ‚Wirklichkeit‘ dieses Mittelalters vorbeisehen.“ (Gerd Althoff: *Genugtuung (satisfactio)*, S. 248-249)

762 TK, V. 26504-26519. Vgl. zudem Agamennons Beschreibung der Folgen, die die Akzeptanz des „Friedensangebots“ für Prîamus hätte: „ez wirt sprechen allez lant / mit vil gemeiner zungen, / wir haben des betwungen / TROIAERE mit gewalte, / daz uns diu wol gestalte / HELËNE wider sî gegeben, / alsô muoz PRÎANT denne leben / in schemelichen schanden, / ob wir ûz disen landen / den roup vermezenlichen holn, / der zegeliche uns wart verstoln, / was tuoc uns denne mê gestriten?“ (TK, V. 26318-26329)

763 TK, V. 26556-26629.

764 Vgl. TK, V. 18049, 18041 u. 18156. Vgl. zur Sichtweise der Trojaner ferner Prîamus' Anklage in TK, V. 26568-26619, zu der der Griechen Dîomêdes' Drohung in TK, V. 26684-26694. Von der Unvereinbarkeit ihrer Situationsdeutungen zeugt außerdem schon die verbale Konfrontation zwischen Lâmedon und Hercules vor dem Beginn ihres Zweikampfes, vgl. TK, V. 12646-12719.

eingeschränkten Deutungsperspektive beharren, finden sie aber zu keiner gemeinsamen Lesart des Geschehens, die doch die Grundvoraussetzung für eine diplomatische Befriedung des Konflikts darstellte.

Eng mit ihrer Unfähigkeit zum Perspektivenwechsel verbunden ist auch die Indifferenz der Figuren gegenüber sittlichen Tabus: So wirft Lâmedon Hercules zwar vor, Troja *sunder widersagen* angegriffen zu haben,⁷⁶⁵ sein Sohn Prîamus schlägt später jedoch, *bleich unde rôt von zorne*⁷⁶⁶, selbst einen unangekündigten Rachefeldzug gegen die Griechen vor:

wir schiffen heimlich in ir lant/ und machen uns verholne dar./ ê man des werde an uns gewar,/ daz wir in ir lant sint komen./ ê wirt der schade von uns genomen,/ der si muoz in ir herzen/ von schulden iemer smerzen/ und si tuot sorgenrîche.⁷⁶⁷

Statt nun die Rechtmäßigkeit eines solchen Angriffs zu hinterfragen, stimmen die Berater des Königs, angesteckt von seinem Zorn,⁷⁶⁸ einstimmig dafür und beginnen sogleich mit den Vorbereitungen.⁷⁶⁹ In Wahrheit stehen sich Griechen und Trojaner also auch unter moralischen Gesichtspunkten in nichts nach.⁷⁷⁰ Solange sie von aggressiven Impulsen getrieben werden, sind die Protagonisten beider Seiten in ihrem Handeln gleichermaßen opportunistisch, scheinbar allgemeingültige Werte spielen für sie nur eine Rolle, wenn sie dazu benutzt werden können, den Gegner moralisch zu diffamieren und/oder die Verantwortung für das eigene Versagen zurückzuweisen. Ihr Rachestreben wird also weder temporal (in Hinblick auf die Zukunft) noch modal (in Hinblick auf sittliche Normen) eingegrenzt.

Durch den uneingeschränkten Vorrang, den die Figuren ihrem Vergeltungsstreben einräumen, geraten die Unterschiede zwischen beiden Kriegsparteien weitestgehend in den Hintergrund, sodass sie zu Exempeln für das egoistische und aggressive Streben des Menschen *im Allgemeinen* werden. Zumal es sich bei der die Kriegshandlung vorantreibenden *zornes-* bzw. *râche-*Spirale um ein generationenübergreifendes Handlungsmuster von überzeitlicher Dauer handelt – Lâmedon, Jâson und Hercules, die Hauptakteure der ersten

765 „ê daz mir waere tougen/ mîn edele stat von iu verstoln/ und ich den schaden müese doln./ ê solte mir sîn widersaget./ swaz ir hie prîses hânt bejaget./ der ist alsô gefüege/ daz in ein mügge trüege/ wol in ir snabel über sêl/ waer ich vor iu gewarnet ê,/ so enhaete ich TROIE niht verlorn./ der ich ze herren wart geborn!“ (TK, V. 12686-12698)

766 TK, V. 18347.

767 TK, V. 18428-18435.

768 „Diu rede in allen wol gefiel./ wan ir gemüete in zorne wiel[.]“ (TK, V. 18475-18476)

769 Vgl. TK, V. 18482-18754.

770 Einen weiteren Beleg dafür, dass die Kriegsparteien sich in ihren Verhaltensmustern und ihrer Gewaltbereitschaft nicht wesentlich voneinander unterscheiden, liefert der die Situation vor Troja unter umgekehrten Vorzeichen spiegelnde Belagerungskrieg, den König Prîamus und seine Söhne zeitgleich zum ersten Krieg zwischen Griechen und Trojanern (in dem die verfeindeten Parteien von Hercules und Lâmedon angeführt werden) führen, vgl. TK, V. 13098-13119.

kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Griechen und Trojanern, werden davon genauso angetrieben wie Prîamus, Hector oder Achill –, in dem Vergängliches und zyklisch Wiederkehrendes, lineare und mythologische Zeitkonzeption, zusammenfallen.

Dennoch gibt es auf der Ebene des „Anstands“ und der mittelalterlichen Verhaltensnormen gewisse Unterschiede zwischen beiden Seiten: So heiratet Pârîs Helenâ gleich nach ihrer Ankunft in Troja,⁷⁷¹ während Telamon sich Êsyona über Jahre hinweg als Konkubine hält, womit er sie und die Trojaner fortwährend erniedrigt.⁷⁷² Ein deutlicher Unterschied lässt sich auch am Gesprächston, den die Boten beider Kriegsparteien anschlagen, und an der jeweiligen Reaktion der Könige ausmachen: Während Antênor betont höflich und bescheiden auftritt, fordern Ulixes und Dîomêdes mehr oder weniger offen aggressiv die Rückgabe Helenâs,⁷⁷³ und während Telamon Antênor zur Flucht zwingt, lässt Prîamus sich immerhin zu einer (für die Griechen strategisch wichtigen) Waffenruhe überreden.⁷⁷⁴ Ihr vergleichsweise tugendhaftes Verhalten zahlt sich für die Trojaner jedoch nicht aus, sondern erweist sich in mehreren Schlüsselszenen des Romans als gravierender Nachteil, der letztlich auch ihre Niederlage gegen die Griechen herbeiführt.

4.2.4 Ritterliche Vorbildlichkeit

Denn wie bei der Betrachtung des Kriegsgeschehens bereits deutlich zu erkennen war, entsprechen die Zielvorstellungen der Figuren des *Trojanerkriegs* grundsätzlich denen der mal. Heldenepik: „Zentraler Wert in dieser archaischen Welt ist die Ehre des Kriegers; christliche Werte wie Feindesliebe oder Verzicht auf Rache spielen [...] keine besondere Rolle.“⁷⁷⁵ Es muss im Gegenteil jederzeit mit Täuschungen und Verrat, plötzlichen Angriffen und exzessiver Gewalt gerechnet werden.

Allein der Trojaner Hector bildet hierzu in gewisser Weise eine Ausnahme, da sein Handeln immer dann, wenn es seinem heroischen Streben nach Ehre nicht im Wege steht, auch von höfischem Großmut bestimmt wird.⁷⁷⁶ So gesehen verkörpert er die Synthese

771 Vgl. TK, V. 23214-23219.

772 Vgl. Antênors Begründung der herausragenden Bedeutung, die die Entführung Esônâs für Prîamus nach wie vor besitzt: „daz man die frouwen hôchgeborn/ hât anders, denne ir schône stê,/ daz tuot im alsô rehte wê,/ daz er dâ von ze herzen/ vil manger hande smerzen/ und inneclîche swaere treit.“ (TK, V. 18066-18071)

773 Vgl. die aufbrausende Reaktion des Dîomêdes auf Prîamus' Schuldvorwürfe an die Griechen: „stêst dû ze buoze drâte niht/ den KRIECHEN dîner unzuht,/ sô wirt dîn schade mit genuht/ gemêret von uns allen hie:/ swaz dir geschach ze laster ie,/ daz ist vil gar ein kindes spil/ biz an die nôt, die man dir wil/ noch briuwen unde bringen!“ (TK, V. 26654-26661)

774 Vgl. zu den Unterschieden zwischen den griechischen und trojanischen Boten und dem von ihnen jeweils angeschlagenen Gesprächston auch Pfennig: *erniuwen*, S. 36-48 sowie S. 245-261 für die Unterschiede in der Darstellung beider Seiten im Kampf.

775 Horst Brunner: Einleitung. In: *Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen*. Hrsg. v. Horst Brunner. Bibliographisch ergänzte Ausg. Stuttgart 2004 (RUB; 8914/Interpretationen). S. 7-20, hier: S. 8.

776 Nach Ehrismann: *Ehre und Mut*, S. 110, referiert der Terminus „hövesch/ hövescheit“ auf die „neuen

eines furchtlosen Helden und eines vorbildlichen Ritters und trägt dadurch in erheblichem Maße dazu bei, dass die Trojaner, die im Mittelalter ja auch als Begründer des Rittertums gelten,⁷⁷⁷ in der Tendenz die insgesamt „moderneren“ Figuren darstellen.

der WUNSCH der hât in vollebrâht/ nâch prîse z'allen orten,/ er schînet an den worten/ kiusch unde zühtic als ein maget/ und ist an werken unverzaget/ alsam ein eber wilde[.] / [...] gefellet und gefeiget/ wart von im [...] manic lip./ ich waene daz nie lebende wîp/ dekeinen sun gebaere,/ der alsô rîche waere/ des herzen und des muotes,/ an im lît wunder guotes,/ des ich niht alles mac gezelen./ der einen ritter solte welen/ vür alle ritter ûzerkorn,/ sô müeste er werden noch geborn,/ der im gelichen solte.⁷⁷⁸

Von Hectors ritterlicher Vorbildlichkeit zeugt bereits sein erster Auftritt auf dem Hochzeitsfest von Pêleus und Thêtis: Als die Griechen und Trojaner sich zum Kampf rüsten, weil Jûpiter und Prîamus sich nicht darauf verständigen können, in wessen Hofstaat der Hirte Pârîs aufgenommen werden soll, initiiert Hector einen Stellvertreterkampf zwischen ihm und dem Bräutigam, um die negativen Auswirkungen des Konflikts so gering wie möglich zu halten und – und das ist im Hinblick auf sein späteres Verhalten wohl noch wichtiger – um seine heroische Kampfkraft das erste Mal öffentlich zur Schau zu stellen.

„zwâre, ich wil, wie mirz ergê,/ selbender kempfen hiute/ vür al die werden liute,/ die sich ze strîte hânt bereit./ wirt unser einer tôt geleit/ ûf den klê von touwe naz,/ diz ist doch waeger, denne daz/ vil manic werder ritter/ hie neme ein ende bitter.“⁷⁷⁹

Vorbildlich ist sodann auch sein Großmut gegenüber seinem geschlagenen Gegner, denn den anwesenden Frauen zuliebe, tötet Hector Pêleus nicht, sondern begnügt sich damit, von ihm den ehrerbringenden Sieg und das Anrecht auf Pârîs zugesprochen zu bekommen.⁷⁸⁰ Der erste Konflikt zwischen Griechen und Trojanern kann also dank Hectors kämpferischer Überlegenheit *und* aufgrund seiner Großzügigkeit beigelegt werden, ohne dass dadurch jemand zu Schaden kommt, sodass ihm die Doppelrolle des heldenhaften Friedensstifters zufällt, der seine Individual- und die Kollektivinteressen der Trojaner erfolgreich synchronisiert. Allerdings stellt sich das Geschehen nur so dar, wenn man es aus dem gegenwartsbezogenen Blickwinkel der Figuren heraus betrachtet.

zivilisatorischen Werte“. Er summiert „jene materiellen und ideellen Wertvorstellungen [...], die sich mit der neuen ritterlichen Zivilisation verbanden[.]“

777 Vgl. z. B. Horst Brunner: Vorwort. In: Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Materialien und Untersuchungen. Hrsg. v. Horst Brunner. Wiesbaden 1990 (Wissensliteratur im Mittelalter; 3). S. 3-6, hier: S. 6, sowie Elisabeth Lienert: Ritterschaft und Minne, Ursprungsmythos und Bildungszitat – Troja-Anspielungen in nicht-trojanischen Dichtungen des 12. bis 14. Jahrhunderts. In: Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Hrsg. v. Horst Brunner. Wiesbaden 1990. S. 199-243, insbes. S. 202-203 sowie S. 212-213.

778 TK, V. 26996-27017.

779 TK, V. 3546-3554.

780 „ir frouwen alle“, sprach er dô,/ „ob mir dis êre hie geschicht,/ daz er [Pêleus] mir sicherheite giht/ und ich PÂRÎSEN hie behabe,/ sô wil ich gerne lâzen abe/ durch iuch allen mînen zorn.“ (TK, V. 4286-4291)

Denn der von ihm verschonte Bräutigam zeugt bereits in der Nacht nach dem Fest Hectors späteren Mörder Achill. Mit dem (unhöfischen) Mord an Pêleus hätte Hector demnach sowohl seinen eigenen Tod als auch den daran geknüpften, späteren Sieg der Griechen über die Trojaner verhindern können, sodass sich *rückblickend* nicht nur das von ihm erkämpfte Anrecht auf Pârîs, sondern auch die Schonung seines Gegners als verhängnisvolle Fehler erweisen.⁷⁸¹ Bereits hier zeichnet sich daher ab, dass es in der Figur Hector zu einer unheilvollen Verschmelzung von heroischen und höfischen Verhaltensnormen kommt, die zum Zeitpunkt des Zweikampfes jedoch weder er selbst, noch die anderen an der Kriegshandlung beteiligten Akteure überblicken können. Diese für die Trojaner verhängnisvolle Handlungskonstellation wiederholt sich in einer späteren Szene noch einmal, als Hector im Zweikampf beinahe seinen totgeglaubten Bruder Pârîs ermordet, der die Trojaner später ins Unglück stürzen wird. Doch da sein Ziehvater, der Hirte, interveniert und Pârîs' wahre Identität verrät, verschont Hector ihn. In beiden Kampfszenen werden außenstehende Figuren unwissentlich zu „Agenten“ des den Hauptakteuren vorherbestimmten Schicksals, und in beiden Fällen hat Hectors vermeintliche Vorbildlichkeit für ihn und alle Trojaner fatale Folgen, ohne dass er dafür zur Verantwortung gezogen werden könnte.⁷⁸²

Anders verhält es sich mit den beiden für die Trojaner fatalen Kampfpausen, die u. a. auf Fehleinschätzungen bzw. -entscheidungen ihres Heerführers zurückzuführen sind. Denn da die kämpferische Bewährung für ihn, wie für alle auf Gewaltanwendung spezialisierten Figuren des Romans, das eigentliche Ziel seines Handelns darstellt,⁷⁸³ unterschätzt Hector bei den Verhandlungen mit Ulixes und Dîomêdes um die erste Waffenruhe die Gefahr, die für die Gemeinschaft der Trojaner von einer Belagerung durch die Griechen ausginge.⁷⁸⁴ Hector versteht ihre Anwesenheit schlicht als günstige Gelegenheit dafür, sich an den Feinden zu rächen und als Krieger zu beweisen. Offenbar entwirft er in seinem

781 Lienert spricht in diesem Zusammenhang vom Leitmotiv der „verhängnisvollen ritterlichen Fairneß“ (Lienert: Konrad *TK*, S. 394, vgl. zudem S. 400-401 u. 404 sowie Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 242-243).

782 Ähnlich sieht das Lienert, die feststellt, dass „bei Hector nicht Fehlverhalten, sondern moralisch ‚richtiges‘, aber unzumutbares Verhalten ins Verderben“ führe (Lienert: ‚*wildekeit*‘ und Widerspruch, S. 335).

783 Vgl. die Beschreibung des von ihm angerichteten Blutbades unter den Griechen, Hectors Wüten spiegelt hier offensichtlich Hercules' maßlosen Gewaltexzess an den Trojanern im ersten Krieg zwischen ihnen und den Griechen wieder: „HECTOR enbrennet als ein rôst/ wart ûf bitterlichen zorn,/ von sîner hende wart verlom/ swaz er liut unde rosse traf./ er gôz des rôten bluotes saf/ vil gar unmaezeclîchen nider,/ feige und tôtwundiu lider/ begunde er machen ûf der wîsen:/ dort sluoc er den, dâ stach er disen,/ hie machte er jenen flühtic./ als ob er tobesühtic/ waer unde hirnewüetic./ [...] wie daz lînde blî/ versmelze vor des fîures kraft,/ alsô verswein diu ritterschaft/ der KRIECHEN dâ von sîner hant[.]“ (TK, V. 26088-26105)

784 Anders Lienert, die in Hector eine „stets für seine Gemeinschaft verantwortlich handelnde“ Figur sieht (Lienert: Konrad *TK*, S. 407). Dies trifft m. E. aber nur zu, wenn die Interessen der Gemeinschaft nicht mit seinen persönlichen Zielen kollidieren.

kämpferischen Übermut keine echte, auf den Sieg als linearen Zielpunkt in der Zukunft ausgerichtete Kriegsstrategie, sondern plant nur bis zur nächsten Schlacht voraus. Anders jedoch als das ebenso „kurzsichtige“ wie egozentrische Streben anderer Figuren nach *râche* oder *minne*, strebt er nicht nach einem singulären Ereignis in der Zukunft, in dem seine aggressiven oder libidinösen „Triebe“ befriedigt würden, sondern nach stets neuen kämpferischen Bewährungsproben. In einer für Hector idealen Welt würde er eine potentiell endlose Kette von sich aneinanderreihenden „Abenteuern“ durchlaufen, die mit dem Rest der erzählten Welt nichts zu tun hätten. Er begreift seine Handlungsrolle also so, als bildete er für die Geschehensabläufe innerhalb seiner Welt „das Maß der Progression“, als wäre er ein Ritter im Artusroman, an dem sich – solange er als Held der *aventure* in Erscheinung tritt – der Zeitablauf der Geschichte orientiert.⁷⁸⁵ Dabei bedenkt er jedoch nicht, dass der Zeitrahmen eines gemeinschaftlich ausgefochtenen Krieges ein anderer ist als der eines ritterlichen Zweikampfes, zu dem man sich nach sechs Monaten erneut trifft, ohne dass diese Unterbrechung einen Einfluss auf die jeweiligen Siegeschancen in der kämpferischen Bewährungsprobe hätte:

sît daz der KRIECHEN wille stât/ noch gâhes niht von hinnen./ sô mügen wir hie gewinnen/ ze strîte guote state vil./ ez dunket mich ein wunnespil,/ daz si sich wellent nider lân./ ist, daz ir ritterschaft bestân/ vor TROIE lange wîle sol,/ sô mac sich daz gefüegen wol,/ daz wir den schaden überkomen,/ den wir hân von in genomen/ ze dicke und alze lange vrist./ uns allen ferre bezzer ist,/ daz si belîben mit ir scharen/ dan ob si gâehes hinnen farn/ und uns diz rîche rûmen.⁷⁸⁶

Erschwerend kommt hinzu, dass für Hector die Regeln des ritterlichen Anstands⁷⁸⁷ schwerer wiegen als die Verteidigung seines Landes: Wie schon nach dem Zweikampf mit Pêleus, scheint er unfähig, eine vorbildlich vorgetragene Bitte (und sei es die eines Feindes) auszuschlagen: „PRÎANT, der vater mîn,/ mac iu niht einen fride versagen./ er sol diz dinc hie lâzen tagen/ durch iuwer bete minneclich“⁷⁸⁸, sodass sich seine heroischen und höfischen Wertvorstellungen hier erneut unheilvoll miteinander verknüpfen. Denn mit seinem Plädoyer für die von Ulixes vorgeschlagene Waffenruhe verschafft er den Trojanern nicht nur die (potentiell ruhmbringende) Gelegenheit, sich später erneut mit den Griechen im Kampf zu messen, er schenkt seinen Feinden damit vor allem Zeit, um nach seinem späteren Mörder Achill zu suchen.

785 Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 79-84, hier: S. 83, vgl. zudem S. 237-242.
786 TK, V. 26834-26849.

787 Auf diese Regeln zielt im Übrigen auch Ulixes' Appell an Priamus' *milte* ab, als er ihn um die Waffenruhe bittet: „ich lâze ungerne sterben/ ze beiden sîten manigen man,/ dâ sol PRÎANT gedenken an/ durch sîne miltecliche site,/ er êre mich, des ich in bite,/ und lâze uns machen einen tac,/ waz ob der krieg dar under mac/ gescheiden werden âne strît.“ (TK, V. 26776-26783) Dieses Argument wird von Hector jedoch nicht wieder aufgegriffen, da es ihm nicht um die friedliche Beilegung des Konflikts, sondern um die spätere Gelegenheit zur Bewährung im heroischen Kampf geht.

788 TK, V. 26810-26813.

Ênêas' Einwände gegen die Waffenruhe richten sich denn auch nicht gegen Hectors uneingeschränkte Kampfbereitschaft – diese teilt er mit ihm – sondern gegen das von ihm postulierte Primat der Höflichkeit und die Konsequenzen auf der Zeitachse, die mit einer Gefechtspause (und möglichen Friedensverhandlungen) verbunden wären: In seinen Augen müsste König Prîamus als oberster Befehlshaber die Unterbrechung der Kampfhandlungen verwehren, um seinen Herrschaftsanspruch mit aller Konsequenz zu verteidigen. Der Schutz Trojas (und damit der der Gemeinschaft) müsste für ihn an oberster Stelle stehen:

„ob ich die wârheit sagen sol,/ sô stüende ez eime künige wol,/ den man dâ heime suochte,/ daz er niht frides geruochte/ noch keines tages pflaege,/ die wîle daz man laege/ ûf sînem eigen mit gewalt./ [...] der mînes râtes wolte leben,/ ein strît der wûrde niht gespart./ wir sîn ze kampfe alsô bewart/ mit ritterschefte manicfalt,/ daz wir den KRIECHEN mit gewalt/ gemeine und allen widerstreben:/ der in dar über welle geben/ frid unde tac, den felle got.“⁷⁸⁹

Insofern offenbart der Blick auf die Zukunftskonzepte der Figuren die Unvereinbarkeit von heroischem Ehrstreben und Regentschaft: Anders als ein Herrscher und/oder Feldherr denkt der einzelne Held/Ritter den Krieg nicht zu Ende, weil er nicht dessen Beendigung anstrebt, sondern sich nach sich zyklisch (d. h. potentiell endlos) wiederholenden Gelegenheiten zur kämpferischen Bewährung sehnt. Dennoch lässt Prîamus sich (wenn auch *ungerne*) von seinen Beratern zur sechsmonatigen Waffenruhe mit den Griechen überreden⁷⁹⁰ und begeht damit eindeutig einen taktischen Fehler.

Von Hectors eingeschränkter Sichtweise auf das Geschehen zeugt nach der ersten Kampfpause auch die Konfrontation mit seinem für die Griechen kämpfenden Cousin Ajax. Denn nachdem die beiden ebenbürtigen Krieger von ihrer Verwandtschaft erfahren haben,⁷⁹¹ bekundet Hector ihm gegenüber, dass die Belagerung Trojas für ihn allein eine Gelegenheit zur Rache und zur ehrenvollen Bewährung im Kampf darstelle:

ine wolte niht, sin waeren hie,/ wan mir enwart sô sanfte nie,/ sô mir nû wirt bî disen tagen./ ich sol mich rechen an ir kragen/ vil gar mit kamfes bîle,/ mir ist ein kurzwîle,/ daz ich ir bluot verrêre/ und ir sô vil versêre,/ daz si belîbent âne zal,/ die nider ûf des plânes wal/ von mîner hande strûchent./ [...] daz si von uns ze schiere/ entwîchen wellen mit ir scharn/ und si ze gaehes hinnen farn,/ daz ist min angst allermeist.⁷⁹²

Die gesamtgesellschaftliche Bedeutung der Kriegshandlung reflektiert er hingegen nicht, was sich auch daran zeigt, dass er auf Ajax' Bitte, die Kampfhandlungen bis zum nächsten Tag zu unterbrechen, eingeht, obwohl die Griechen sich zuvor bereits auf der Flucht

789 TK, V. 26867-268887.

790 Vgl. TK, V. 26925-26927.

791 Ajax ist der Sohn von Prîamus' Schwester Esîonâ und dem griechischen Helden Telamon, vgl. TK, V. 37130-37139, und damit der Cousin von Prîamus' Sohn Hector.

792 TK, V. 37483-37513. (Hervorhebungen C. K.)

befanden.⁷⁹³ Unbedacht verschenkt Hector hier also den greifbaren Sieg der Trojaner, was sich in Hinblick auf ihre Kollektivinteressen nur als fahrlässig bewerten lässt. Doch um den Gesamtsieg geht es ihm in seinem Streben nach Ruhm und Ehre wie gesagt überhaupt nicht. Wie schon sein ängstlich-unentschlossener Großvater Lâmedon ist auch er nicht dazu in der Lage, eine zukunftsweisende Kriegsstrategie für die ihm unterstellten Truppen zu entwickeln, weil er nicht weit genug, d. h. bis zum erfolgreichen Ende der Kampfhandlungen, vorausdenkt: „HECTOR, der helt versunnen,/ liez einen fride machen, der in begunde swachen/ dar nâch an sînem lebetagen.“⁷⁹⁴ Auch noch nach der als handlungsentscheidendem Wendepunkt inszenierten Entführung Helenâs wird also immer wieder deutlich, dass die Trojaner den ihnen prophezeiten Untergang durch ihre Fehlentscheidungen selbst mitherbeiführen.

Zudem lässt sich auch Hectors Großzügigkeit Ajax gegenüber als Zugeständnis an das ritterliche Tugendsystem und als Resultat ihrer Verwandtschaft lesen. Bedenkt man nämlich, dass er schon die höfliche Bitte des ihm fremden Ulixes nicht anders als mit Zustimmung beantworten konnte, verwundert es nicht, dass er der seines Cousins ebenso nachkommen muss: „des frides von dem gaste [Ajax]/ flîzeclîchen wart gegert,/ daz im HECTOR, der künic wert,/ verzîhen niht enmohte./ swie lützel ez im tohte,/ doch êrte er in dô sîner bete.“⁷⁹⁵ Auch in dieser Entscheidungssituation führt das Zusammenspiel von heroischen und höfischen Verhaltensnormen daher zu für Hector (wie für alle Trojaner) nachteiligen Ergebnissen.⁷⁹⁶ Die Frage ist allerdings, ob er es überhaupt *besser* machen könnte?

Hector muss immer wieder zwischen archaischen und höfischen Verhaltensnormen wählen: Entweder er zeigt seine kämpferische Überlegenheit in all ihrer Brutalität und tötet seine bereits besiegten bzw. mit ihm verwandten Gegner, um die Gefahr, die von ihnen für ihn (und für Troja) ausgeht, endgültig zu beseitigen, oder er folgt den Regeln des ritterlichen Anstandes und verschont sie, womit er allerdings seinen eigenen und den Untergang aller Trojaner herbeiführt. Eine dritte, die Gewaltspirale tatsächlich durchbrechende Handlungsalternative wird nicht aufgezeigt. Vielmehr befindet sich Hector in einer von vornherein dilemmatischen Situation – er kann nur falsche Entscheidungen

793 Nun nutzen die Griechen die unverhoffte Kampfpause jedoch, um sich vor den Toren der Stadt neu einzurichten, vgl. TK, V. 37552-37571.

794 TK, V. 37552-37555.

795 TK, V. 37560-37565.

796 Dietl stellt daher fest, dass sich „Ritterlichkeit [...] als taktische Unklugheit disqualifiziert.“ (Dietl: Grenzstadt Troja, S. 657) Ähnlich auch Lienert: Geschichte und Erzählen, S. 306-307.

treffen –⁷⁹⁷ wobei er sich immer für die höfische Adelsethik entscheidet und damit für diejenige Option, die die Gegenwart höher bewertet als die (ferne) Zukunft, die kurzfristig Frieden und langfristig Zerstörung stiftet.

Prîamus' Berater treffen ebenfalls diese Wahl: Nachdem die Kampfhandlungen von Hector und Ajax auf den nächsten Tag verschoben wurden, plädieren sie dafür, auf Ulixes' Bitte um eine zweite, längerfristige Waffenruhe einzugehen. Sie ziehen die unverzüglich eintretende Kampfpause also einem noch zu erstreitenden, aber endgültigen Sieg vor und überzeugen Prîamus schließlich davon, die Kämpfe für drei Monate auszusetzen. Die Verantwortung für ihren späteren Untergang ist daher auf der Handlungsebene der Figuren nicht allein bei Hector zu suchen, die Trojaner streben ihm gemeinschaftlich entgegen.⁷⁹⁸

si jâhen, daz si worden kranc/ und alsô müede waeren,/ daz si nâch grôzen swaeren/ gemaches
dôrfen alle wol,/ und dô der künig tugende vol/ gehoeret hete ir aller muot,/ dô liez er sich ir
rede guot/ bedunken unde ir willen,/ er muoste lâzen stillen/ den strît zwelf wochen under in.⁷⁹⁹

Im Rahmen der Kriegshandlung werden vor der Entscheidung zur zweiten Waffenruhe außerdem zum ersten Mal explizit Einflussfaktoren genannt, die das Geschehen unabhängig vom Wollen der Figuren beeinflussen: Denn es ist dem Eingreifen von Unglück⁸⁰⁰ und Zufall⁸⁰¹ geschuldet, dass die einander ebenbürtigen Cousins Hector und Ajax kurz vor dem endgültigen Sieg der Trojaner über die Griechen zusammentreffen, sodass Hector seinen ursprünglichen Handlungsplan, die Schiffe der fliehenden Griechen in Brand zu stecken, nicht umsetzen kann.⁸⁰² Diese Mächte scheinen hier wiederum einem göttlichen Willen zu unterstehen, in dessen Dienste sie den Untergang der Trojaner herbeiführen:

si waeren in den schiffen/ verbrant des mâles mit ir scharn/ oder müesten dannen sîn gefarn/ mit
laster ûf dem wâge,/ ob HECTOR sînem mâge/ des frides hete dô verzigen./ nû solte er leider
niht gesigen,/ wan ez was gotes wille,/ daz er sît von ACHILLE/ sîn werdez leben dâ verlûre/
und ein ze snellez ende küre.⁸⁰³

797 Haug kommt zu einem ähnlichen Schluss: „[I]m ‚Trojanerkrieg‘ [scheitert] das Individuum in dem kleinen Freiraum, der ihm gewährt wird, was die Tragik nur noch verzweifelter macht.“ (Walter Haug: *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*. 2. überarb. u. erw. Aufl. Darmstadt 1992, S. 350)

798 Es ist daher unzutreffend, wenn Kokott behauptet, Hector gewähre den Griechen den zweiten Waffenstillstand, vgl. Kokott: *Konrad von Würzburg*, S. 269.

799 TK, V. 37788-37797.

800 Vgl. TK, V. 37056 (*ungelücke*) sowie V. 37058 (*unsaelde*).

801 Vgl. TK, V. 37065 (*von geschicht*) sowie V. 37123 (*von âventiure*).

802 Vgl. TK, V. 37065-37139. Nicht ganz präzise spricht Knapp daher vom Waffenstillstand als dem „Anlass für einen Glücksumschwung zugunsten der Griechen“ (Knapp: *Hector und Achill*, S. 63).

803 TK, V. 37574-37584. Vgl. zudem: „TROIAEREN was diu nôt beschert/ und der verlüstecliche pîn,/ daz man ir stat schoen unde fin/ mit kraft zerstoeren solte,/ dâ von ir heil sich wolte/ dô sûmen unde lengen./ got wolte niht verhenzen,/ daz von der guoten feste/ die schedelichen geste/ dânoch begunden îlen,/ des wart dâ bî den wîlen/ ir fluht vil gâehes ûf geslagen./ ein fride was in ein getragen/ schier unde in kurzen stunden./ von dem die geste erwunden/ und aber langer dâ beliben.“ (TK, V. 37072-37087)

Wie schon bei der Rettung des Säuglings Pârîs⁸⁰⁴ wird auch in dieser Schlüsselszene des Romans auf eine den Rezipienten vertraute, göttliche Instanz verwiesen. Zumindest in diesen beiden Szenen waltet im Hintergrund offenbar ein allmächtiger und allwissender Gott, dessen göttliche Vorsehung (*providentia*) *alles Handeln* der Figuren, unabhängig davon, wo es aus ihrer Perspektive auf dem Zeitstrahl anzusetzen wäre, überblickt und lenkt. Dadurch eröffnen sich (zumindest oberflächlich) heilsgeschichtliche Bezüge in einer an sich heillosen Welt, die den Untergang der Trojaner zusätzlich final motivieren.⁸⁰⁵ Für das Wissen der Figuren über zukünftige Ereignisse (und damit auch für ihr Handeln) spielen diese christlichen Bezugspunkte jedoch keine Rolle.

Das Eingreifen dieser Mächte bringt außerdem unweigerlich eine moralische Teilentlastung Hectors mit sich, dank ihnen ist der verspielte Sieg der Trojaner nicht alleine ihm anzulasten. Wie die Protagonisten der *minne*-Geschichten ist Hector hier also sowohl als Subjekt als auch als Objekt der Handlung zu verstehen, bewegt er sich, stellvertretend für alle Trojaner, in einem letztlich unauflöselichen Spannungsfeld zwischen Selbst- und Fremdbestimmung, selbstverschuldeter Katastrophe und Determination zum Untergang. Im Hinblick auf die gesamte Kriegshandlung ist jedoch festzuhalten, dass die Eigenverantwortung der Trojaner für das Geschehen überwiegt, dass es vornehmlich durch ihr „kurzsichtiges“ wie egozentrisches Streben nach Ruhm und Rache motiviert wird, das mit einer bemerkenswerten Ignoranz hinsichtlich der gesellschaftspolitischen Konsequenzen ihres Handelns einhergeht: In diesem Sinne führt der *Trojanerkrieg* vor, wie eine Gesellschaft zu Grunde geht, in der die Herrschenden ihre Handlungspläne nicht primär auf den Erhalt der Gemeinschaft ausrichten.

Im Umkehrschluss müssten die Trojaner genau diese, von ihnen verkannte kollektive Perspektive auf das Geschehen in den Vordergrund stellen, um nicht zu scheitern. Hector etwa müsste dem greifbaren Sieg als Schlüsselfigur für die Zukunft Trojas⁸⁰⁶ Vorrang vor allen anderen Handlungsmaximen einräumen, die sich – wie sein heroisches Ehrstreben oder das ritterliche Tugendsystem – allein auf ihn als (vorbildlichen) Einzelkämpfer

804 Vgl. nochmals: „daz kint von edelkeite hôch/ wolt er dâ mite ermürdet hân/ und hete im ouch den tôt getân,/ waer ez von got erwendet niht.“ (TK, V. 470-473)

805 Vgl. Seus: Heilsgeschichten, S. 118-180, insbes. S. 143-146.

806 Entsprechend empfangen die Trojaner ihn nach dem Ende der zweiten Schlacht wie ihren „weltlichen Erlöser“: „‘seht,’ sprachen frouwen unde man,/ ‘diz ist, der uns erloeset hât!/ von sîner degenlichen tât/ hân wir die sigenuft bejaget:/ ez ist der ritter unvertaget,/ an dem al unser êre lît,/ er muoz sîn unser hôchgezît/ und unser fröude ân ende,/ wan in sîn eines hende/ stêt unser heil und unser tröst.“ (TK, V. 37636-37645) Dabei verkennen sie jedoch, dass Hector ihnen nicht den Frieden, sondern nur den Tagessieg und eine Kriegspause verschafft hat und dass diese Unterbrechung der Kampfhandlungen um den Preis des bereits greifbaren Sieges über die Griechen errungen wurde.

beziehen. Indirekt, auf der Ebene der Handlungslogik, wird im *Trojanerkrieg* also der Vorschlag einer anderen Güterhierarchie diskutiert, die so etwas wie ein städtisches *bonum commune*⁸⁰⁷ über die Ehre des Einzelnen und des Kollektivs stellt. Hierbei handelt es sich allerdings um einen sehr „modernen“ Gedanken – denn das Mittelalter kennt die Trennung der beiden Ebenen „Eigennutz“ und „Reichsinteresse“ nicht –,⁸⁰⁸ der sich am „ideengeschichtlichen Horizont“ abzeichnet und auf das Erstarken des städtischen Bürgertums vorausweist, ohne schon zu Ende gedacht zu werden: Die alte Ordnung, in der dem Adel nicht nur eine ideologische Vorrangstellung zukam, wird zwar durch die moralische Vorbildlichkeit der nicht-adeligen, randständigen Akteure – wie den Knechten, die Pâris Leben verschonen und dem Hirten, bei dem er später zum gerechten Richter heranwächst –⁸⁰⁹ und durch den katastrophalen Geschehensverlauf des *Trojanerkriegs* destruiert. Doch dies geschieht, ohne dass ihr eine neue Gesellschaftsordnung gegenübergestellt würde: „[c]ourtly perfection is ambiguos [...], even if courtliness is nevertheless the peak of human culture[.]“⁸¹⁰ Wie eine Gemeinschaft aussehen müsste, um der selbstverschuldeten Katastrophe zu entgehen, wird in Konrads späthöfischem Roman (noch) nicht skizziert.

Einzig die Flucht aus Troja, und damit auch aus der Gesellschaft und ihren Normen, wird von der trojanischen Seherin Cassander als mögliche Rettung vor dem Tod zur Sprache gebracht. Allein auf diese Weise wäre es dem Einzelnen (nicht der Gemeinschaft) möglich, sich zu retten: „swer alsô wîse waere,/ daz er entrinnen wolte/ mortlicher nôt, der solte/ von hinnen balde sich versteln,/ ê daz er ringen unde queln/ begunde mit des tôdes kraft.“⁸¹¹ Unmittelbar folgen die Trojaner ihrem Fluchtaufruf zwar nicht, doch für die Figurengestaltung der Ratgeber und späteren Kriegsflüchtlinge Ênêas, Antenor und Helelus, die die Entscheidungen der Trojaner zugunsten der Entführung und der beiden

807 Der Begriff *bonum commune* „umfaßt das für alle Gemeinschaftsangehörigen Notwendige oder Nützliche“ (LexMA Bd. 2: *Bonum commune* (Kurt Walf)). Ähnliche Gedanken finden sich auch in der zeitgenössischen Theologie, vgl. die Hierarchisierung des „Guten“ bei Thomas von Aquin (unter Rückgriff auf die Nikomachische Ethik des Aristoteles): Dem Guten für den Einzelnen ist das Gute für die Gemeinschaft und diesem wiederum Gott als höchstes Gut übergeordnet, vgl. Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis* I, c. 41; zur Orientierung der menschlichen Klugheit (*prudentia*) auf das Gemeinwohl vgl. Thomas von Aquin: *Summa theologia* II, q. 47, art. 10.

808 Vgl. Althoff: *Spielregeln*, S. 150 sowie S. 186-187.

809 In eine ähnliche Richtung denkt wohl auch schon Gernentz, wenn er – allerdings mit Bezug auf Konrads Lyrik – zu dem Schluss kommt, dass der Autor „deutlich bürgerliche Ideale“ vertrete „beziehungsweise höfisch-ritterliche Ideale im bürgerlichen Sinne“ umforme: „[D]ie Wörter bezeichnen nun Tugenden, die jeder Mensch, vor allem auch der einfache Bürger, besitzen kann.“ (Gernentz: *Konrad von Würzburg*, S. 38)

810 Jan-Dirk Müller: *Blinding Sight. Some Observations on German Epics of the Thirteenth Century*. In: *Rethinking the Medieval Senses. Heritage/Fascinations/Frames*. Hrsg. v. Stephen G. Nichols, Andreas Kablitz u. Alison Calhoun. Baltimore 2008, S. 206-216, hier: S. 209. Vgl. zudem Müller: *schîn* und Verwandtes, S. 301-303. Obwohl also zumindest Hector „im höfischen Sinne makellos“ erscheint, ist er zu einem Gutteil selbst für „die historische Unheilskette“ verantwortlich (Corneau: *Quellenkompendium oder Erzählkonzept*, S. 311).

811 TK, V. 39000-39005.

Waffenpausen mit Blick auf ihre absehbar-fatalen Konsequenzen in der Zukunft ebenfalls kritisieren, hat er weitreichende Konsequenzen:⁸¹² Denn durch Cassanders Ratschlag werden sie vom Vorwurf des „feigen Verrats“ freigesprochen und stattdessen – im Sinne der im Mittelalter omnipräsenten Vorstellung einer *translatio imperii*⁸¹³ – wie Vergils Aeneas oder Heinrichs von Veldeke Eneas zu potentiellen Erneuerern der Zivilisation.⁸¹⁴

4.2.5 Zwischenfazit zu den alternativen Zukunftskonzepten

Bei aller Kritik des Erzählers am heroischen Ruhm- und Rachestreiben (fast) aller Figuren, aus dem eine die Kampfhandlungen stetig vorantreibende und eskalierende Gewalt- bzw. Kriegsspirale erwächst, die erst im Untergang Trojas ihren Ziel- und Endpunkt gefunden hätte, werden für die Handlungsträger keine wirklichen Alternativen ersichtlich, über die sie die prophezeite Katastrophe hätten verhindern können. In einer Welt, in der das Gewaltmonopol die erste und einzige Möglichkeit zur Herrschaftslegitimierung und -sicherung darstellt und in der letztlich auch alle diplomatischen Verhandlungen dem *râche*-Streben der Figuren untergeordnet werden, können sowohl der Verzicht als auch die Eingrenzung von Gewalt durch höfische Verhaltensnormen nur als Scheinalternativen zum Kampf verstanden werden:

Licomedes verkörpert zwar einen gewaltfreien Herrschaftsstil, dieser ist jedoch keinesfalls als selbstbestimmter Gegenentwurf zur restlichen, vom archaischen Gewaltprinzip dominierten Romanwelt zu verstehen, sondern vielmehr äußeren Zwängen (seinem hohen Alter und seinen Krankheiten sowie dem Fehlen eines männlichen Erben) geschuldet, die den König zu einem weitgehend passiven, konsensorientierten Verhalten zwingen,

812 Zu dieser Deutung passt es, dass diese Beraterfiguren nirgends als feige beschrieben werden: Helenus rät zwar eindringlich von der Entführung Helenâs, nicht aber von anderen Rachehandlungen an den Griechen ab (vgl. TK, V. 18986-19090), Antenor rät nach seinem Botengang zu den Griechen zur gewissenhaften Vorausplanung des Vergeltungsschlages (vgl. TK, V. 18288-18340), Ênêas wiederum richtet sich sogar gegen die Waffenruhe und plädiert dafür, die Kampfhandlungen nicht zu unterbrechen (vgl. TK, V. TK, V. 26867-26887).

813 Vgl. zur Funktionalisierung des Trojastoffs im Sinne genealogischer Herrschaftslegitimierung etwa Horst Brunner: Vorwort, S. 6 sowie František Graus: Troja und trojanische Herkunftssage im Mittelalter. In: Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter. Veröffentlichung der Kongreßakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbandes. Hrsg. v. Willi Erzgräber. Sigmaringen 1989, S. 25-43, insbes. S. 32-39.

814 Vgl. Vergil: Aeneis. Hrsg. u. übers. v. Johannes Gotte. 6. Aufl. München/Zürich 1983 (Sammlung Tusculum); sowie Heinrich von Veldeke: Eneasroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Nach d. Text v. Ludwig Ettmüller. Übers., Stellenkomm. u. Nachw. v. Dieter Kartschoke. Stuttgart 2007, V. 13348-13492) Vgl. speziell zur Figur Aeneas und den Ambivalenzen, die sich aus seiner Flucht aus Troja einerseits und seiner Rolle als Gründer Roms andererseits ergeben Beate Kellner: Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter. München 2004, S. 131-294.

Seus zieht die *translatio imperii* ebenfalls als finale Erklärung für die Zerstörung Trojas heran: „Der Heilsplan, der für eine trojanische Niederlage und überhaupt als Grund für den trojanischen Krieg im kulturellen Wissen des Mittelalters zur Verfügung steht, ist das Modell *translatio imperii*. Diese Vorstellung zum Verlauf der Weltgeschichte als Übergang der Macht von einem zum nächsten Weltreich benötigt als konstituierendes Moment die trojanischen Flüchtlinge um Eneas als Vorläufer Roms. Gott wird hierbei als hinter aller Weltgeschichte stehende Macht angesehen, die alles lenkt.“ (Seus: Heilsgeschichten, S. 147)

das üblicherweise eher weiblichen Figuren zukommt.⁸¹⁵ Möglich ist dieser Gesellschaftsentwurf innerhalb des *Trojanerkriegs* ohnehin nur auf seiner räumlich und zeitlich von der übrigen Romanwelt enthobenen Insel. Sobald diese utopische Gegenwelt aber in Kontakt mit der „historischen Realität“ Griechenlands tritt, muss Licomedes sich dieser unterordnen und zumindest verbal seine Unterstützung zusichern.

Zu den Grundzügen der erzählten Welt gehört es weiterhin, dass die Figuren, wann immer sie vordergründig versuchen, ihre Konflikte auf diplomatischem Wege beizulegen, letztlich darauf abzielen, eine zukünftige kriegerische Auseinandersetzung zu provozieren und/oder zu legitimieren und dass sie sich dabei stets im Recht sehen. Das Verlangen nach Ruhm und Rache führt bei beiden Kriegsparteien zu einer sehr eingeschränkten, egozentrischen Konzeptionierung der Zukunft, die die ganze Grausamkeit des Krieges erst ermöglicht. Durch die Parallelisierung ihrer Handlungsmotive und Verhaltensweisen werden (fast) alle Unterschiede zwischen den Griechen und Trojanern verwischt, werden sie zu überzeitlichen Exempeln für das fehlgeleitete Streben des Menschen, auch wenn die Trojaner insgesamt als die „modernerer“, die Ideale der höfischen Kultur vertretenden Figuren erscheinen.

Von zentraler Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Figur Hector, die die Synthese aus ruhmsüchtigem Helden und höfischem Ritter verkörpert: Wann immer es seinen archaischen Ehrvorstellungen nicht zuwiderläuft, zeugt Hectors Handeln – wie nach seinem Sieg über Pêleus – auch von höfischem Großmut, der zumindest *kurzfristig* ein friedenssicherndes Potential in sich birgt: Durch die Schonung seines unterlegenen Gegners gelingt es ihm zunächst, den Konflikt zwischen den Griechen und Trojanern zu entschärfen und seine persönlichen Interessen mit denen der Gemeinschaft zu synchronisieren. Doch eine *dauerhafte* Lösung des Konflikts kann auch der großmütige Hector nicht herbeiführen. Denn so wie die anderen Figuren stets nur die Befriedigung ihres *râche*-Begehrens im Blick haben, denkt auch Hector nicht über die von ihm angestrebten ritterlichen Bewährungsproben hinaus. Stattdessen verhält er sich stets so, als entsprächen seine kriegerischen Auseinandersetzungen den ritterlichen Zweikämpfen im Artusroman, die nur für den Helden (und seinen Gegner) von Bedeutung sind, als könnte er diese Bewährungsproben endlos aneinanderreihen (oder aussetzen), ohne dass daraus in seiner Welt irgendwelche negativen Konsequenzen erwachsen würden, weil sich diese ja nach ihm und

815 Zur absoluten Passivität des Licomedes gehört es dabei auch, dass der Kontakt zwischen seiner Insel mit der restlichen Romanwelt sich seiner Kontrolle entzieht, denn er wird immer durch das Eintreffen auswärtiger Figuren hergestellt.

seinen Bedürfnissen richteten.⁸¹⁶ Dementsprechend ist er nicht nur in solchen Situationen blind für die negativen Folgen seines Handelns, in denen diese aus der Perspektive der Figuren überhaupt nicht vorhersehbar sind (wie die Zeugung seines späteren Mörders Achill unmittelbar nach der Verschonung des Pêleus), sondern auch, wenn für ihn (wie bei den von den Griechen erbetenen Kampfpausen) eigentlich ersichtlich sein müsste, dass sein höfischer Großmut sich für die Trojaner mittel- bis langfristig nachteilig auswirken wird. Hector trägt insofern maßgeblich zur späteren Zerstörung Trojas bei, als die von ihm *zyklisch* gedachten *aventiuren* zu historisch bedeutsamen Veränderungen führen, die sich auf einer *linear* voranschreitenden Zeitachse ereignen. Der Untergang der Trojaner resultiert daher auch aus dem Unverständnis ihres Heerführers für die dem Romangeschehen unterliegende Zeitkonzeption und die damit verbundenen kausal-logischen Relationen zwischen den einzelnen Ereignissen.

Der plötzliche Eingriff des *gelückes*, des Zufalls und der göttlichen *providentia*, der zur Konfrontation zwischen Hector und Ajax führt und den fast schon sicheren Sieg der Trojaner verhindert, steht allerdings außerhalb des Handlungs- und Verantwortungsbereichs der menschlichen Akteure. Insofern schwankt auch Hectors Rolle (ähnlich wie die der von der *minne* beherrschten Figuren) zwischen Selbst- und Fremdbestimmung, so dass die kausalen Motive für die Ausweglosigkeit seiner Situation – beide ihm zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen, das archaische Kriegerethos wie die höfische Ritterethik, führen in die Vernichtung Trojas – zusätzlich final motiviert werden. Für Hector persönlich bedeutet seine (zeitweilige) Degradierung zum Spielball von ihm übergeordneten Mächten zudem eine moralische (Teil-)Entlastung, denn die Konsequenzen seines Handelns (und dazu zählt eben auch der den Trojanern vorhergesagte Untergang) unterliegen nicht (nur) seiner Kontrolle.

Erst nach der Zerstörung der Stadt, die zugleich den Ziel- und Endpunkt der archaischen Gewaltspirale markiert, deutet sich durch den Fluchtaufruf der trojanischen Seherin Cassander ein letzter Ausweg für die Trojaner an, der jedoch nicht die Gesellschaft als Ganze zu retten vermag, sondern nur den Ratgebern und Kriegsflüchtlingen Ênêas, Antenor und Helenus offensteht. Damit die Gemeinschaft der Trojaner im Sinne der *translatio imperii* fortgeführt werden kann, müssen ihre Retter also (zumindest zeitweilig) mit ihren Normen, d. h. sowohl mit der archaischen Kriegslogik als auch mit den höfischen Ritteridealen, brechen. Nur indem sie sich für die ehrlose Flucht entscheiden, werden sie zu gesellschaftlichen Erneuerern. Wie ein zukunftsfähiger Gegenentwurf für ein Kollektiv

816 Vgl. Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 239.

aussehen könnte, wird in Konrads Romanfragment jedoch nicht aufgezeigt. Die Vorstellung eines auf der Idee des *bonum commune* basierenden städtischen Ethos scheint durch den katastrophalen Handlungsverlauf zwar in Grundzügen angedeutet, doch Deutungen, die über den eigentlichen Inhalt des Romantorsos hinausreichen, müssen notwendigerweise denkbare Spekulationen bleiben.

4.3 Ergebnisse

Hinsichtlich der dem Kriegsgeschehen des *Trojanerkriegs* zugrundeliegenden Zeitkonzeption lässt sich zunächst festhalten, dass das persönliche Zeitverständnis der Figuren nicht mit dem tatsächlichen Zeitverlauf der historisch überlieferten Weltgeschichte übereinstimmt: Während diese sich auf einer *linearen* Zeitachse abspielt, wird das Denken und Handeln der sich bekriegenden Griechen und Trojaner vom *zyklischen* Wechsel von Angriff und Verteidigung, Ehrerwerb und -verlust bestimmt. Außerdem lassen sich an der Kriegshandlung des Romans drei als Entwicklungsfolge interpretierbare Kulturstufen mit je eigenem ethischem Fluchtpunkt ablesen:

1. Das auf *êre* und *zorn* aufbauende, archaische Kriegerethos der Griechen und Trojaner, in dem die Handlungsmotivation der Figuren sich aus ihrem Vergeltungsbedürfnis für vormals erfahrene Entehrungen speist und in dem die absolute Fixierung der Kämpfenden auf die Befriedigung ihres egozentrischen *râche*-Begehrens diesen sowohl den Blick für dessen Maßlosigkeit als auch für dessen Konsequenzen in der Zukunft versperrt.
2. Die v. a. von Hector verkörperte höfische Ritterethik, die aufgrund der ihr zugrundeliegenden, zyklischen Zeitstruktur ebenfalls den Blick auf die weitere Zukunft verstellt: Für Hector stellt die unmittelbare Befriedigung seines ritterlichen Bewährungsstrebens das oberste Ziel all seiner Handlungen dar, auch wenn er den Regeln der Gewalt dafür nicht mehr unbedingt bis zum Äußersten folgen muss.
3. Die implizit aus dem katastrophalen Handlungsverlauf abzuleitende Forderung nach einer bürgerlichen Ethik, die sich der Logik der Gewalt entzieht, indem sie sich statt an den persönlichen Zielen einzelner Heroen oder Ritter am Gemeinwohl orientiert und so den Blick der Figuren für die Zukunft, d. h. für die gesellschaftlichen Langzeitfolgen ihres Handelns, weitet.

Dabei eröffnen die ersten beiden Normsysteme den Figuren keine Möglichkeit, die handlungsbestimmende Gewaltspirale zu durchbrechen und so das den Trojanern prophezeite Unheil abzuwenden, während das Dritte sich erst aus der Zerstörung der alten Ordnung ergeben würde. Die den Figuren zur Verfügung gestellten Handlungsoptionen lassen den

Untergang Trojas also allesamt unumgänglich erscheinen und sie motivieren ihn entweder kausal, durch ihr übermäßiges Verlangen nach *râche* bzw. ritterlichen Bewährungsproben und Hectors höfischen Großmut oder sie betten ihn in einen finalen Deutungskontext ein, in dem die alte Ordnung untergehen muss, damit darauf – mit punktueller Unterstützung durch das Glück, den Zufall und den Willen Gottes – eine neue Ordnung folgen kann. Letztlich bewegen sich die Figuren also auch im Kontext der Kriegshandlung in einem Spannungsfeld zwischen Selbst- und Fremdbestimmung.

Da Konrad die Kriegshandlung jedoch – anders als die Jugendgeschichten und die *minne*-Episoden – weitgehend ohne Hinweise auf figurenexterne Notwendigkeiten motiviert, fällt den Figuren hierfür auch mehr Verantwortung zu. Tatsächlich scheinen sie an zentralen Schaltstellen des Romans immer wieder eine Wahlmöglichkeit zu besitzen und sich dann (insbesondere auf Seiten der Trojaner) für das Falsche zu entscheiden – verwiesen sei an dieser Stelle nur auf die wichtigsten Beispiele: Lâmedons Zornesreaktion auf die Ankunft der Argonauten sowie Hercules' grausame Rache für ihre Vertreibung, die Entscheidung der Trojaner zur Entführung Helenâs sowie ihre Zustimmung zu den beiden Waffenruhen.

Echte Alternativen zum Untergang werden den Trojanern allerdings nicht aufgezeigt: Die Argumente des Erzählers und der die Handlung kritisch kommentierenden Wahrsager und Ratgeber, die sich gegen das Rachestreben der Figuren richten, sind mit dem heroischen Selbstbild der über den Gang der Handlung entscheidenden Akteure nicht vereinbar und zielen vornehmlich auf die christlichen Rezipienten des Romans ab. Denn in der erzählten Welt gilt nahezu unbeschränkt das starre System von *êre* und *râche*, das für den Untergang mitverantwortlich ist. So dienen etwa auch all ihre diplomatischen Bestrebungen der Vorbereitung und Rechtfertigung bzw. Provokation eines erneuten Gewaltausbruchs. Und auch Hectors ritterlicher Anstand führt nur oberflächlich zur Reglementierung der Gewalt und wird zugunsten der Gewaltausübung instrumentalisiert. Innerhalb der Welt des *Trojanerkriegs* erweist sich die ritterliche Tugend daher genauso wie die archaische *êre* als im Kern *antisozial*. Die kriegstreibenden Figuren verfügen *immer*, egal wie vorbildlich sie nach außen hin erscheinen, über ein nur auf ihre unmittelbaren persönlichen Interessen zugeschnittenes Zukunftskonzept, das sich aufgrund seiner geringen „zeitlichen Reichweite“ nicht als Grundlage politischer Entscheidungen eignet. Stattdessen macht auch Hectors makellose Ritterethik alles nur noch schlimmer und führt genauso in den Untergang, wie das diesen Normen vorgeordnete, egozentrische Streben der Figuren nach Ruhm und Rache. Stehen beide Handlungsansätze im Konflikt, setzt sich

stets das Ruhmes- und Rachestreben durch; eine Synthese aus archaischen und höfischen Wertvorstellungen gelingt nur dort, wo sich ritterliche Ideale dem archaischen Rache- und Ruhmstreben unterordnen lassen.

Wenn aber sowohl die heroische wie auch die ritterliche Ethik einem stabilen Gemeinwesen entgegenstehen und letztlich in den Tod führen, und auch Licomedes' gewaltfreie Regentschaft keine echte Alternative dazu bildet, bleibt nur ein vollständiger Neuanfang als Ausweg: In diesem Zusammenhang ist insbesondere die Figur des Ênêas als bekanntester Trojaflüchtling interessant. Denn indem er sich als rationale Stimme explizit gegen die erste Waffenruhe mit den Griechen ausspricht, kann ihm nicht (wie in anderen Überlieferungstraditionen) der Vorwurf der Feigheit gemacht werden. Im *Trojanerkrieg* erfährt er stattdessen eine Aufwertung vom feigen Flüchtling zum Begründer Roms und der mal. Zivilisation: Ênêas schützt den Fortbestand der Gemeinschaft durch seine Flucht, indem er diesen höher wertet als seine persönliche Kriegerehre. Der Vorrang der Gemeinschaft vor den Interessen des Einzelnen (das sog. *bonum commune*) ist jedoch ein sehr moderner, in den Städten aufkommender Gedanke,⁸¹⁷ der sich vom mittelalterlichen Denken abhebt und in die Zukunft vorausweist. Entsprechend wird dieses Konzept im *Trojanerkrieg* lediglich angedeutet und innerhalb der Grenzen des Fragments auch nicht zu einem echten Gegenkonzept zur höfischen Kultur/Adelsethik ausgebaut. Stattdessen zeigt Konrad im *Trojanerkrieg*, wie eine Gesellschaft daran zugrunde geht, dass die Entscheidungsträger für die kollektiven Folgen ihres Handelns blind bleiben. Hierbei macht es keinen Unterschied, ob sich die Handlungsziele der Figuren auf ihr *minne*-Begehren, die Wiederherstellung ihrer Krieger-*êre* oder die Bewährung im ritterlichen Zweikampf beziehen. Innerhalb der alten Strukturen kann es keinen Ausweg aus der Misere geben.

817 Konrad war ebenfalls Stadtbürger, genauso wie der Auftraggeber des *Trojanerkriegs* Dietrich an dem Orte, vgl. Ursula Peters: *Literatur in der Stadt. Studien zu den sozialen Voraussetzungen und kulturellen Organisationsformen städtischer Literatur im 13. und 14. Jahrhundert*. Tübingen 1983 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; 7), S. 114-137.

5 Zusammenfassung und ideengeschichtlicher Ausblick

Die Zielsetzung dieser Studie zu Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg* bestand darin, die Zeit- und Zukunftskonzepte der Romanhandlung anhand einer figurenzentrierten Textanalyse zu untersuchen. Es ließ sich zeigen, dass sowohl die Modellierung der Zeit als auch das damit verbundene Zukunftswissen der Figuren vor dem Hintergrund der stoffgeschichtlich vorgegebenen Zerstörung Trojas variieren, dass es einen Unterschied macht, ob die einzelnen Akteure als Eltern, als Liebende oder als Rächende in Erscheinung treten.

Die Zeitvorstellung der Jugendgeschichten und der Kriegshandlung lässt sich zunächst als progressiv beschreiben. Denn hier reihen sich die historischen Ereignisse der Weltgeschichte in zeitlicher Folge aneinander. Allerdings wird diese voranschreitende Zeit von mehreren zirkulären bzw. spiralförmigen Zeitformen überlagert und durchbrochen, die sich aus den sich schematisch wiederholenden *minne-* und *râche-*Bestrebungen der Figuren ergeben. Im *Trojanerkrieg* existiert also auch eine mythische Zeit, in der sich die *zeitlosen* Konstanten der Romanwelt offenbaren und in der den Figuren der Status von Exempeln zufällt, an denen die Zeit keine Spuren hinterlässt;⁸¹⁸ als Liebende oder Kämpfende altern sie nicht.⁸¹⁹ Vergangenheit und Zukunft fallen hier gewissermaßen in der Gegenwart zusammen, weil sich die Prinzipien, anhand derer sich das Geschehen entwickelt, niemals ändern.

818 Auch Finkle bemerkt die „ausgeprägte Tendenz zu ausführlichen Wiederholungen“, versteht sie aber als einen „Überrest mündlichen Erzählens“, da „die wiederholten Teile wie modifizierte Markierungen einer Memorialfunktion“ wirkten. (Finkle: *Zerstörung und Wiederaufbau*, S. 65) Dagegen spricht aber, dass Konrads *Trojanerkrieg* auf schriftlichen Quellen basiert, es sich somit also nur um ein mündliches Erbe mindestens zweiter Ordnung handelt. Die klare textimmanente Funktion dieser Wiederholungen, d. h. die durch sie vermittelte Regelmäßigkeit und Überzeitlichkeit der Geschehensabläufe, übersieht sie.

819 Vgl. die Analysen zur Semantik des Lebensalters in Kap. 2.2.6.

Hinsichtlich des Zukunftswissens und des damit verbundenen Gestaltungsspielraums der Figuren lassen sich zwei Möglichkeiten unterscheiden, wie sie die in den innerweltlichen Prophezeiungen enthaltenen Informationen über die Zukunft ausdeuten können: Entweder sie verstehen diese Vorausdeutungen als apodiktisch und damit auch die eigene Zukunft als von ihnen übergeordneten Notwendigkeiten determiniert, oder sie deuten sie als bedingt und sehen sich selbst dazu in der Lage, Einfluss auf ihre Zukunft zu nehmen. Die drei großen, hier behandelten Themenbereiche des Romans (Jugend, *minne* und *strîf*) zeugen jedoch allesamt von der „Uneindeutigkeit“ bzw. „Mehrschichtigkeit“ der kausalen wie finalen Handlungsmotive,⁸²⁰ da die Figuren sowohl als „Spielbälle“ fremder Mächte als auch als eigenverantwortlich handelnde Subjekte auftreten. Die Verantwortung für die Katastrophe kann also nicht alleine ihnen zugeschrieben werden. Vielmehr spielt Konrad im *Trojanerkrieg* mit der Eigendynamik der fatalen Prozesse, die den Untergang der Trojaner vorbereiten. Wobei er an der Schnittstelle zwischen Selbst- und Fremdbestimmung insbesondere auf den Bereich abzielt, in dem die Handlungspläne einzelner Figuren sich zwar negativ auf einen ganzen Personenverband auswirken, in dem ihre unerwünschten Konsequenzen aber auch nicht in ihrer ganzen Tragweite vorherzusehen sind.

Die innerweltliche Präsenz der Schicksalsmächte variiert dabei zusammen mit dem Grad an Verantwortung, den Konrad den Figuren für das Geschehen zuspricht: Prîamus und Thêtis etwa bemühen sich in den Jugendgeschichten von Pârîs und Achill darum, die ihnen vorausgesagte Zukunft ihrer Söhne „umzuschreiben“, da sie sich durch das ihnen zuteil gewordene Wissen über die Zukunft in der Handlungsverantwortung sehen. Die kausal-logisch motivierten Handlungspläne der Figuren stehen hier also in einem antagonistischen Verhältnis zum prophezeiten bzw. final motivierten Geschehensverlauf. Letztlich wird die Zukunft der Figuren jedoch vollständig von Einflussfaktoren bestimmt, die ihrem Willen übergeordnet sind – der christlichen *providentia*, den antiken Göttern, dem sich in den Prophezeiungen ausdrückenden Schicksal, dem Zufall sowie der *natûre* oder *art* der Kinder –, sodass ihre Interventionsversuche ins Leere laufen und/oder das prophezeite Schicksal mit herbeiführen. Die Notwendigkeiten der finalen Motivation setzen sich gegen Prîamus' und Thêtis' eigene Zielvorstellungen durch.

Ihrem Zukunftswissen kommt daher die paradoxe Funktion zu, die Handlung anzustoßen, ohne dass sich dadurch irgendeine „echte“ (d. h. nachhaltige und nicht schon zuvor

820 Ähnlich führt Gebert die Handlungsmotivation vor dem Ausbruch des Krieges auf „komplexe Begründungsdynamiken [...], die sich eher kontingent überlappen, als lückenlos ineinanderzugreifen“, zurück. (Gebert: *Narration und Ostension*, S. 32)

vorgesehene) Veränderung in der erzählten Welt ergäbe, es eröffnen sich lediglich Scheinalternativen zum den Figuren vorausgesagten Schicksal. Dementsprechend bereiten die Jugendgeschichten von Pâris und Achill die Kriegshandlung auch gegen die Intentionen ihrer Eltern vor, werden die von Prîamus und Thêtis als Alternativen zum vorausgesagten Geschehensverlauf eröffneten „Seitenarme“ der Handlung (Pâris' Jugend bei den Hirten und Achills Leben als Jocundille) früher oder später wieder in den auf den Untergang der Trojaner als Zielpunkt zulaufenden Haupthandlungsstrang integriert.

Für Pâris und Achill gestaltet sich die Situation hingegen anders, denn ihre Intentionen stimmen mit ihrer Handlungsrolle überein – beide *wollen* sie, was sie *müssen* – sodass alle kausalen und finalen Handlungsmotive bei ihnen auf dasselbe Ziel hinauslaufen: Nachdem Pâris sich (aufgrund seines überragenden Urteilsvermögens oder weil er dazu gezwungen wird?) im Streit der Göttinnen für die Liebe entschieden hat, strebt er – nunmehr blind für alle Konsequenzen – nur noch danach, Helena für sich zu gewinnen; Achills natürliche Begabung zum Kampf und seine harte Kriegerausbildung führen wiederum dazu, dass der Krieg gegen Troja sich auch für ihn persönlich als das Ziel seiner Existenz darstellt. Auch von dieser Warte aus ist es Prîamus und Thêtis daher unmöglich, die Zukunft ihrer Kinder entscheidend zu verändern.

Ambivalenter ist hingegen das Bild, das sich bei der genauen Betrachtung der Liebesgeschichten des Romans ergibt: Der Status der Figuren schwankt hier ständig zwischen dem selbstbestimmter Subjekte und dem „ferngesteuerter“ Objekte. Auf diese Weise bleibt bis zuletzt unklar, welchen Eigenanteil die Liebenden selbst am Scheitern ihrer Beziehungen und dem daraus erwachsenden Leid tragen: Auf der einen Seite folgt das Wirken der *minne* einem Paradigma der Endlichkeit und Zufälligkeit, dem die Figuren hilflos ausgeliefert sind, d. h. selbst wenn sie zunächst eine auf Treue und Beständigkeit ausgerichtete Verbindung zu ihrem/r Geliebten anstreben, lässt sich diese nicht realisieren, da es nur eine Frage der Zeit ist, bis die *minne* (im Verbund mit den Kräften der *natûre*, den Gesetzmäßigkeiten der *jugent* und dem *gemeinen recht*) ihnen ein neues Verlangen „aufzwingt“. Zwischen den Handlungsplänen der Figuren und dem tatsächlichen Gang der Ereignisse besteht im Wirkungsbereich der *minne* also letztlich gar keine Verbindung. Die Zukunft bricht völlig unvermittelt über die Liebenden herein.

Auf der anderen Seite wird ihnen auch eine Mitschuld am Scheitern ihrer Beziehungen und den daraus folgenden Problemen gegeben: So offenbaren Mêtêtis und Helenês innere

Konflikte nicht nur, dass sie durchaus um die Unwägbarkeiten der *minne* wissen, sie implizieren auch eine Wahlmöglichkeit und damit Verantwortung für den Vorrang, den sie der Liebe scheinbar zwangsläufig einräumen. Denn im Zweifelsfall entscheiden sich die Figuren auch wider ihr besseres Zukunftswissen für die *minne*. Dort, wo dieses Wissen nicht ungenutzt bleibt, verwenden sie es allein dazu, ihre insgeheim ersehnte Unterwerfung unter das Gebot der Liebe zu rechtfertigen. Unter dem Einfluss der *minne* richten sie ihr Streben allein an der (kurzfristigen) Befriedigung ihres sexuellen Begehrens aus. Alles über diesen Zielpunkt Hinausreichende oder davon Abweichende hat für sie keinerlei Relevanz. Aus dieser Perspektive besehen stellt ihre bedingungslose Unterordnung unter das Diktat der *minne* aber nicht nur eine Notwendigkeit, sondern auch eine willentliche Entscheidung dar, die – wie an Jâsons und Hercules' grausamem Ableben am eindrücklichsten illustriert – stets negative Konsequenzen nach sich zieht. Im Kontext der Liebesgeschichten ist die Zukunft für die Figuren somit einerseits nicht vorhersehbar; die *minne* überfällt sie plötzlich und folgt dabei einem der Glücksradmetapher vergleichbarem, zyklischen Ablaufschema. Andererseits sind diese Abläufe ebenso menschengemacht, denn die Figuren führen sie durch ihre Fehlentscheidungen selbst herbei, sodass die Morde an Hercules und Jâson auch als Strafen für ihre Treuebrüche gelesen werden können.

Die Liebenden geraten dabei zu Exempeln für das unheilvolle Wirken der *minne*, das mit seiner paradigmatischen Endlichkeit und Zufälligkeit in einem Spannungsverhältnis zu den subjektiven Erwartungen der Figuren hinsichtlich der potentiellen Unendlichkeit ihrer Liebesbeziehungen steht. Gut vergleichen lässt sich das Handlungsschema der *minne* daher mit dem Rad der Fortuna, auf dem die Liebenden bei ihrer Vereinigung „aufsteigen“, bevor sie bei ihrer Trennung wieder „absteigen“. Mit der progressiven Zeit des „historischen“ Kriegsgeschehens sind die Liebesgeschichten des *Trojanerkriegs* in der Regel nur lose verbunden, sie bilden einen eigenen, zyklisch konzipierten Themenschwerpunkt des Romans. Allein in der Beziehung von Pârîs und Helenâ überlagern sich diese beiden Zeitkonzepte, denn als einer, wenn nicht gar der wichtigste Kriegsauslöser, läuft sie unmittelbar auf die den Trojanern vorausgesagte Katastrophe hinaus.

Während die Verantwortlichkeiten für den katastrophalen Ausgang des Romans innerhalb der *minne*-Handlung letztlich in der Schwebe bleiben, stellt die die Kriegshandlung vorantreibende Rachespirale zwischen Griechen und Trojanern ein vornehmlich von den Figuren selbst aufrechterhaltenes Handlungsmuster dar. Gott, das Unglück und der Zufall greifen zwar auch hier in das Geschehen ein und verhindern am Ende des

Romanfragments den greifbaren Sieg der Trojaner. Doch dass es überhaupt zum Krieg zwischen ihnen und den Griechen kommt, ist in erster Linie dem die Rachespirale in Gang haltenden heroischen *zorn* der Figuren und damit ihnen selbst anzulasten. Von Zornesgefühlen erfüllt streben sie einzig und allein nach der Vergeltung vergangener Entehrungen; andere und/oder darüber hinausreichende Handlungsziele spielen für sie keine Rolle. Wie in ihren Liebesbeziehungen verfügen sie daher auch bei ihren kriegerischen Auseinandersetzungen nur über ein sehr eingeschränktes, allein auf die (kurzfristige) Befriedigung ihrer egoistischen Bedürfnisse zugeschnittenes Zukunftskonzept und blenden alles Wissen über die Zukunft, das ihren Bestrebungen zuwiderlaufen könnte, aus. Und wie das Ablaufschema der *minne* ist auch das Vergeltungsstreben der Figuren zyklisch zu denken: Da das Leid der einen Seite zugleich die Bedingung für das Glück der anderen darstellt, generieren die Figuren bei ihren Gegnern den Wunsch nach Vergeltung stets von Neuem, wenn sie ihr eigenes Rachebedürfnis befriedigen. Zwischen den verfeindeten Griechen und Trojanern entsteht so eine sich fortwährend weiterdrehende *zornes-* bzw. *râche-*Spirale, die ihr Ende erst mit der unwiderruflichen Niederlage einer der beiden Kriegsparteien gefunden hätte. Im Unterschied zu den (sich mehr oder weniger isoliert voneinander entwickelnden) Liebesgeschichten sind die Rachehandlungen als „historische“ Ereignisse jedoch auch mit der progressiven Zeit verbunden und stehen in einer kausal-logischen Beziehung zueinander, aus der sich der große Handlungsbogen des Romanfragments ergibt. Von daher lässt sich das Kriegsgeschehen am besten mit dem Bild eines auf dem Zeitstrahl der historischen Zeit fahrenden Rades umschreiben: Während die Figuren auf dem Glücksrad auf- und absteigen, entrollt sich die Historie.

Eine ganz eigene Zeitkonzeption liegt hingegen Hectors Entscheiden und Handeln zugrunde, da Konrad ihm sowohl die Rolle des ruhmsüchtigen Heros als auch die des höfischen Ritters zuschreibt. Seine ritterliche Vorbildlichkeit zeigt sich etwa, wenn er das Leben seiner im Zweikampf unterlegenen Gegner schont oder den Bitten der Griechen um eine Waffenruhe nachkommt. Auffälligerweise führt Hectors ritterliche Ethik aber nicht (wie im klassischen Artusroman) zur Normierung und Begrenzung der archaischen, das Gemeinwesen bedrohenden Gewalt, sondern sie trägt im Gegenteil zu ihrer Eskalation bei. Erklären lässt sich dieser paradoxe Befund über seine persönlichen Zeit- und Zukunftskonzepte, die nicht mit der linear voranschreitenden Zeit der Weltgeschichte übereinstimmen: Denn Hector folgt der Logik und dem Zeitverständnis des klassischen

Artusromans, der sog. *Aventiurezeit*, wenn er voraussetzt, dass sich die Zeit wie im *ahistorischen* Artusroman *nach seinen Bedürfnissen* richtet und ihn als „Maß der Progression“ anerkennt.⁸²¹ Erst unter dieser Prämisse können Gegner verschont und dem feindlichen Heer Kriegspausen gewährt werden, ohne dass sich das nachteilig auf die eigene Position auswirkt. Tatsächlich verläuft die dem *historischen Kriegsgeschehen* zugrundeliegende Zeit jedoch *unabhängig von ihm*, sodass es zu seinen für die Welt des *Trojanerkriegs* völlig unangemessenen Fehlentscheidungen kommt. Der wichtigste Held der Trojaner wirkt wie ein aus der Zeit gefallener „Fremdkörper“, der seine eigene Stellung in der erzählten Welt nicht begreift. So gesehen stellt der prophezeite Untergang der Trojaner vornehmlich das Resultat einer Kette von menschlichen Fehleinschätzungen und -entscheidungen dar,⁸²² für die die Figuren selbst die Verantwortung zu tragen haben, auch wenn die „zufälligen“ Ereignisse um die Begegnung zwischen Hector und Ajax dafür sprechen, dass *got* das (nicht mehr auserzählte) Ende des Krieges (mit-)bestimmt hätte.⁸²³

In Abhängigkeit vom jeweiligen Situationskontext machen die Figuren daher widersprüchliche Erfahrungen hinsichtlich ihres persönlichen Handlungs- und Gestaltungsspielraums: Einerseits scheitern sie (als Eltern) an ihren Vorhaben oder begreifen sich (als Liebende) unter einem ihnen auferlegten Handlungszwang, andererseits verstehen sie sich und ihre Zukunft (im Kontext der Schlachten) als frei. Dementsprechend variiert auch die Bedeutung, die ihrem Wissen über die Zukunft zukommt: Mal bleibt es praktisch folgenlos oder erweist sich als nicht zu erlangen, mal bleibt es ungenutzt oder wird zweckdienlich interpretiert. All diese Positionen stehen im *Trojanerkrieg* nebeneinander und werden anhand des Handlungsverlaufs diskutiert. Dabei zeichnet sich allerdings eine Kräftehierarchie ab: Die Freiheit des Menschen ist in einem diese begrenzenden, vordefinierten Rahmen anzusetzen, der sich vornehmlich aus dem komplexen Zusammenspiel von christlicher *providentia*, dem Willen der antiken Götter, dem Schicksal bzw. der Fortuna, dem Zufall, den Kräften der *natûre* und der angeborenen *art* der Figuren ergibt.⁸²⁴ Je nachdem auf welchen Erzählabschnitt man sich bei der Analyse des Romans bezieht, gelangt man daher zu unterschiedlichen Erkenntnissen darüber, wie dieser Rahmen zu

821 Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 83.

822 Ähnlich Pfennig, der auf die „Melange aus diplomatischem Ungeschick (Lamedon), unheilvollen Rachege-lüsten (Hercules, Priamus), Machtpolitik (Agamemnon) und individueller Rücksichtslosigkeit (Thelamon, Paris)“ hinweist, die die Entstehung und Entwicklung des Krieges vorantreiben (Pfennig: *erniuwen*, S. 285).

823 Der Zufall scheint hier, wie auch bei Pâris' Rettung, dem Willen Gottes unterstellt zu sein.

824 Ähnlich auch schon Cormeau: Quellenkompendium oder Erzählkonzept, S. 311 u. 319.

definieren sei. Aus diesem Umstand erklären sich denn auch die teils konträren Ansichten innerhalb der jüngeren mediävistischen Forschung:⁸²⁵ Je nach Situation variieren die Freiheitsgrade der Figuren zwischen den Polen Selbst- und Fremdbestimmung, schwankt ihr Umgang mit dem ihnen zur Verfügung gestellten Wissen über die Zukunft zwischen Ohnmacht, Ignoranz und Instrumentalisierung.

Deutlich zeigt sich dabei, dass ihr Blick in die Zukunft eben nicht der allumfassenden Perspektive Gottes entspricht – der, selbst der Zeit enthoben, alles vergangene, gegenwärtige und zukünftige Geschehen überblickt – weshalb sich die Zukunft für sie in ihrer Unvorhersehbarkeit durchaus als kontingent erweist. Entsprechend lässt sich beobachten, dass es, je näher das zu erwartende Ereignis an der Gegenwart liegt, umso wahrscheinlicher ist, dass die Figuren die dazu führenden kausalen Relationen richtig interpretieren bzw. dass ihre Handlungspläne, sofern sie ein bestimmtes, zukünftiges Geschehen *en detail* vorwegnehmen – wie Médêâs Handlungsanweisungen für Jâson im Kampf um das Goldene Vlies oder Hercules' Schlachtplan für die erste Zerstörung Trojas –, sich tatsächlich umsetzen lassen. Im überschaubaren, temporalen „Nahbereich“ haben die Figuren also eher die Möglichkeit, die Zukunft mitzugestalten, als wenn sie Ziele anvisieren, die in großer zeitlicher Ferne liegen und die gegebenenfalls von Einflussfaktoren mitbestimmt werden, die sie aus ihrer gegenwärtigen Position heraus noch gar nicht überblicken können.

Vergleicht man nun die Situationen, die dem Gestaltungswillen der wichtigsten Protagonisten (weitestgehend) unterliegen, wird allerdings ersichtlich, dass es personenübergreifend nur zwei Zielvorstellungen gibt, auf die sie ihr Handeln ausrichten: Sie streben entweder nach der Erfüllung ihres libidinösen oder ihres aggressiven Begehrens; d.h. sie folgen den die einzelnen Handlungsstränge des Romans motivisch verbindenden Ablaufschemata der *minne* und *râche*. Dabei richten sie ihr Handeln uneingeschränkt auf das von ihnen anvisierte Desiderat aus (die Vereinigung mit dem/r *einen* Geliebten bzw. die Vergeltung für *eine bestimmte* Herabwürdigung der eigenen Ehre), woraus sich ihre sehr eingeschränkten, allein auf den persönlichen Zielpunkt ausgerichteten Zukunftskonzepte ergeben. Tatsächlich sind sie aber nicht nur in private Handlungskontexte – wie ihr persönliches Streben nach *minne* und *êre* – eingebunden, sondern auch in das gesellschaftspolitisch relevante Kriegsgeschehen. Doch bei der Zukunftsplanung verhalten sie sich so, als gäbe es nur die Ebene des Privaten. Insofern lassen sich die Handlungsschemata von

825 Vgl. den Forschungsüberblick in Kap. 1.2.

minne und *zorn* im *Trojanerkrieg* nicht nur als a-moralisch, sondern auch als a-sozial beschreiben. Indem die *minne*- und *zornes*-Gefühle der Figuren bei der Entführung Helenâs aber auf eine gemeinsame Zielvorstellung hinauslaufen, ergibt sich die den Trojanern vorausgesagte Katastrophe aus dem Zusammenspiel dieser beiden wichtigsten Triebfedern menschlichen Handelns und ist in diesem Sinne auch „menschengemacht“.

Auf der anderen Seite zeugen alle hier untersuchten Themenbereiche des Romans (Jugend, *minne* und *strît*) davon, dass die den Figuren übergeordneten Mächte großen Einfluss auf die Handlung des *Trojanerkriegs* ausüben. Allerdings wird nicht klar, wie diese Mächte zu deuten sind. Sind sie allesamt christlich, als Instrumente der *providentia*, zu verstehen? Und wenn ja, welcher Stellenwert käme dann dem Willen des Menschen zu? Oder ist das Geschehen doch eher auf eine dem antiken Fatum oder der Göttin Fortuna nachempfundene, eigenständige Schicksalsmacht zurückzuführen? Möglicherweise steht das Glück aber auch synonym für den Zufall und verweist damit auf die Kontingenz der erzählten Welt und damit indirekt auf den Gestaltungsspielraum des Menschen? Gegen diese letzte Lesart spricht jedoch die auffällige Häufung der Zufälle in den Schlüsselszenen des Romans (wie bei der Errettung des Pârîs oder der Begegnung von Ajax und Hector, die den schon greifbaren Sieg der Trojaner vereitelt), die vielmehr den Eindruck erweckt, als würden die Figuren einem ihnen (wie den Rezipienten) unbekanntem (Heils?-)Plan folgen, d. h. gerade nicht *zufällig* agieren.⁸²⁶ Dieses Nebeneinander konkurrierender bzw. konfligierender Deutungsansätze ist typisch für den gesamten *Trojanerkrieg* und zeugt sowohl von der Komplexität als auch von der Ambivalenz des dargestellten Weltbildes. Eine einzige, dominante Lesart lässt sich daraus kaum ableiten, vielmehr spiegeln sich in der gewollten Uneindeutigkeit des Romans die Zweifel an der Formbarkeit des eigenen Lebens wider.

Als ideengeschichtlicher Vergleichspunkt bietet sich etwa die Unentschlossenheit Augustins hinsichtlich der Stellung des Menschen im Angesicht seines allmächtigen und allwissenden Schöpfers an: Vertrat Augustin zunächst noch eine Haltung, die dem Menschen „die Möglichkeit freier Willensentscheidung“ zugestand, war er ab 397 von der „menschlichen Ohnmacht und der unvorgreiflich bestimmenden Gnade [Gottes]“⁸²⁷ überzeugt. Besonders anschaulich wird dieser Bruch im 9. Kapitel seiner *retractiones*:

Der Wille ist es, mit dem gesündigt als auch recht gelebt wird, und darum allein ging es bei unseren Äußerungen. Wenn aber die Gnade Gottes diesem Willen nicht die Befreiung von jener Knechtschaft zuteilt, durch die er *Knecht der Sünde* (Röm 6, 17, 20) wurde, ihm also nicht

826 Vgl. Störmer-Caysa: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen, S. 98.

827 Vgl. Flasch: Das philosophische Denken, S. 37-53, hier S. 43 u. 49.

geholfen wird, die Laster zu besiegen, ist für sterbliche Menschen ein gerechtes und frommes Leben unmöglich.⁸²⁸

Deutlich tritt hier die Parallele zum Welt- und Menschenbild des *Trojanerkriegs* zutage, in dem das Verhältnis der Figuren zur Handlung des Romans immer wieder zwischen den Polen Fremdbestimmung und Handlungsfreiheit oszilliert. Die Frage nach ihrer Verantwortung für das Geschehen wird dadurch allerdings gerade nicht „ausgeklammert“⁸²⁹. Das Gegenteil ist der Fall: Sie wird über weite Strecken des Romans in verschiedenen Varianten, d. h. in einem Kontinuum von Grautönen zwischen den beiden oben genannten Extrempolen durchgespielt und je nach Situationskontext unterschiedlich beantwortet. Schaut man hingegen allein auf den Menschen, stellt sich das im *Trojanerkrieg* gezeichnete Bild eindeutig negativ dar: Die wichtigsten Triebfedern seines Handelns, *minne* und *zorn*, enden stets in Verrat und Tod, da sowohl die Griechen als auch die Trojaner bei der Zukunftsplanung nur bis zur Befriedigung ihrer libidinösen bzw. aggressiven Bedürfnisse vorausdenken. Alles, was über diese egozentrischen Handlungsziele hinausreicht oder davon abweichen würde, blenden sie konsequent aus.

Vor diesem Hintergrund bieten sich die Überlegungen des Thomas von Aquin als zweiter, ideengeschichtlicher Vergleichspunkt an, um das negative Welt- und Menschenbild des Romans genauer zu erfassen. Denn anders als von Thomas angenommen bzw. gefordert,⁸³⁰ zeigt sich am Geschehensverlauf des *Trojanerkriegs* deutlich, dass der Intellekt der Figuren ihren Leidenschaften (*potentiae appetitivae*), gerade *nicht* übergeordnet ist, sondern dass er in ihrem Sinne instrumentalisiert wird: Pârîs etwa plant Helenas Entführung, um mit ihr das Bett zu teilen; Hercules entwirft einen Schlachtplan gegen die Trojaner, um sich an ihnen zu rächen. Der Roman erteilt der von Thomas vertretenen, optimistischen These vom Primat des Verstandes also eine klare Absage. Stattdessen zeigt der *Trojanerkrieg* die Kehrseite der höfischen Lebensweise, indem er deren zentrale Werte, *minne* und *strît*, kritisch hinterfragt: Statt zu einer Normierung des Verhaltens bzw. zur Befriedigung der gesellschaftlichen Verhältnisse beizutragen,⁸³¹ zielen diese Ideale auf erotische Triebbefriedigung, mörderische Gewaltexzesse, Chaos und Zerstörung ab.⁸³² Unter

828 [„Voluntas quippe est qua et peccatur et recte vivitur: quod his verbis egimus. Voluntas ergo ipsa nisi Dei gratia liberetur a servitute, qua facta est *serva peccati*, et ut vitia superet adiuvetur, recte pieque vivi a mortalibus non potest.“] (Aurelius Augustinus: Die *Retractationen* in zwei Büchern. *Retractationum libri duo*. Hrsg. u. übers. v. Carl Johann Perl. Paderborn 1976, S. 42-43.)

829 Lienert: *Antikenromane*, S. 128.

830 Vgl. den Exkurs zu „Liebe oder Vernunft bei Thomas von Aquin und Johannes Duns Scotus“ in Kap. 1.2. Helenus, Panther und Cassander verkörpern als Vertreter der Vernunft/des Intellekts ein Gegenkonzept zum libidinösen und/oder aggressiven Streben der Figuren, das sich diesen allerdings als unterlegen erweist.

831 Vgl. Heinzle: *Der gerechte Richter*, S. 289-290.

832 Anders als im klassischen Artusroman werden die Probleme der Adelskultur also nicht in eine unhöfische

der Oberfläche des „schönen Scheins“ ist das Wertesystem der höfischen Gesellschaft defizitär, führt es geradewegs in ihre eigene Zerstörung.⁸³³ Die Kritik an der Fehlorientierung des Menschen ist letztlich jedoch kulturübergreifend zu verstehen, denn die Prinzipien, an denen die Figuren ihr Handeln ausrichten, sind weder an eine bestimmten Zeit, noch an eine bestimmte Kulturstufe gebunden: Ihr *minne*- und *râche*-Streben nimmt immer denselben Verlauf. Insofern zeichnet Konrad das Bild einer defizitären Vergangenheit, um mit diesem auch die Gegenwart kritisch zu hinterfragen.

Die einzige Möglichkeit, diesen destruktiven Strukturen zu entkommen, eröffnet sich auf der Ebene des Einzelnen in der Abkehr von der Rolle des Kriegers bzw. aus der Gemeinschaft. Im *Trojanerkrieg* bedeutet dies – wie von Cassander propagiert – die außerhalb des Romanfragments liegende, stoffgeschichtlich aber auch bei Konrad anzunehmende Flucht der überlebenden Ratgeberfiguren um Êneas aus dem untergegangenen Troja. Indem sie die zerstörte Stadt hinter sich lassen – statt wiederum auf *râche* zu sinnen – entziehen sie sich der Handlungslogik der zerstörten Welt und wagen einen echten Neuanfang. Für die Gemeinschaft der Trojaner wird hingegen keine solche Alternative angeboten. Gleichwohl impliziert die Handlungslogik des Romans den Vorrang der Gemeinschaft vor den Eigeninteressen der Figuren und damit ein „modernes“, in die Städte der Frühen Neuzeit vorausweisendes Konzept des *bonum commune*. Aufgrund des Fragmentcharakters des Romans muss die Frage, ob Konrad daraus tatsächlich ein echtes Gegenkonzept zur höfischen Kultur/Adelsethik und auch ein optimistischeres Welt- und Menschenbild entwickeln wollte, allerdings offenbleiben.

Anderwelt verschoben, in der sich der Ritter als Repräsentant der höfischen Lebensweise behaupten muss, vgl. Dietl: Grenzstadt Troja, S. 644-645.

833 Vgl. Müller, dessen Analysen zum *Trojanerkrieg* vornehmlich auf das Auseinandertreten von Ethik und Ästhetik abzielen (Müller: *Blinding Sight*, S. 214 sowie Müller: *Höfische Kompromisse*, S. 452-460). Das Ritterideal wird von ihm als rein literarisch-ästhetisches Modell ausgelegt, das sich eben nicht in die historische Realität, in der keine Harmonie zwischen Ethik und Ästhetik vorliegt, übertragen lässt. Eine ähnliche, auf die Defizite der höfischen Gesellschaft ausgerichtete Deutung nehmen auch Schulz und Seus vor (vgl. Schulz: *Das Goldene Vlies*, S. 294 sowie Seus: *Heilsgeschichten*, S. 124-194).

6 Literaturverzeichnis

6.1 Primärliteratur

- Apollonius von Rhodos: Die Fahrt der Argonauten. Griechisch/Deutsch. Hrsg., übers., u. komm. v. Paul Dräger. Stuttgart 2010.
- Aristoteles: Metaphysik. Übers. u. eingel. v. Thomas Alexander Szlezák. Berlin 2003.
- Aristoteles: On Sleep and Dreams. Hrsg., übers., eingel., komm. u. m. Glossar v. David Gallop. Peterborough 1990.
- Aristoteles: Über die Seele. Griechisch/Deutsch. Übers. u. hrsg. v. Gernot Krapinger. Stuttgart 2011 (RUB; 18602).
- Augustinus: *Opera/Werke*. Kritische, zweisprachige Gesamtausgabe (lateinisch-deutsch). Bd. 50: *De mendacio, contra mendacium, contra Priscillianistas*. Eingel., neu übers. u. komm. v. Alfons Städele u. Volker Henning Dreccoll. Paderborn [u.a.] 2013.
- Aurelius Augustinus: *De Genesi ad Litteram. Libri Duodecim*. In: Sant'Agostino. Vita, Scritti, Pensiero, Santità, Attualità. Hrsg. v. Città Nuova Editrice. Aktualisiert am 31.01.2010.
<https://www.augustinus.it/latino/genesi_lettera/index2.htm>; abgerufen am 22.01.2019.
- Aurelius Augustinus: *De Genesi ad Litteram/Über den Wortlaut der Genesis. Libri Duodecim/Der große Genesiskommentar in zwölf Büchern*. Hrsg. v. Carl Johann Perl. Bd. 2: Buch VII bis XII. Paderborn 1964.
- Aurelius Augustinus: *Retractationum libri duo/Die Retraktionen in zwei Büchern*. Hrsg. u. übers. v. Carl Johann Perl. Paderborn 1976.
- Boethius, Anicius Manlius Severinus: *Consolatio philosophiae/Trost der Philosophie*. Lateinisch/Deutsch. Hrsg. u. übers. v. Ernst Gegenschatz u. Olof Gigon. München 1990 (Sammlung Tusculum).
<<https://www.degruyter.com/viewbooktoc/product/227470>>; abgerufen am: 12.02.2019.
- Cicero, Marcus Tullius: *Tusculanae disputationes/Gespräche in Tusculum*. Übers. u. hrsg. v. Ernst Alfred Kirfel. Stuttgart 2008.
- Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Nach d. Text v. Karl Bartsch u. Helmut de Boor ins Nhd. übers. u. komm. v. Siegfried Grosse. Stuttgart 2007 (RUB; 644).
- Der deutsche ‚Lucidarius‘. Bd. 1. Kritischer Text nach den Handschriften. Hrsg. v. Dagmar Gottschall u. Georg Steer. Tübingen 1994.
- Hartmann von Aue: *Iwein*. 4., überarb. Aufl. Text d. 7. Ausgabe v. Georg Friedrich Benecke, Karl Lachmann und Ludwig Wolff. Übers. u. Nachwort v. Thomas Cramer. Berlin/New York 2001.
- Heinrich von Veldeke: Eneasroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Nach d. Text v. Ludwig Ettmüller. Übers., Stellenkomm. u. Nachw. v. Dieter Kartschoke. Stuttgart 2007.
- Homer: *Odyssee*. Übers., Nachwort u. Register von Roland Hampe. Stuttgart 2010 (RUB; 280).

- Johannes Duns Scotus: *On the Will and Morality*. Ausgew. u. übers. mit Einf. v. Alan B. Wolter. Washington D.C. 1986.
- Johannes Duns Scotus: *Tractatus de primo principio*/Abhandlung über das erste Prinzip. Hrsg. u. übersetzt v. Wolfgang Kluxen. Darmstadt 1974 (Texte zur Forschung; 3).
- Johannes Duns Scotus: Über die Erkennbarkeit Gottes. Texte zur Philosophie und Theologie. Lateinisch/deutsch. Hrsg. u. übers. v. Hans Kraml u. a. Hamburg 2000 (Philosophische Bibliothek; 529).
- Macrobius, Ambrosius Theodosius: *Commentary on the Dream of Scipio*. Hrsg. v. William Harris Stahl. New York 1952 (Records of civilization; 48).
- Macrobius, Ambrosius Theodosius: *Commento al sogno di Scipione*. Testo latino a fronte. Übers. u. hrsg. v. Moreno Neri. Mailand 2007.
- Pfaffe Lamprecht: *Alexanderroman*. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Hrsg., übers. u. komm. v. Elisabeth Lienert. Stuttgart 2007 (RUB; 18508).
- Pfaffe Lamprecht: *Die Basler Bearbeitung von Lambrechts Alexander*. Hrsg. v. Richard Maria Werner. Tübingen 1881 (StLV; 154).
- Publius Ovid Naso: *Ars amatoria*/Liebeskunst. Lateinisch/Deutsch. Übers. u. hrsg. v. Michael von Albrecht. Stuttgart 2014 (RUB; 357).
- Publius Ovid Naso: *Remedia amoris*/Heilmittel gegen die Liebe. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und hrsg. v. Niklas Holzberg. Stuttgart 2011 (RUB; 18903).
- Rudolf von Ems: *Der guote Gêrhart*. Hrsg. v. John A. Asher. 2. rev. Aufl. Tübingen 1971.
- Thomas von Aquin: *Summa contra gentilis*/Summe gegen die Heiden. 5 Bde. Hrsg. u. übers. v. Karl Albert u. Paulus Engelhardt. Bd. 3.1 u. 3.2 hrsg. und übers. von Karl Allgaier, Bd. 4 hrsg., übers. u. m. einem Nachw. vers. v. Markus H. Wörner. Darmstadt 1974–1996 (Texte zur Forschung; 15-19).
- Thomas von Aquin: *Summa theologia*/Summe der Theologie. Die katholische Wahrheit oder die theologische Summa des Thomas von Aquin deutsch wiedergegeben durch Ceslaus Maria Schneider. 12 Bde. Regensburg 1886-1892.
<<http://www.unifr.ch/bkv/summa/inhalt1.htm>>; abgerufen am: 13.02.2019.
- Thomasin von Zerclaere: *Der wälsche Gast des Thomasin von Zirclaria*. Hrsg. v. Heinrich Rückert. Mit Einl. u. Reg. v. Friedrich Neumann. Berlin 1965.
- TK = Konrad von Würzburg: *Trojanerkrieg* und die anonym überlieferte Fortsetzung. Kritische Ausg. Hrsg. v. Heinz Thoelen u. Bianca Häberlein. Wiesbaden 2015 (Wisensliteratur im Mittelalter; 51).
- Vergil: *Aeneis*. Hrsg. u. übers. v. Johannes Gotte. 6. Aufl. München/Zürich 1983 (Sammlung Tusculum).
- Wolfram v. Eschenbach: *Parzival*. Mhd. Text nach d. Ausgabe v. Karl Lachmann. Übers. u. Nachwort v. Wolfgang Spiewok. Stuttgart 1981 (RUB; 3681).

6.2 Wörterbücher, Lexika, Nachschlagewerke

Adelung = Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen.

- Hrsg. v. Johann Christoph Adelung. 2., verm. U. verb. Ausg. Leipzig 1793–1801.
<<http://www.woerterbuchnetz.de/Adelung>>; abgerufen am 23.01.2019.
- BMZ = Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke ausgearbeitet von Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke. 3 Bde. Leipzig 1854-1866
<<http://www.woerterbuchnetz.de/BMZ>>; abgerufen am 29.01.2019.
- DLLMA = Deutsches Literatur-Lexikon. Das Mittelalter. Hrsg. v. Wolfgang Achnitz. Berlin/Boston 2011–2016.
- DNP = Der Neue Pauly. Hrsg. v. Hubert Cancik, Helmuth Schneider u. Manfred Landfester. Leiden u. a. 2006.
<http://dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_SIM_001>; abgerufen am 22.01.2019.
- DWB = Jakob Grimm/Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854–1971.
<<http://dwb.uni-trier.de/de/>>; abgerufen am: 12.03.2015.
- Eisler = Eislers Handwörterbuch der Philosophie. 2. Aufl. Neuhrg. v. Richard Müller-Freienfels. Berlin 1922.
- EM = Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. 15 Bde. Hrsg. v. Kurt Ranke u. Rolf Wilhelm Brednich. Berlin (u. a.) 1977–2015.
- EnFil I= Enciclopedia filosofica. Seconda edizione interamente rielaborata. I (a-conoscenza). Hrsg. v. Carlo Giacon [u. a.]. Florenz 1967.
- HWbPh = Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. v. Joachim Ritter. Basel/Darmstadt/Stuttgart 1971–2007.
- KIP = Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike. Hrsg. v. Konrat Ziegler und Walther Sontheimer. Band 1-5. München 1979.
- LexaG = Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters. Hrsg. v. Manfred Kern u. Alfred Ebenbauer u. Mitwirkung v. Silvia Krämer-Seifert. Berlin/New York 2003.
- Lexer = Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 3 Bde. Hrsg. v. Matthias Lexer. Leipzig 1872-1878.
<<http://www.woerterbuchnetz.de/Lexer>>; abgerufen am 23.01.2019.
- LexMA = Lexikon des Mittelalters. 10 Bde. München/Zürich/Lachen am Zürichsee 1980–1999.
- MetzLA = Metzler Lexikon Antike. Hrsg. v. Kai Brodersen und Bernhard Zimmermann. Stuttgart [u. a.] 2000.
- Meyers = Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 6. gänzlich Neubearb. u. verm. Aufl. Leipzig/Wien 1905–1909.
<<http://www.woerterbuchnetz.de/Meyers>>; abgerufen am 23.01.2019.
- Pauly = Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Hrsg. u. neu bearb. v. Georg Wissowa [u. a.]. 24 Bde, 2 Reihen und 15 Supplemente. Stuttgart 1893–1980.
- RAC = Reallexikon für Antike und Christentum. Sachwörterbuch zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt. Begr. v. Franz Joseph Dölger. Bd. 1-29. Stuttgart 1950–2018.

RGG = Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Hrsg. v. Hans Dieter Betz (u.a.). 8 Bde. u. Register. 4. völlig neu bearb. Aufl. Tübingen 2008.

RLW = Reallexikon der dt. Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der dt. Literaturgeschichte. Gemeinsam mit Georg Baumgart, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar hrsg. v. Harald Fricke. 3 Bde. Berlin/New York 1997–2000.

Roscher = Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. 6 Bde. Hrsg. v. Wilhelm Heinrich Roscher, weitergef. v. Konrat Ziegler. Leipzig 1886–1937.

VerfLex = Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Begr. v. Wolfgang Stammer, fortgef. v. Karl Langosch, hrsg. v. Burghart Wachinger (u. a.). Red. Christine Stöllinger-Löser. 2., völlig neu bearb. Aufl. 14 Bde. Berlin (u. a.) 1978–2008 (2011).

<<https://www.degruyter.com/view/serial/15996>>; abgerufen am 12.02.2019

WbaPh = Wörterbuch der antiken Philosophie. Hrsg. v. Christoph Horn u. Christof Rapp. München 2002

6.3 Sekundärliteratur

Aertsen, Jan Adrianus: Thomas von Aquin. Alle Menschen verlangen von Natur nach Wissen. In: Philosophen des Mittelalters. Eine Einführung. Hrsg. v. Theo Kobusch. Darmstadt 2000. S. 186-201.

Althoff, Gerd: Genugtuung (*satisfactio*). Zur Eigenart gütlicher Konfliktbeilegung im Mittelalter. In: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Hrsg. v. Joachim Heinzle. Frankfurt a. M./Leipzig 1994. S. 247-265.

Althoff, Gerd: Spielregeln der Politik im Mittelalter: Kommunikation in Frieden und Fehde. Darmstadt 1997.

Bachtin, Michail Michailowitsch: Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik. Hrsg. v. Edward Kowalski u. Michael Wegner, übers. v. Michael Dewey. Frankfurt a. M. 1989 (Fischer-Taschenbücher; 7418/Fischer-Wissenschaft).

Bauer, Johannes Baptist: Herz. In: RAC Bd. XIV. Stuttgart 1988. Sp. 1093-1131.

Baumgartner, Hans-Michael: Art. In: HWbPh Bd. 1. Sp. 525-531.

Beckmann, Jan Peter: Johannes Duns Scotus und Wilhelm von Ockham: Willensfreiheit als rationales Handlungsprinzip. In: Hat der Mensch einen freien Willen? Die Antworten der großen Philosophen. Hrsg. v. Uwe an der Heiden u. Helmut Schneider. Stuttgart 2007 (RUB; 18521). S. 114-127.

Bennewitz, Ingrid: Der Körper der Dame. Zur Konstruktion von „Weiblichkeit“ in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: „Aufführung“ und „Schrift“ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Jan-Dirk Müller. Stuttgart/Weimar 1996 (Germanistische-Symposien-Berichtsbände; 17). S. 222-238.

Bennewitz, Ingrid: Zur Konstruktion von Körper und Geschlecht in der Literatur des Mittelalters. In: Genderdiskurse und Körperbilder im Mittelalter. Eine Bilanzierung nach Butler und Laquer. Hrsg. v. Ingrid Bennewitz u. Ingrid Kasten. Münster 2002 (Bamberger Studien zum Mittelalter; 1). S. 1-10.

- Birkhan, Helmut: *Magie im Mittelalter*. München 2010.
- Bleumer, Hartmut: *Zwischen Wort und Bild*. In: *Zwischen Wort und Bild. Wahrnehmungen und Deutungen im Mittelalter*. Hrsg. v. Hartmut Bleumer. Köln 2010. S. 109-156.
- Boulnois, Olivier: *Johannes Duns Scotus. Transzendente Metaphysik und normative Ethik*. In: *Philosophen des Mittelalters. Eine Einführung*. Hrsg. v. Theo Kobisch. Darmstadt 2000. S. 219-235.
- Bowra, Cecil Maurice: *Heroic Poetry*. London [u. a.] 1966.
- Brandt, Rüdiger: *Konrad von Würzburg: Kleinere epische Werke*. 2., neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin 2009 (Klassiker-Lektüren; 2).
- Bräuer, Rolf: *Poesie als Traum. Stufen der Fiktionalität in mittelalterlichen Texten*. In: *Ist mir getroumet mîn leben? Vom Träumen und vom Anderssein*. Festschrift für Karl-Ernst Geith zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. André Schneider [u. a.]. Göppingen 1998. S. 21-30.
- Brüggen, Elke: *Kleidung und Mode in der höfischen Epik des 12. und 13. Jahrhunderts*. Heidelberg 1989 (Beihefte zum Euphorion; 23).
- Brungs, Alexander: *Charakteristische Aspekte des Zorns in seiner Darstellung durch Philosophen des Mittelalters*. In: *Das Mittelalter 14* (2009). S. 28-40.
- Brunner, Horst: *Einleitung*. In: *Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen*. Hrsg. v. Horst Brunner. Bibliographisch ergänzte Ausg. Stuttgart 2004 (RUB; 8914/Interpretationen). S. 7-20.
- Brunner, Horst: *Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. Erw. u. bibliograph. erg. Ausg. Stuttgart 2010 (RUB; 17680).
- Brunner, Horst: *Hartmann von Aue: Erec und Iwein*. In: *Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen*. Hrsg. v. Horst Brunner. Bibliographisch ergänzte Ausg. Stuttgart 2004 (RUB; 8914/Interpretationen). S. 97-128.
- Brunner, Horst: *Konrad von Würzburg*. In: *VerfLex Bd. 5*, Sp. 272-304.
- Brunner, Horst: *Vorwort*. In: *Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Materialien und Untersuchungen*. Hrsg. v. Horst Brunner. Wiesbaden 1990 (Wissensliteratur im Mittelalter; 3). S. 3-6.
- Buchheim, Thomas: *eros*. In: *WbaPh*. S. 153-154.
- Bumke, Joachim: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*. 9. Aufl. München 1999.
- Bumke, Joachim: *Höfischer Körper – Höfische Kultur*. In: *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*. Hrsg. v. Joachim Heinzle. Frankfurt a. M./Leipzig 1994. S. 67-102.
- Cormeau, Christoph: *Quellenkompendium oder Erzählkonzept? Eine Skizze zu Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg“*. In: *Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft*. Festschrift für Hans Fromm. Hrsg. v. Klaus Grubmüller [u. a.]. Tübingen 1979. S. 303-319.
- Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 8. Auflage. Bern/München 1973.
- de Vries, Josef: *Grundbegriffe der Scholastik*. 2. durchges. Aufl. Darmstadt 1983.

- Dietl, Cora: Die Grenzstadt Troja. In: *Frontiers in the middle ages. Proceedings of the Third European Congress of Medieval Studies (Jyväskylä, 10-14 June 2003)*. Hrsg. v. Outi Merisalo u. Päivi Pahta. Louvain-la-Neuve 2006 (Textes et études du moyen âge; 35). S. 643-659.
- Dinkelacker, Wolfgang: Spielregeln, Gattungsregeln. Zur literarischen Gestaltung des Nibelungenstoffes. In: 8. Pöchlerner Heldenliedgespräch. Das Nibelungenlied und die Europäische Heldendichtung. Hrsg. v. Alfred Ebenbauer u. Johannes Keller. Wien 2006 (Philologica Germanica; 26). S. 57-71.
- Dreyer, Mechthild u. Mary Beth Ingham: Johannes Duns Scotus zur Einführung. Hamburg 2003.
- Ebenbauer, Alfred: Achillesferse – Drachenblut – Kryptonit. Die Unverwundbarkeit der Helden. In: 8. Pöchlerner Heldenliedgespräch. Das Nibelungenlied und die Europäische Heldendichtung. Hrsg. v. Alfred Ebenbauer u. Johannes Keller. Wien 2006 (Philologica Germanica; 26). S. 73-101.
- Eberhard Lämmert: Bauformen des Erzählens. 8. Aufl. Stuttgart 1993 (Metzler-Studienausgabe). S. 176.
- Ehrismann, Otfried: Ehre und Mut, *Âventiure* und *Minne*. Höfische Wortgeschichten aus dem Mittelalter. München 1995.
- Eisler, Rudolf: Begehren. In: Eisler.
- Elm, Ralf: *philia*. In: WbaPh. S. 337-339.
- Fichte, Joerg O.: Providentia – Fatum – Fortuna. In: *Das Mittelalter 1.1* (1996). S. 5-20. <<https://doi.org/10.1524/mial.1996.1.1.5>>; abgerufen am 12.02.2019.
- Finkele, Simone: Die Zerstörung und der Wiederaufbau Trojas in Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg“. In: *Die zerstörte Stadt. Mediale Repräsentationen urbaner Räume von Troja bis SimCity*. Hrsg. v. Andreas Böhn. Bielefeld 2007. S. 57-82.
- Flasch, Kurt: Das philosophische Denken im Mittelalter. Von Augustin zu Machiavelli. 2., revid. u. erw. Aufl. Stuttgart 2011 (RUB; 18103).
- Freudenberg, Bele: *Furor, zorn, irance*. Interdisziplinäre Sichtweisen auf mittelalterliche Emotionen. Einführung. In: *Das Mittelalter 14* (2009). S. 3-6.
- Friedrich, Udo: Diskurs und Narration. Zur Kontextualisierung des Erzählens in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘. In: *Text und Kontext*. Hrsg. v. Jan-Dirk Müller. München 2007 (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien; 64). S. 99-120.
- Friedrich, Udo: Wilde Aventure. Beobachtungen zur Organisation und Desorganisation des Erzählens in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘. In: *wildekeit. Spielräume literarischer obscuritas im Mittelalter*. Hrsg. v. Susanne Köbele u. Julia Frick. Berlin 2018 (Wolfram-Studien; XXV). S. 281-295.
- Gebert, Bent: Narration und Ostension im *Trojanerkrieg* Konrads von Würzburg. In: *Antikes erzählen. Narrative Transformationen von Antike in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Hrsg. v. Anna Heinze, Albert Schirrmeyer u. Julia Weitbrecht. Berlin/Boston 2013 (Transformationen der Antike; 27). S. 27-48.
- Gehrke, Hans-Joachim: Rache. In: DNP. <https://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/rache-e1018150?s.num=0&s.f.s2_parent=s.f.book.der-neue-pauly&s.q=rache>; abgerufen am 23.01.2019.

- Gernentz, Hans Joachim: Konrad von Würzburg. Charakter und Bedeutung seiner Dichtung. In: Weimarer Beiträge 7.1 (1961). S. 27-45.
- Gerok-Reiter, Annette: Die Angst des Helden und die Angst des Hörers. Stationen einer Umbewertung in mittelhochdeutscher Epik. In: Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien. Hrsg. v. Annette Gerok-Reiter u. Sabine Obermaier. Berlin 2007 (Das Mittelalter; 12,1). S. 127-143.
- Graus, František: Troja und trojanische Herkunftssage im Mittelalter. In: Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter. Veröffentlichung der Kongreßakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbandes. Hrsg. v. Willi Erzgräber. Sigmaringen 1989, S. 25-43.
- Grubmüller, Klaus: Historische Semantik und Diskursgeschichte: *zorn, nît* und *haz*. In: Codierungen von Emotionen im Mittelalter/Emotions and Sensibilities in the Middle Ages. Hrsg. v. Stephen Jaeger u. Ingrid Kasten. Berlin 2003, S. 47-69.
- Grubmüller, Klaus: *Natûre ist der ander got*. Zur Bedeutung von *natûre* im Mittelalter. In: Natur und Kultur in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Andreas Robertshaw u. Gerhard Wolf. Tübingen 1999. S. 3-17.
- Gute Nachricht Bibel. Stuttgart 1997.
- Habiger-Tuczay, Christa: Magie und Magier im Mittelalter. München 1992.
- Haferland, Harald: Höfische Interaktion. Interpretationen zur höfischen Epik und Didaktik um 1200. München 1989 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur; 10).
- Hasebrink, Burkhard: Rache als Geste. Medea im „Trojanerkrieg“ Konrads von Würzburg. In: Literarische Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters. Festschrift für Volker Mertens zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Matthias Meyer u. Hans-Jochen Schiewer. Tübingen 2002. S.209-230.
- Haug, Walter: Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. 2. überarb. u. erw. Aufl. Darmstadt 1992.
- Heinzle, Joachim: Der gerechte Richter. Zur historischen Analyse mittelalterlicher Literatur. In: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Hrsg. v. Joachim Heinzle. Frankfurt a. M./Leipzig 1994. S. 266-294.
- Heinzle, Joachim: Heldendichtung. In: RLW Bd. 2, S. 21-25.
- Herberichs, Cornelia/Reichlin, Susanne (Hrsg.): Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur. Göttingen 2010 (Historische Semantik; 13).
- Hermann, Alfred: Chiron. In: RAC Bd. II. Stuttgart 1954. Sp. 1100-1105.
- Herter, Hans: Proteus. In: Pauly 45. Halbband. Sp. 940-975.
- Hock, Klaus: Eid. In: RGG Bd. 2, Sp. 1121-1122.
- Horn, Katalin: Held, Heldin. In: EM Bd. 6. Sp. 721-745
- Huber, Christoph: Der Apfel der Discordia. Funktion und Dinglichkeit in der Mythographie und im *Trojanerkrieg* Konrads von Würzburg. In: Dingkulturen. Hrsg. v. Anna Mühlherr u. a. Berlin/Boston 2016 (Literatur, Theorie, Geschichte; 9). S. 110-126
- Iris von Bredow u. a.: Thrakes, Thrake, Thraci. In: DNP.
http://dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e1211890; abgerufen am 22.01.2019.

- Jackson, Timothy R.: Außen und Innen bei Konrad von Würzburg. Die Achill-Deidamia-Episode im *Trojanischen Krieg*. In: Personenbeziehungen in der mittelalterlichen Literatur. Hrsg. v. Helmut Brall [u. a.]. Düsseldorf 1994 (Studia humaniora; 25). S. 219-249.
- Kaerst, Julius: Alexandros III. In: Pauly Reihe 1, Bd. 1.2. Sp. 1412-1434.
- Kellner, Beate: Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg*. Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen Antike und Mittelalter. In: *Poetica* 42.1 (2010). S. 86-116.
- Kellner, Beate: Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter. München 2004.
- Kern, Manfred: Achilles. In: *LexaG*, S. 3-9.
- Kern, Manfred: Alexander. In: *LexaG*, S. 38-54.
- Kern, Manfred: Helena. In: *LexaG*, S. 282-290.
- Knapp, Gerhard Peter: Hector und Achill: Die Rezeption des Trojastoffes im deutschen Mittelalter. Personenbild und struktureller Wandel. Bern/Frankfurt a.M. 1974 (Utah Studies in Literature and Linguistics; 1).
- Kokott, Hartmut: Konrad von Würzburg. Ein Autor zwischen Auftrag und Autonomie. Stuttgart 1989.
- Kraß, Andreas: Achill und Patroclus. Freundschaft und Tod in den Trojaromanen Benôits de Sainte-Maure, Herborts von Fritzlär und Konrads von Würzburg. In: *LiLi* 29/114 (1999). S. 66-98.
- Kugler, Hartmut: Liebeskrankheit im mittelalterlichen Roman – Einige Beobachtungen unter dem Aspekt der Geschlechterdifferenz. In: *Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen*. Hrsg. v. Frank Stahnisch u. Florian Steger. Stuttgart 2005 (Geschichte und Philosophie der Medizin; 1). S. 181-195.
- Lauer, Esther: Die Materialität der Sprache und die Sprachlichkeit des Materials in Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg*. In: *Variations* 17 (2008). S. 101-111.
- Lenk, Brunhilde: Thrake (Bevölkerung). In: *Pauly* 2. Reihe, 11. Halbband. Sp. 402.
- Lienert, Elisabeth: *daz beweinten sît diu wîp*. Der Krieg und die Frauen in mittelhochdeutscher Literatur. In: *Vom Mittelalter zur Neuzeit*. Festschrift für Horst Brunner. Hrsg. v. Dorothea Klein. Wiesbaden 2000. S. 129-146.
- Lienert, Elisabeth: *Deutsche Antikenromane des Mittelalters*. Berlin 2001 (Grundlagen der Germanistik; 39).
- Lienert, Elisabeth: Die Überlieferung von Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg“. In: *Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Materialien und Untersuchungen*. Hrsg. v. Horst Brunner. Wiesbaden 1990 (Wissensliteratur im Mittelalter; 3). S. 325-406.
- Lienert, Elisabeth: *Geschichte und Erzählen. Studien zu Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg“*. Wiesbaden 1996 (Wissensliteratur im Mittelalter; 22).
- Lienert, Elisabeth: Helena – thematisches Zentrum von Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘. In: *Jahrbuch der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft* 5 (1988). S. 409-420.

- Lienert, Elisabeth: Konrad von Würzburg: *Trojanerkrieg*. In: *Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen*. Hrsg. v. Horst Brunner. Bibliograph. erg. Ausg. Stuttgart 2004 (RUB; 8914/Interpretationen). S. 391-410.
- Lienert, Elisabeth: Ritterschaft und Minne, Ursprungsmythos und Bildungszeit – Troja-Anspielungen in nicht-trojanischen Dichtungen des 12. bis 14. Jahrhunderts. In: *Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. Hrsg. v. Horst Brunner. Wiesbaden 1990. S. 199-243.
- Lienert, Elisabeth: *wildekeit* und Widerspruch. Poetik der Diskrepanz bei Konrad von Würzburg. In: *wildekeit*. Spielräume literarischer *obscuritas* im Mittelalter. Hrsg. v. Susanne Köbele u. Julia Frick. Berlin 2018 (Wolfram-Studien; XXV). S. 323-341.
- Lotman, Jurij Michailowitsch: *Die Struktur literarischer Texte*. Übers. v. Rolf-Dietrich Keil. 4. unveränd. Aufl. München 1993.
- Lugowski, Clemens: *Die Form der Individualität im Roman. Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung*. Hildesheim/New York 1970[=1932] (Neue Forschung; 14).
- Martínez, Matías u. Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*. 7. Aufl. München 2007.
- Martínez, Matías: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen 1996 (Palaestra; 298)
- Mathieu, Vittorio: *Appetito*. In: *EnFil I*, Sp. 389.
- Meincke, Anne Sophie: *Finalität und Erzählstruktur. Gefährdet Didos Liebe zu Eneas die narrative Kohärenz der Eneide Heinrichs von Veldeke?* Stuttgart 2007.
- Meyer, Matthias: *Struktureller Zauber. Zaubersalben und Salbenheilungen in der mittelhochdeutschen Literatur*. In: *Zauberer und Hexen in der Kultur des Mittelalters*. III. Jahrestagung der Reineke-Gesellschaft. E.V. San Malo, 5.-9. Juni 1992. Hrsg. v. Danielle Buschinger u. Wolfgang Spiewok. Greifswald 1994 (Wodan. Greifswalder Beiträge zum Mittelalter; 33). S. 139-151.
- Miklautsch, Lydia: *Das Mädchen Achill. Männliches Crossdressing und weibliche Homosexualität in der mittelalterlichen Literatur*. In: *Literarische Leben*. Teil 2. Hrsg. v. Matthias Meyer [u.a.]. Tübingen 2002. S. 575-596.
- Monecke, Wolfgang: *Studien zur epischen Technik Konrads von Würzburg. Das Erzählprinzip der „wildekeit“*. Stuttgart 1968 (Germanistische Abhandlungen; 24).
- Müller, Jan-Dirk: *Blinding Sight. Some Observations on German Epics of the Thirteenth Century*. In: *Rethinking the Medieval Senses. Heritage/Fascinations/Frames*. Hrsg. v. Stephen G. Nichols, Andreas Kablitz u. Alison Calhoun. Baltimore 2008, S. 206-216.
- Müller, Jan-Dirk: *Häutungen und neue Kleider. Zum ‚wilden‘ Subtext der Medea-Episode in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘*. In: *wildekeit*. Spielräume literarischer *obscuritas* im Mittelalter. Hrsg. v. Susanne Köbele u. Julia Frick. Berlin 2018 (Wolfram-Studien; XXV). S. 297-322.
- Müller, Jan-Dirk: *Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur höfischen Epik*. Tübingen 2007.
- Müller, Jan-Dirk: *schîn und Verwandtes. Zum Problem der „Ästhetisierung“ in Konrads von Würzburg Trojanerkrieg*. In: *Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge*

- zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter. Hrsg. v. Gerd Dicke, Manfred Eikermann u. Burkhard Hasebrink. Berlin/New York 2006, S. 287-308.
- Müller, Jan-Dirk: Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes. Tübingen 1998.
- Niessen, Stefan: Traum und Realität. Ihre neuzeitliche Trennung. Würzburg 1993.
- Oberhammer, Eugen: Thrake (Klima, Produkte). In: Pauly. 2. Reihe, Bd. 6.1. Sp. 400-401.
- Obermaier, Sabine: Höllenangst, Kriegerangst, Liebesangst. Narrative Räume für Angst im ‚Eneasroman‘ Heinrichs von Veldeke. In: In: Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien. Hrsg. v. Annette Gerok-Reiter. u. Sabine Obermaier. Berlin 2007 (Das Mittelalter; 12,1). S. 144-160.
- Ottmann, Henning, Helmut Rucker u. Klaus Mainzer: Maß. In: HWbPh Bd. 5. Sp. 807-823.
- Peters, Ursula: Gender trouble in der mittelalterlichen Literatur? Mediävistische Genderforschung und Crossdressing-Geschichten. In: *Manlîchiu wîp, wîplîch man*. Zur Konstruktion der Kategorien „Körper“ und „Geschlecht“ in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Ingrid Bennewitz u. Helmut Tervooren. Berlin 1999 (Beihefte zur ZfdtP; 9). S. 284-304.
- Peters, Ursula: Literatur in der Stadt. Studien zu den sozialen Voraussetzungen und kulturellen Organisationsformen städtischer Literatur im 13. und 14. Jahrhundert. Tübingen 1983 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; 7).
- Petrone, Gianna: Locus amoenus/locus horridus: due modi di pensare la natura. In: L'uomo antico e la natura. Atti del convegno nazionale di studi. Hrsg. v. Renato Uglione. Turin 1998. S. 177-195.
- Pfennig, Martin: *erniuwen* – Zur Erzähltechnik im Trojaroman Konrads von Würzburg. Frankfurt a. M. (u. a.) 1995 (Europäische Hochschulschriften, Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur; 1537).
- Probst, Peter u. Franz Josef Wetz: Traum. In: HWbPh Bd. 10. Sp. 1461-1473.
- Ramin, Andreas: Symbolische Raumorientierung und kulturelle Identität. Leitlinien der Entwicklung in erzählenden Texten vom Mittelalter bis zur Neuzeit. München 1994.
- Reiner, Hans: Gewissen. In: HWbPh Bd. 3. Sp. 574-592.
- Roscher, Wilhelm Heinrich: Hekate. In: Roscher Bd. I.2. Sp. 1885-1910.
- Sanders, Willy: Glück. Zur Herkunft und Bedeutungsentwicklung eines mittelalterlichen Schicksalsbegriffs. Köln 1965 (Niederdeutsche Studien ; 13).
- Schiffler, Birgitt: Die Typologie des Kentauren in der antiken Kunst vom 10. bis zum Ende des 4. Jhs. v. Chr. Frankfurt a. M./Bern 1976.
- Schlapbach, Karin: *Locus amoenus*. In: RAC. Band XXIII: Lexikon II – Manes. Hrsg. v. Georg Schöllgen [u. a.]. Stuttgart 2010. Sp. 231-244.
- Schmid, Elisabeth: Ein trojanischer Krieg gegen die Langeweile. In: Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Wolfgang Harms u. Jan-Dirk Müller in Verb. m. Susanne Köbele u. Bruno Quast. Stuttgart/Leipzig 1997. S. 199-220.

- Schmitz, Christine, Francesco Zanella u. Susanne Heydasch-Lehmann: Mythos. In: RAC Bd. XXV: Mosaik-Nymphaeum. Hrsg. v. Georg Schöllgen [u. a.]. Stuttgart 2013. Sp. 471-516.
- Schnell, Rüdiger: Ovids *Ars amatoria* und die höfische Minnetheorie. In: Euphorion 69.2 (1975). S. 132-159.
- Schröder, Werner: Über die Scheu vor der Tragik mittelalterlicher Dichtung. München 1992 (Abhandlungen der Marburger Gelehrten Gesellschaft).
- Schulz, Armin: Das Goldene Vlies und das mythische Außerhalb des Höfischen. Narrative Spekulationen über das Andere von Minne und Aventure in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘. In: Unorte. Spielarten einer verlorenen Verortung. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Hrsg. v. Matthias Däumer, Annette Gerok-Reiter u. Friedemann Kreuder. Bielefeld 2014 (Mainzer historische Kulturwissenschaften; 3). S. 291-310.
- Schulz, Armin: Erzähltheorie in mediävistischer Perspektive. Studienausgabe. 2. Aufl. Berlin [u. a.] 2015.
- Schulz, Armin: Fragile Harmonie. „Dietrichs Flucht“ und die Poetik der ‚abgewiesenen Alternative‘. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 121 (2002). S. 390-407.
- Schulz, Monika: Beschwörungen im Mittelalter. Einführung und Überblick. Heidelberg 2003.
- Schulz, Monika: Magie oder Die Wiederherstellung der Ordnung. Frankfurt am Main [u. a.] 2000 (Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore. Reihe A: Texte und Untersuchungen; 5).
- Seus, Olga: Heilsgeschichten vor dem Heil? Studien zu mittelhochdeutschen Trojaverserzählungen. Stuttgart 2011.
- Sieber, Andrea: *daz frouwen cleit nie baz gestuont*. Achills Crossdressing im „Trojanerkrieg“ Konrads von Würzburg und in der „Weltchronik“ des Jans Enikel. In: Genderdiskurse und Körperbilder im Mittelalter. Eine Bilanzierung nach Butler und Laqueur. Hrsg. v. Ingrid Bennewitz u. Ingrid Kasten. Münster 2002 (Bamberger Studien zum Mittelalter; 1). S. 49-76.
- Sieber, Andrea: Die *angest* des Herkules. Zum Wandel eines emotionalen Verhaltensmusters in mittelalterlichen Trojaromanen. In: Codierungen von Emotionen im Mittelalter/Emotions and Sensibilities in the Middle Ages. Hrsg. v. Stephen Jaeger u. Ingrid Kasten. Berlin 2003, S. 222-234.
- Sieber, Andrea: Konfusion der Geschlechter? Zur Sozialisation Achills im „Trojanerkrieg“ Konrads von Würzburg. In: Der Deutschunterricht 55/1 (2003). S. 76-89.
- Sieber, Andrea: Medeas Rache. Liebesverrat und Geschlechterkonflikte in Romanen des Mittelalters. Köln/Weimar/Wien 2008 (Literatur – Kultur – Geschlecht; 46).
- Söder, Joachim Roland: Kontingenz und Wissen. Die Lehre von den *futura contingencia* bei Johannes Duns Scotus. Münster 1999 (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters; 49).
- Speckenbach, Klaus: Kontexte mittelalterlicher Träume. Traumtheorie – fiktionale Träume – Traumbücher. In: *Lingua Germanica*. Studien zur deutschen Philologie. Jochen Splett zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Eva Schmitsdorf, Nina Hartl u. Barbara Meurer. Münster [u. a.] 1998. S. 298-316.

- Speyer, Wolfgang: Mischwesen. In: RAC Bd. XXIV. Stuttgart 2012. Sp. 864-925.
- Störmer-Caysa, Uta: Einführung in die mittelalterliche Mystik. Stuttgart 2004 (RUB; 17646).
- Störmer-Caysa, Uta: Gewissen und Buch. Über den Weg eines Begriffes in die deutsche Literatur des Mittelalters. Berlin/New York 1998 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 14).
- Störmer-Caysa, Uta: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman. Berlin/New York 2007.
- Strauch, Inge u. Barbara Meier: Den Träumen auf der Spur. Zugang zur modernen Traumforschung. 2. vollst. überarb. u. erg. Aufl. Bern [u. a.] 2004.
- Strohschneider, Peter: Einfache Regeln – komplexe Strukturen. Ein strukturanalytisches Experiment zum „Nibelungenlied“, in: Mediävistische Komparatistik. Festschrift. Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Wolfgang Harms und Jan-Dirk Müller. Stuttgart/Leipzig 1997. S. 43-75.
- Toepfer, Regina: Höfische Tragik. Motivierungsformen des Unglücks in mittelalterlichen Erzählungen. Berlin [u. a.] 2013 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte; 144).
- Toepfer, Regina: Von der Kunst des Liebens zum Affekt des Tragischen. Die Beziehung von Paris und Helena in Ovids *Heroides* und Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg*. In: Tragik und Minne. Hrsg. v. Regina Toepfer. Heidelberg 2017 (Studien zu Literatur und Erkenntnis; 12). S. 177-206.
- von See, Klaus: Held und Kollektiv. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 122.1 (1993). S. 1-35.
- von See, Klaus: Was ist Heldendichtung? In: Europäische Heldendichtung. Hrsg. v. Klaus von See. Darmstadt 1978 (Wege der Forschung; 500). S. 1-38.
- Wald, Berthold: Substanz; Substanz/Akzidens. In: HWbPh Bd. 10. Sp. 507-521.
- Walde, Christine u. Anne Ley: Kentauren. In: DNP. <http://dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e612220>; abgerufen am 22.01.2019.
- Walde, Christine: Traum und Traumdeutung in der griechisch-römischen Antike oder vom Zwang, Träume zu deuten. In: Traum und Vision in der Vormoderne. Traditionen, Diskussionen, Perspektiven. Hrsg. v. Annette Gerok-Reiter u. Christine Walde. Berlin 2012. S. 21-44.
- Walentowski, Sabine: Alexander III. der Große. In: MetzLA. S. 21-22.
- Walf, Kurt: *Bonum commune*. In: LexMA Bd. 2. Sp. 435.
- Wechselbaumer, Ruth: *Er wart gemerket unde erkant/durch seine [sic!] unvroweliche [sic!] site*. Männliches Cross-Dressing in der mittelhochdeutschen Literatur. In: *Manlîchiu wîp, wîplîch man*. Zur Konstruktion der Kategorien „Körper“ und „Geschlecht“ in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Ingrid Bennewitz u. Helmut Tervooren. Berlin 1999 (Beihefte zur ZfdtP; 9). S. 326-341.
- Williams, Thomas: Human Freedom and Agency. In: The Oxford Handbook of Aquinas. Hrsg. v. Brian Davies u. Eleonore Stump. Oxford [u. a.] 2012. S. 199-208.
- Wirth, Gerhard: Alexander der Große (Alexander III.). In: KLP Bd. 1. Sp. 247-249.

Wolf, Beat: *Vademecum medievale*. Glossar zur höfischen Literatur des deutschsprachigen Mittelalters. Bern 2002.

Worstbrock, Franz Josef: Der Tod des Hercules. Eine Problemskizze zur Poetik des Zerfalls in Konrads von Würzburg Trojanerkrieg. In: *Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Hrsg. v. Harald Haferland u. Michael Mecklenburg. München 1996 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur; 19). S. 273-284.

Worstbrock, Franz Josef: Die Erfindung der wahren Geschichte. Über Ziel und Regie der Wiedererzählung im Trojanerkrieg Konrads von Würzburg. In: *Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters: Jan-Dirk Müller zum 65. Geburtstag*. Hrsg. v. Ursula Peters u. Rainer Warning. Paderborn 2009. S. 155-174.